Sov. 182 t

König
Friedrich Wilhelm III.
der Gerechte,

oder:

Seine Zeit, sein Leben und Wirken.

Historisch-biographisches Gemälde

von

Albert Schulz.

Schulz
Friedrich
Wilhelm III.

Berlin.

Verlag und Druck von S. D. Schnitzer,
Monbijou-Platz No. 10.

175.D
71 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorwort.

Diese Bläter sind dem Andenken eines Heldenkönigs geweiht, eines Königs, dessen große Laufbahn sich mittten durch die bewegteste und ereignißreichste Zeit der Weltgeschichte zieht! Zwar ist die Kindheit Friedrich Wilhelm's III. noch von der Glorie Friedrich's II. umstrahlt; aber als Jüngling erlebt er schon die Stürme der französischen Revolution und die grausame Ermordung Ludwig's XVI. Doch damit beginnt die umschleierte Zukunft erst, die Fri'edrich Wlhelm III. vorbehalten ist; denn ihm bleiben die Folgen übrig von den Verwirrungen, welche die Revolution hervorgerufen hat. Allein ohne dies zu ahnen, besteigt er den Thron seiner Väter, ergreift mit starker Hand die Zügel der Regierung und gewinnt so von vorn herein die Liebe seines Volkes, den mächtigsten Schirm in künftigen Gefahren. Aber er ist auch solcher Liebe wurdig; denn in seinem milden Vaterherzen findet jeder Unterthan die innigste Theilnahme an seinem Wohl und Wehe. Indeß, während der König sich bestrebt, je mehr und mehr

einen glücklichen Staat zu gründen, umzieht sich im Westen Europ's der Himmel mit schwarzen Gewitterwolken. Dort hat sich ein kühner General zum Herrscher Frankreichs aufgezwungen und droht in seinem Uebermuthe allen gekrönten Häuptern mit dem Schwerte. Friedrich Wilhelm haßt den Krieg, weil er zerstört, und liebt den Frieden, weil er Segen schafft; allein der französische Emporkömmling tritt das Völkerrecht mit Füßen und reizt die Nationen zum Kampfe. Schon ist Rußland besiegt. Oestreich erliegt seinen Streichen; nur Preußen steht noch jungfräulich da. Aber das Volk will die Verletzung seiner Ehre nicht mehr dulden, fordert laut den Krieg, und der König zieht in's Feld. Doch an der Spitze seines Heeres stehen alte Feldherrn, einer neidisch auf den andern, nicht achtend den sieggewohnten Feind. Die Schlacht bricht an. Der gemeine Krieger kämpft, seines Preußennamens würdig, tapfer; da sinkt der Oberfeldherr, und verloren ist nun Alles. Jetzt bleibt die Flucht, das letzte Rettungsmittel; der Sieger folgt, und unaufhaltsam dringt er vorwärts, bis hinauf nach Königsberg. —

Vor wenigen Monden noch der glücklichste Fürst Europa's sah sich der König von Preußen plötzlich aller Größe, und fast seines ganzen Reichs beraubt; aber wie unermeßlich auch dies Unglück war, so

schlugen ihm die Leiden seiner theuren Louise noch viel tiefere Wunden. Sie hatte keine Hoffnung mehr; ihr Herz fand nur im Glauben und in der Liebe Trost. Da erfolgte der Frieden zu Tilsit, der dem Könige die Hälfte seiner Unterthanen entriß, und diese Trennung von seinen Kindern war dem edlen Landesvater schmerzlich, schmerzlicher noch jede Thräne, die seine erhabene Gemahlin weinte. Endlich verlangte der Sieger schwere Opfer, unerschwinglich für das ausgesogene Land; da gab der König seine Kostbarkeiten, die Königin ihre Juwelen hin. Aber in der Seele Friedrich Wilhelm's war es Nacht, das Herz seiner Louise gebrochen; und dies war der härteste Schlag der ihn traf: denn er sah an seiner Seite eine Verklärte, die der andern Welt angehörte. Sie starb wie sie gelebt, im Glauben an den Erlöser, und auf Seraphschwingen schwebte sie hinüber in ein seliges Paradies.

Preußens größtes Kleinod war dahin; Friedrich Wilhelm stand allein. Nichts war ihm übrig geblieben, als die Erinnerung an die Entschlafene; aber darin selbst noch einen Reichthum besitzend. Umgeben von seinen geliebten Kindern, gab er sich nun gänzlich der Sorge für seine bedrückten Unterthanen hin, um sie vorzubereiten auf die große Zeit, wo sie die erlittene Schmach wieder auslöschen und ihre ehemalige

Unabhängigkeit auf's Neue erringen sollten. Und sie kam diese Zeit, mit allen ihren ausgezeichneten Helden und Heldenthaten, durch welche endlich der fränkische Koloß stürzte.

Abermals war der Frieden errungen, aber herrlicher, segenbringender, als der von Tilsit. Jetzt ruht er, schlummernd den Todesschlaf im Sarkophage, an der Seite seiner heißgeliebten Louise.

Mögen diese Worte meinen geneigten Leser auf die nachfolgende Darstellung vorbereiten, jedoch ihn nicht erwarten lassen, mehr als eine einfache Erzählung der Hauptmomente mit Berührung der wichtigsten Personen aus dem Leben des hochseligen Königs zu finden.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.

Von der Geburt bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III.

(Vom 3. August 1770 bis zum 16 November 1797.)

1. Der Knabe.

Der Morgen begann zu dämmern. Im fernen Osten hob die Sonne sich aus ihrem Flutenbett empor, stieg majestätisch am Horizont herauf und breitete ihre Strahlengewand über die schlummernde Erde aus. Der Schlaf hielt die Bewohner unserer Hemisphäre noch umschlungen, vielleicht Tausend umgaukelnd mit süßen Träumen; aber Einer wachte schon und athmete, lustwandelnd in seinem selbstgeschaffenen Paradiese, die frische Morgenluft. Dies war König Friedrich der Große.

Der Philosoph von Sanssouci spazierte gebeugten Hauptes vor seinem Schlosse auf und nieder, stand plötzlich still, bewegte sich dann weiter und stand wieder still; dabei sprach er laut vor sich hin nnd zeichnete mit dem Krückstock mathematische Figuren in den Sand, als ob er ein außerordentliches Problem zu lösen hätte. Endlich trat er zurück in's Schloß und lenkte die Schritte nach dem Zimmer der Bi-

bliothek. Hier erwartete ihn der Kammer=Husar Schöning mit einem Schreiben, welches dieser ihm ehrfurchtsvoll entgegenhielt.

„Was bringt Er mir so früh?" fragte der König barsch, während er das Schreiben nahm und das Siegel brach.

„Ew. Majestät halten zu Gnaden! der Brief kommt von Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen," sagte der Diener, an den strengen Ton seines Gebieters längst gewöhnt.

„Gut! Er kann gehen — Ich werde Ihn wieder rufen lassen."

Schöning entfernte sich, ohne zu ahnen, welche wichtige Nachricht dieser Brief enthielt; der König blieb zurück und überließ sich der ungetrübten Freude über ein Ereigniß, das sich während der Nacht in der nahegelegenen Stadt Potsdam zugetragen hatte.

Die Ehe Friedrich's des Großen war kinderlos geblieben und er hatte deshalb seinen Bruder August Wilhelm zum Thronfolger ernannt. Doch schon im Jahre 1758 starb dieser Prinz und der König erhob nun des Bruders ältesten Sohn Friedrich Wilhelm zu seinem Nachfolger, indem er ihn den Titel „Prinz von Preußen" gab. Zwar stand der junge Thronerbe, am 25. September 1744 geboren, beim Tode seines Vaters beinahe noch im Knabenalter, allein unter der Führung des Grafen Adam von Borke und des Gelehrten Beguelin reifte er doch zu einem hoffnungsvollen Jüngling heran. Inzwischen lebte König Friedrich auf dem Schlachtfelde und konnte nur selten an seinen Neffen denken; jetzt aber, aus dem siebenjährigen Kampfe um Schlesien als Sieger

heimgekehrt, schenkte er auch den Angelegenheiten seines Hauses einige Aufmerksamkeit.

Zunächst beschloß der große König seinen Neffen zu vermählen, weil die preußische Regentenfamilie schon bis auf wenige Glieder zusammengeschmolzen war und er deshalb Besorgnisse um die Thronfolge hegte. Doch noch ehe dieses geschah, miethete der König um die Summe von 400 Thalern jährlich in Potsdam ein schlichtes, damals dem Landprediger Krumholz gehöriges Bürgerhaus und ließ es zur Wohnung für den Prinzen einrichten. Kaum hatte dieser es jedoch bezogen, so fand man die Räumlichkeiten viel zu beschränkt und miethete deshalb auch noch das daranstoßende Gebäude, ließ dies niederreißen und drei Etagen hoch wieder herstellen. Letzteres, mittelst Durchbrechens der Wände mit dem ersteren verbunden, bestimmte Friedrich nun zur Wohnung für die Gemahlin seines Neffen, unbekümmert darum, daß der Eigenthümer des Hauses, ein Brauer, Namens Lemann, die untere Etage behielt und sein Geschäft betrieb.

Erst jetzt, am 14. Juli 1765, nachdem Alles vorbereitet war, geschah die Vermählung des Prinzen von Preußen mit Elisabeth Christine Ulrike, Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig. Eigensinnig und launenhaft jedoch, wie die Prinzessin war, konnte sie ihren Gatten nicht beglücken; schon 1769 lös'te Friedrich die Ehe wieder auf und verband den Neffen mit Friederike Louise, Tochter Ludwig's **IX.**, Landgrafen von Hessen-Darmstadt.

Es war am Morgen des 3. August im Jahre 1770, als den Einwohnern der Stadt Potsdam durch rauschende Musik vom Nicolai-Kirchthurm herab die in der Nacht zwischen drei und vier Uhr erfolgte Geburt eines Prinzen verkündigt ward. Wohl jeder nahm diese Kunde freudig auf, doch freudiger nicht als sie der große Friedrich aufgenommen hatte, nachdem sie ihm von seinem Kammer-Husaren Schöning schriftlich eingehändigt war. Er besuchte gegen Mittag die hohe Wöchnerin, beschenkte sie mit einer kostbaren Haarnadel von Brillanten und küßte dann mit freudethränenden Augen den neugebornen Knaben. Schon am 8. August fand die Taufe des Prinzen Statt, wo er in Gegenwart seines Großonkels die Namen Friedrich Wilhelm erhielt. Darauf war die Erziehung des königlichen Kindes weiblichen Händen anvertraut; aber obwohl die Mutter den jungen Prinzen zärtlich liebte, fand sie doch nur selten Gelegenheit, ihn zu sehen. Auch Friedrich sah ihn in den ersten Jahren nur zuweilen, wie er sich überhaupt in der Familie des Prinzen von Preußen nur selten gezeigt. Dennoch blieb die physische und geistige Entwickelung des jungen Friedrich Wilhelm dem Adlerauge des großen Königs nicht verborgen, nur schien es ihm noch zu früh, den Knaben schon jetzt einer männlichen Erziehung zu unterwerfen; er ließ es sich deshalb gefallen, daß der Prinz einstweilen bei der Mutter blieb. Hier war es, wo der Knabe eines Tages bei einem unschuldigen Vergnügen um's Leben kommen konnte.

Die Prinzessin von Preußen hatte nämlich über dem Hofe ihres Wohnhauses einen schwebenden Garten erbauen lassen, in dessen Mitte sich ein Bassin befand, auf welchem der Prinz in einer verhältnißmäßig, kleinenen Gondel den Seemann spielte. Sei es nun, daß

ihm etwas in's Wasser gefallen war, was er wieder zu erlangen strebte, oder daß er sich zu stark geschaukelt hatte, genug, eines Tages stürzte er in das nasse Element, von dem zwar nur ein geringer Theil sich im Bassin befand, welches aber doch noch so viel Tiefe hatte, daß der verunglückte Prinz umgekommen, wenn auf seinen kläglichen Hülferuf nicht die Dienerschaft herbeigeeilt wäre.

Dieser Vorfall übte jedoch keinen nachtheiligen Einfluß auf den Knaben, vielmehr entwickelte sich in ihm allmälig jene Festigkeit des Charakters, die sich in friedlichen Lebensverhältnissen als Bestimmtheit des Willens, in Gefahren aber als Unerschrockenheit, Todesverachtung und Ausdauer des Muthes offenbart. Dabei zeigte der junge Prinz ein offenes kindliches Antlitz, ein schuldloses, frohes Gemüth, Lebhaftigkeit des Geistes und eine gewisse Schnelligkeit im Auffassen von Begriffen, sowie Schärfe im Vergleichen und Unterscheiden.

Zuweilen besuchte der kleine Friedrich Wilhelm seinen Großonkel, der ihn immer gern um sich litt, selbst wenn er jedem Andern den Zutritt versagte. So geschah es einst, daß der Prinz in dem Kabinet des Königs, wo dieser gerade schrieb, mit dem Federballe spielte. Friedrich der Große ließ sich das gefallen, bis er endlich, mehrmals unangenehm gestört, das Spielzeug des Knaben in die Tasche steckte. Nachdem nun der Prinz lange vergebens um die Zurückgabe gebeten hatte, trat er keck vor den König hin und sagte drohend: „Wollen mir Ew. Majestät meinen Ball wiedergeben oder nicht?" Da reichte ihm Friedrich der Große lachend den Ball zurück und sprach: „Du bist ein braver Junge! Du wirst Dir Schlesien nicht wieder nehmen lassen."

Bei einer andern Gelegenheit ließ der König seinen jungen Neffen nach Sanssouci bescheiden. Der Prinz

war damals 7 Jahr alt und wohnte in Potsdam auf dem Schlosse. Um ihn nun vor seinem Großonkel recht herausstaffirt erscheinen zu lassen, gab man ihm einen, nach dem damaligen Pariser Modeschnitt gefertigten violett = seidenen Rock, eine mit Gold, Silber und Flittern gestickte Weste mit breiten Schößen, schwarze seidene Beinkleider mit Gürteln und Schnallen, weiße seidene Strümpfe und Schuhe im Geschmack der übrigen Kleidungsstücke. So geputzt, frisirt und gepudert, einen Haarbeutel im Nacken, einen Galanteriedegen mit Porzellangefäß und einen Chapeaubas unterm Arm, ging der Prinz zu Fuße nach Sanssouci, weil keine Equipage in Bereitschaft war und er die bestimmte Stunde nicht versäumen wollte. Am Ziele angekommen, erschien er vor dem König. Dieser empfing ihn mit freundlicher Miene, sprach zu ihm über mancherlei Dinge, klopfte ihm dann sanft auf die Wangen und fragte ihn: „Was wünschest Du Dir wohl?" — Die Frage kam den Prinzen unerwartet, und darauf nicht vorbereitet, schwieg er. — „Nun, Du wirst doch wohl etwas zu wünschen haben?" sprach der König weiter. Da faßte der Prinz mit der Hand nach dem Haarbeutel, der steife französische Anzug war ihm lästig, und er antwortete: „Eine Uniform, Ew. Majestät!" — „Die sollst Du haben; wünschest Du noch etwas?" — Da der Prinz um den König mehrere Windhunde spielen sah, und nicht wie das erste Mal wieder stocken wollte, antwortete er: „Ew. Majestät, ich möchte gern einen Hund haben." — „Auch den sollst Du bekommen." — Hierauf entließ Friedrich seinen Neffen und dieser kehrte nach Potsdam zurück.

Am folgenden Morgen, als der Prinz kaum das Bett verlassen hatte, erschien der Schneider und nahm ihm Maß zu einer Uniform. Bald darauf kamen ei=

nige Laquaien des Königs mit einer Koppel von sechs Hunden und sagte zum Prinzen, der König sende ihm solche, um sich einen davon auszuwählen.

Einige Jahre darauf ließ der König den Prinzen wieder zu sich rufen und fragte ihn, ob er fleißig sei und Fortschritte im Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte ꝛc. besonders aber in der französischen Sprache mache, und stellte so eine Art Examen mit ihm an. Um zu erfahren, wie weit es sein Neffe in der französischen Sprache gebracht habe, nahm Friedrich der Große Lafontaine's Fabeln, schlug eine davon auf und gebot ihm, sie laut vorzulesen und ins Deutsche zu übersetzen. Der Prinz that dies auch und nach überstandener Prüfung sagte der König: „Du bist recht fleißig gewesen, dafür verdienst Du eine Prämie.“ — Er gab ihm den schwarzen Adlerorden.*)

Als Friedrich Wilhelm der weiblichen Erziehung entwachsen war, übergab der Großonkel ihn einer männlichen Leitung, wählte jedoch leider in der Person des Geheimenraths Benisch einen Mann, der bei aller geistigen Befähigung und einem moralischen Lebenswandel sich dennoch nicht zum Erzieher eines unmündigen Prinzen eignete, weil er kränklich und hypochondrisch war und sich deshalb zu dem, mit einem gefühlvollen Gemüth und großer Bescheidenheit begabten jungen Fürsten nicht herabzustimmen verstand, sondern denselben bei der leisesten Aeußerung von kindlicher Lebhaftigkeit stets Verweise gab und ihm, wenn er sich vertrauensvoll nähern und anschließen wollte, zurückschreckenden Trübsinn entgegensetzte. Doch nicht ge-

*) Siehe J. E. Kretschmer's „Friedrich Wilhelm III“ Band I. Seite 698—701.

nug, daß der zartfühlende königliche Knabe diesen innern Verletzungen preisgegeben war — es gesellten sich dazu auch noch äußere. Die Oekonomie des Prinzen von Preußen war so kärglich organisirt, daß für die Subsistenz der jüngeren Prinzen nur geringe Summen verwendet werden konnten, weshalb denn die Bedürfnisse der Letztern oft unbefriedigt bleiben mußten. Allerdings hatte selbst dieser Mangel für den jungen Friedrich Wilhelm jene läuternde Kraft, die sein Herz immer mehr und mehr für die Theilnahme an fremder Noth empfänglich werden ließ *); aber es war doch diese Zeit eine allzustrenge, vom Vater nicht mit ganzer Gerechtigkeit herbeigeführte Prüfung für den Sohn, der als Erbe des preußischen Königsthrones solcher Vorbereitung nicht bedurfte.

Die ersten Genüsse fand der Prinz in den Beschäftigungen seiner Mußestunden. Von den Wissenschaften liebte er am meisten die Geschichte, besonders die vaterländische und die Kriegskunst; auch zeichnete und malte er mit großer Vorliebe die Gegenstände der letzteren. Ueberhaupt entwickelte sich in ihm schon früh eine gewisse Neigung für den Soldatenstand, und es darf nicht Wunder nehmen, daß er diesen Stand als seinen nächsten Beruf ansah und sich demselben schon seit seinem 7ten Lebensjahre, wo er, wahrscheinlich in Folge der obenerwähnten, gegen den Großonkel ausgesprochenen Bitte um eine Uniform, mit dieser zugleich

---

*) So läßt z. B. der Bischof Dr. Eylert in seinen Charakterzügen (Theil I. Seite 23) den Kammerdiener Friedrich Wilhelm's erzählen, daß, als der Prinz zehn Jahr alt war, sich bei ihm ein Bürger und Schuhmachermeister aus Potsdam melden ließ, der ihn um 20 Thaler zur Abhülfe seiner Noth anflehte, und Friedrich Wilhelm hörend, er sei noch im Besitz von 50 Thalern, habe die erbetene Summe bewilligt, allein den Dank des Empfängers zurückgewiesen.

(am 29. Juli 1777) das Fähndrichs-Patent erhielt, mit ganzer Seele widmete.

Im Jahre 1781 ernannte Friedrich der Große den General Karl von Backhoff zum Oberhofmeister der beiden ältesten Prinzen. Dieser war ein durchaus rechtlicher Mann von gutem Charakter, dessen militairische Kenntnisse, wenngleich er ein braver Soldat war, sich nicht über die gewöhnlichen Grundregeln der Taktik erhoben; nichts destoweniger wußte er die Zuneigung seiner hohen Zöglinge zu gewinnen, denn als er vom Schauplatze seines Wirkens als Erzieher abtrat, da soll Friedrich Wilhelm dem General tiefgerührt versichert haben: er werde es ihm nie vergessen, was er für seine Bildung gethan.

Friedrich der Große hatte seine thatenreiche Laufbahn vollendet und das Stückwerk der Erde mit der Vollkommenheit einer bessern Welt vertauscht; der 18. August begrüßte Friedrich Wilhelm II. als König und seinen Erstgebornen als Kronprinzen von Preußen. Doch dieser Wechsel des Regiments brachte in dem Leben des Letzteren keine große Veränderung hervor, nur daß ihm der Vater bald nach dem Antritt seiner Regierung (im Januar 1787) den General Grafen Karl von Brühl zum Oberhofmeister gab und diesem noch den Major von Schack besonders unterordnete. Allerdings konnten diese Männer den Einfluß nicht gewinnen, den sie auf den Kronprinzen auszuüben berufen waren; denn allmälig zum Jüngling herangereift, ließen sich die in früher Jugend empfangenen Eindrücke nicht mehr aus ihm verscheuchen. Aber was die Bildung seines Geistes und die Veredlung seines Herzens anbetraf, das war unter dem Segen des Höchsten und dem Bemühen würdiger Geistlichen zur

schönsten Frucht des Glaubens — zur Gottesfurcht und Menschenwürde herangereift. Dies bewies er durch sein Glaubensbekenntniß, welches er bei seiner Confirmation am 4. Juli 1787 im Königl. Schlosse zu Berlin vor seinen Aeltern, sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen des preußischen Hauses und einer sehr glänzenden Versammlung von Staatsmännern und den ersten Geistlichen der Residenz mit großer Freimüthigkeit ablegte. Am Sonntag darauf, den 8. Juli, empfing er in der Schloß- nnd Domkirche zum ersten Mal das heilige Abendmahl.

II. Der Jüngling.

Nach der Thronbesteigung seines Vaters ging der Kronprinz nach Berlin, lebte jedoch auch hier, wie bisher in Potsdam, still und zurückgezogen, nur umgeben von einigen Vertrauten, die seine Gesinnung theilten und sein Herz verstanden. Aber obgleich von Allem was öffentlich heißt, entfernt und fast gänzlich ohne Theilnahme an den Staatsgeschäften, beobachtete Friedrich Wilhelm unbemerkt den Gang der Regierung. Sein richtiger Verstand zeigte ihm sehr bald die Mißgriffe, die man dadurch beging, daß man das Alte aufhob und etwas Neues einführte, während der Staat verlor und das Volk doch nichts gewann *). Ebenso fand er schon im ersten Jahre der Regierung seines Vaters Gelegenheit, die Handlungsweise eines Königs bei entstandenen Unruhen in den Nachbarländern wahrzunehmen, indem Friedrich Wilhelm II im September 1787 den Feldzug gegen Holland unternahm.

*) Siehe G. T Gallus „Geschichte der Mark Brandenburg" Bd IV. Abtheilung 2. Seite 114 und 115.

Die Veranlassung zu diesem Kriege gab die Kränkung, welche des Königs Schwager, der Erbstatthalter Wilhelm V., seit mehreren Jahren von einer demokratisch gesinnten Partei erfahren hatte.

Die Verfassung der vereinigten Niederlande war eben so sonderbar, als zur Unterhaltung beständiger Unruhen geeignet. Jede Provinz regierte sich nämlich durch Abgeordnete, die man aus der Ritterschaft und den Städten gewählt hatte, selbst, keine war der andern untergeordnet, jede konnte in andern Angelegenheiten eigene Gesetze geben, die von den Gebräuchen der Uebrigen oft sehr verschieden waren. Das Ganze der Republik wurde durch Deputirte aus allen sieben Provinzen, die man Generalstaaten nannte, repräsentirt. Die vollziehende Gewalt lag in der Hand des Erbstatthalters, Prinzen von Oranien; jedoch war dieser nicht souverain; er konnte den Sitzungen der Generalstaaten beiwohnen und seine Meinung abgeben, hatte aber keine Stimme, er brachte nur die Beschlüsse der Uebrigen zur Ausführung. Als General-Capitain ernannte er alle Officiere vom Junker bis zum Obersten; als Admiral bestellte er die Schiffscapitains; als Oberaufseher der Justiz und Polizei die Richter in den hohen Gerichtshöfen, wobei er zugleich das Begnadigungsrecht besaß. Sein Einfluß in die Besetzung der Obrigkeiten in den einzelnen Provinzen war verschieden, aber doch von Gewicht. In Kriegszeiten wurde ihm eine besondere Deputation der Generalstaaten zur Seite gesetzt, deren Rath er bei wichtigen Unternehmungen nicht unbeachtet lassen durfte. Zwar mußte die ganze Kriegsmacht ihm als dem Oberbefehlshaber den Eid der Treue schwören, doch ihm nicht allein, sondern auch den Generalstaaten und den einzelnen Provinzen, welche den Sold bezahlten. Dieser Umstand brachte zuweilen die seltsamsten Unordnungen hervor; denn nur zu oft

geschah es, daß die Staaten andere Befehle gaben, als die General=Versammlung, und daß endlich der Erbstatthalter mit keinem von ihnen übereinstimmte. Wem sollte nun der Soldat gehorchen, da er allen geschworen hatte.

Bei dieser sonderbaren Verfassung war es denn auch nicht anders möglich, als daß sich sämmtliche Machthaber einander feindlich gegenüberstanden, daß Alle wiederum Feinde des Erbstatthalters waren, und nur auf Gelegenheit warteten, sich gegen diesen Einen aufzulehnen.

Holland hatte in dem amerikanischen Kriege, in welchen es seit dem December 1780 von England gewaltsam hingerissen worden war, einen ungeheuren Verlust erlitten. Die Feinde des Erbstatthalters benutzten dies um ihn verhaßt zu machen und ihn seiner Rechte zu berauben, indem sie Schriften verbreiteten, worin sie den Prinzen der Vernachlässigung seiner Pflichten und der Verrätherei an England beschuldigten. Der Hauptsitz der Unruhen war in der Provinz Holland. Die Regenten verschiedener Städte schlossen eine geheime Verbindung unter einander, um durch List und Gewalt den Statthalter zu verdrängen und alle Macht an sich selbst zu reißen. Sie errichteten überall, wo sie Einfluß besaßen, bürgerliche Freicorps, an deren Spitze sie entschiedene Prinzenfeinde stellten; ließen durch diese Bittschriften um Absetzung aller organisch gesinnten Obrigkeiten einreichen und brachten es dadurch so weit, daß dem Erbstatthalter ein Vorrecht nach dem andern entzogen wurde. So nahmen sie ihm das Recht, bei dem Militair die Stabsoffiziere zu ernennen, hoben den Kriegsrath auf und unterwarfen die Soldaten dem Bürgergerichten; raubten dem Prinzen das Commando in Haag, tilgten sein Wappen von den Fahnen, suspendirten ihn von der Würde eines Generallapitains und verboten sogar einem Jeden das Tragen der Orangefarbe,

schon das Stehen einer orangefarbenen Blume vor dem Fenster, oder ein Band dieser Farbe an der Uhr wurde für ein Staatsverbrechen gehalten. Die Hoffnung auf Frankreichs Hülfe, die ihnen der französische Gesandte zugesichert hatte, machte sie so kühn. — Der Erbstatthalter sah sich unter diesen Umständen genöthigt, die Provinz Holland zu verlassen, und seinen Sitz zu Nimwegen in Geldern aufzuschlagen. Die Mehrzahl der Generalstaaten war jetzt für ihn und der größte Theil der Armee blieb auf seiner Seite. Die Staaten von Holland geboten darauf den Offizieren, keine Befehle des Prinzen mehr zu achten, und erklärten d i e für abgesetzt, welche ihm gehorchen würden; die Generalstaaten dagegen befahlen den Offizieren, sich nicht absetzen zu lassen. Dadurch erreichte die Verwirruug den höchsten Grad und die Erbitterung beider Parteien nahm eine so gefährliche Richtung, daß der Bürgerkrieg unvermeidlich schien. — In dieser bedenklichen Lage entschloß sich die Gemahlin des Prinzen, die Schwester des Königs von Preußen, nach Haag zu reisen und eine Aussöhnung zu versuchen. Sie traf am 28. Juni 1787 ohne militairische Bedeckung, nur von wenigen Personen begleitet, auf dem Gebiete der Provinz Holland ein, wurde aber in Schonhofen von einem Trupp sogenannter Patrioten (Freibürger) angehalten und in ihrem Zimmer streng bewacht. Ein Offizier mit gezogenem Degen hielt in ihrer Wohnung, zwei Mann vor der Thür und eben so viele vor dem Hause die Wache. Die Staaten von Holland billigten das Verfahren des Freicorps, untersagten die Fortsetzung der Reise und veranlaßten die Prinzessin, am 30. Juni nach Nimwegen zurückzukehren. Die Beschimpfung, welche sie erduldet hatte, erregte indeß den Zorn ihres Bruders, Friedrich Wilhelm II., und bestimmte ihn, sich mit gewaffneter Hand in die holländischen Streitigkeiten zu mischen.

Der König ließ unverzüglich durch seinen Gesandten auf eine schnelle und öffentliche Genugthuung für seine Schwester bei den Staaten antragen, erhielt aber unterm 13. Juli die Antwort, daß an der Prinzessin kein Attentat begangen sei; sie hätte den Staaten keine Nachricht von ihrer Reise gegeben, das gemeine Volk aber hätte um die Sache gewußt, wäre schon schaarenweise zu ihrem Lustschlosse unweit Haag geströmt und man hätte einen öffentlichen Aufstand befürchten müssen. Die Vorsicht habe es also geboten, eine so bedenkliche Reise zu verhindern; man hoffe deshalb, der König werde mit dieser Erklärung zufrieden sein und ihnen die gebührende Achtung erweisen. — Eine solche Sprache war freilich nicht geeignet, den König zu besänftigen; er zog deshalb in Westphalen ein Corps von 25,000 Mann zusammen und bereitete sich auf einen Feldzug vor, überzeugt, durch die Gewalt der Waffen alle Streitigkeiten beizulegen.

Inzwischen übergab der preußische Gesandte eine zweite Note, worin er mit Hinweisung auf den Truppenmarsch Genugthuung für die begangene Kränkung forderte. Die Staaten von Holland verließen sich indeß auf den Schutz des Königs von Frankreich, welcher ihnen und auch den Preußen erklärt hatte, daß er bei einem feindlichen Einfalle in Holland nicht gleichgültig bleiben würde. Gestützt auf diese Verheißungen setzten sie die Achtung so sehr bei Seite, daß sie erst am 8. September, vier Wochen nach Uebergabe der preußischen Note, mit einer nichtssagenden Weitschweifigkeit die erste Antwort wiederholten und nun den König von Preußen zufrieden gestellt zu haben glaubten. Jedoch schon am folgenden Tage begab sich der preußische Gesandte zum Großpensionair, d. h. zum ersten Minister von Holland und verlangte binnen vier Tagen eine entscheidende Antwort über folgende Punkte:

Die Staaten sollten in einem Schreiben an die Prinzessin ihren Fehltritt bekennen, sich entschuldigen, daß sie ihr bei ihrer Reise schlechte Absichten zugetraut, die Beleidiger ihrer Person bestrafen und sie einladen, zu einem Vergleich nach Haag zu kommen; übrigens müßte Alles im jetzigen Zustande bleiben und dürfte keine weitere Einschränkung der Rechte des Statthalters vorgenommen werden. Würden diese Bedingungen unverweilt erfüllt, so wollte Preußen von allen anderen Forderungen abstehen.

Am 12. September erwiederten die Regenten von Holland, daß sie sich auf diese Note nicht einlassen könnten, daß sie aber eine Gesandtschaft nach Berlin senden wollten, um dem Könige, welcher von dem ganzen Vorfalle nicht gehörig unterrichtet zu sein schiene, Erläuterungen darüber zu machen.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher den Oberbefehl über die preußischen Truppen führte, erhielt am Abend des 13. September zu Cleve durch einen Courier die Nachricht, daß die Holländer sich weigerten, die preußischen Forderungen zu erfüllen; sogleich ließ er die Armee in drei Colonnen aufbrechen und am folgenden Tage in die Provinz Holland rücken. Der Anblick der berühmten Krieger aus der Schule Friedrich's des Großen raubte dem Feinde allen Muth und machte ihn zu entschlossener Vertheidigung gänzlich unfähig. Utrecht z. B. hätte sich nach dem Urtheil Sachverständiger mindestens 14 Tage halten und die Belagerer in große Verlegenheit setzen können; aber es wartete nicht einmal den Angriff ab. Der Kommandant dieser gut versorgten Festung war, als der Feind erschien, bereits entflohen. Mehr Fassung zeigte die 1200 Mann starke Besatzung von Gorkum. Sie ergriff doch vor dem bloßen Namen der Preußen noch

nicht die Flucht, sondern schaute ihnen wenigstens in's Angesicht, ließ sich zur Uebergabe auffordern und mit einigen Brandkugeln beschießen; aber das war freilich Alles; denn kaum hatten sie den Donner des preußischen Geschützes vernommen, so seufzte sie nach einer Capitulation und beleidigte alle Kriegsgebräuche so sehr, daß sie sich während der Unterhandlung aus der Stadt entfernte. Neuport, Schonhofen, Vianen und andere kleine Orte fielen gleichfalls ohne hartnäckigen Kampf in die Gewalt der Preußen, wurden oft sogar durch wenige Husaren oder Dragoner eingenommen.

Dies unerwartete schnelle Vordringen des Feindes betäubte die Staaten von Holland so gewaltig, daß sie bereits am 18. September mit großer Stimmenmehrheit die geforderte Genugthuung für die Prinzessin von Oranien zu geben beschlossen, alle seit 1780 zum Nachtheil des Erbstatthalters erlassenen Resolutionen wiederriefen und den oranischen Hof zur Rückkehr nach Haag einluden. Doch damit waren die Unruhen noch nicht gedämpft; denn die Stadt Amsterdam trotzte den Preußen und verwarf die Beschlüsse der Staaten; sie ging so weit, daß sie die gegenwärtige Versammlung derselben für gesetzwidrig und alle ihre Verordnungen für nichtig erklärte. In der That war die Widersetzlichkeit dieser einzigen Stadt nicht zu übersehen. Sie hatte große Hülfsmittel in ihrer Gewalt; alle Zugänge zu ihr waren durch Kanäle, veranstaltete Ueberschwemmnngen und künstlich angelegte Schanzen fast undurchdringlich gemacht; in ihr gab es nur wenige Prinzenfreunde, und der Widerstand der Patrioten erschien hier, wo entschlossene Anführer an ihrer Spitze standen, nicht in dem lächerlichen Lichte, wie bei den ersten Auftritten. Zugleich gab Frankreich sich das Aussehen, als nähme es an der Sache ernstlich Theil; Preußen kam in Gefahr,

sich einen bedenklichen Krieg zuzuziehen; England aber rüstete sich zu seiner Hülfe und drohte den Franzosen. Letztere, deren Finanzwesen völlig zerrüttet war, sahen sich daher genöthigt, Holland seinem Schicksale zu überlassen. Dennoch war Alles, was der Herzog bisher gethan hatte, umsonst, wenn es ihm nicht gelang die Hartnäckigkeit Amsterdam's durch Waffengewalt zu beugen. Er rückte daher am 24. September mit allen Truppen auf diese Stadt und lagerte sich in einiger Entfernung vor dem Dorfe Amstelveen. Das Land umher glich einem großen See, aus welchem nur einzelne schmale Dämme, die mit Geschütz bestrichen werden konnten, hervorragten. Dessen ungeachtet wurde am 1ten October der Angriff auf die Verschanzungen bei Amstelveen gewagt und wieder Erwarten vom Glücke gekrönt; denn endlich besiegten die Preußen alle Hindernisse und erstiegen die Verschanzungen, auf deren Amsterdam so große Hoffnungen gebaut hatte. Jetzt beugte sich der Patrioten Stolz und sie bequemten sich zum Beitritt zur Stimmenmehrheit der Staaten, während sie zugleich um einen Waffenstillstand baten. Dies führte endlich einen Vergleich herbei, nach welchem die Vorstadt Overtoom mit zwei preußischen Bataillonen, das Leydner Thor mit 80 Mann besetzt, die Stadt hingegen von fremden Truppen verschont und durch 2000 Holländer beschützt werden sollte. Darauf nahmen die Preußen am 10. October ihre Posten ein und endigten so den Feldzug und bie ganze Revolution. Die frühere Ordnung der Dinge wurde wieder hergestellt, der Prinz in alle seine Rechte eingesetzt und die Würde des Erbstatthalters für einen wesentlichen Theil der Union erklärt.

Bald nach Beendigung dieses Feldzuges, welchem Friedrich Wilhelm II. persönnlich nicht beigewohnt, beschloß der König, den Kronprinzen mehr als bisher,

an den Geschäften Theil nehmen zu lassen, und ernannte ihn deshalb zum Mitgliede des Ober-Kriegs-Collegiums, um bei dessen Sitzungen regelmäßig gegenwärtig zu sein. Am 6 März wurde der junge Thronerbe von dem Gouverneur der Stadt Berlin und dem General von Möllendorf in dies Collegium eingeführt.

Inzwischen sah der königliche Jüngling die Zeit mit Riesenschritten vorwärts eilen, ohne daß ein großes Weltereigniß die ernste Stille seines Privatlebens unterbrach, als sich plötzlich, wie ein gewaltiger Sturm auf dem Ocean, die französische Revolution erhob und, einem furchtbaren Erdbeben gleich, das ganze Europa erschütterte. Zwar löste sich diese Erschütterung bei den meisten Menschen in Erstaunen auf und verlor allmälig ihre Kraft, aber es gab doch auch viele, die weiter sahen, als jene, und die Dinge in Frankreich nicht mit gleichgültigem Auge betrachteten; zu diesen Letzteren gehörte denn gewiß auch der Kronprinz von Preußen, der die einst zu ihm gesprochenen Worte seines Großonkels: „Ich fürchte, nach meinem Tode wird's pêle-mêle (bunt durch einander) gehen."*) wohl noch nicht vergessen hatte. Indeß wie alle Welt ihre Aufmerksamkeit wieder davon ablenkte, so wandte sich auch der junge Friedrich Wilhelm, gleich seinem Vater, andern Dingen zu.

---

*) Als Friedrich der Große den jungen Friedrich Wilhelm einst erließ, sprach er zu dem Prinzen: „Nun Fritz werde was Tüchtiges par Excellenec. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe und leider nähren sie die regierenden Herrn vorzüglich in Frankreich, statt zu calmiren und zu exstirpiren." (Bischof Dr. Eylerts Characterzüge Theil I. Stelle 455)

Seit dem Monat August 1787 war Rußland und seit dem 6. Februar 1788 auch Oestreich mit den Türken in Krieg gerathen. Das Ende der Osmanischen Herrschaft für Europa schien gekommen; denn die Russen und Oestreicher hattten die glänzendsten Siege erfochten, die stärksten Festungen mit Sturm erobert, und drangen immer tiefer in das Herz des türkischen Reiches. Den Muhamedanern sank der Muth nach so blutigen Niederlagen immer mehr, und man konnte kaum noch daran zweifeln, daß ihr Kaiser aus der Reihe der europäischen Fürsten ganz herausgedrängt werden würde. Dies glaubte Preußen verhindern zu müssen, wenn das Gleichgewicht der Staaten nicht gestört werden sollte, und schloß deshalb am 31. Januar 1790 mit der Pforte einen Vertrag, durch welchen es sich verpflichtete, im Frühlinge dieses Jahres Rußland und Oestreich den Krieg zu erklären, und nicht eher zu ruhen, als bis die Pforte alle im Kriege verlorenen Festungen und Länder wieder erhalten habe. Diesem Bündnisse trat auch England bei. Da nun die Vorstellungen des Königs von Preußen, mit den Türken einen billigen Frieden zu schließen, bei Rußland und Oestreich keinen Eingang fanden, so setzte er sein stets gerüstetes Heer in Marsch. Die Feld-Equipagen des Königs und des Kronprinzen brachen am 8. Juni von Berlin nach Schlesien auf; am 2. Juni folgte ihnen der unterm 28. März zum Obersten ernannte Kronprinz am 10. der König mit dem Herzog von Braunschweig und andern Feldherren. Eine Armee zog sich gegen die polnische und russische Grenze hin: eine andere weit stärkere von 80,000 Mann rückte in Schlesien bis an die Grenze Böhmens und stand in Bereitschaft, auf den ersten Wink in dies Königreich einzubrechen. Inzwischen, am 28. Februar, war indeß der Kaiser Joseph gestorben; sein Bruder und Nachfol-

ger Leopold II. sah die Gefahr, welche ihn umringte, klar vor Augen und suchte sie durch Darbringung großer Opfer abzuwenden. Ueberdies wünschte er zum Kaiser Deutschland's erwählt zu werden, wobei ihm Preußen große Hindernisse in den Weg legen konnte. Er schrieb also eigenhändig an den König Friedrich Wilhelm und gab ihm die aufrichtigsten Beweise seiner Friedensliebe. Es kam darauf zu Unterhandlungen, welche sich am 27ten Juni zu Reichenbach in Schlesien mit einer friedlichen Uebereinkunft endigten. Leopold versprach in derselben, den Türken alle Eroberungen in dem Zustande, wie vor dem Kriege, zurückzugeben, und Friedrich Wilhelm machte sich verbindlich, die Unruhen in den Niederlanden durch Vermittelung der Seemächte zu Gunsten Oestreichs beizulegen. Der Friede mit den Türken wurde im folgenden Jahre zu Spistowa geschlossen, und im Januar 1792 versöhnte sich auch Rußland mit der Pforte.

Während der König von Preußen so den Frieden hergestellt und sich den Titel eines Schiedsrichters von Europa erworben hatte, war dagegen am politischen Himmel Frankreichs ein ernstes und bedrohliches Gewitter aufgestiegen. Dort ras'ten die Stürme der Revolution mit vernichtender Wuth über Alles hin, was, durch die Zeit geheiligt, seit Jahrhunderten bestanden hatte.

Durch die Verschwendungen Ludwig's XIV. und seines Nachfolgers Ludwigs XV. war das Reich mit Schulden belastet; dennoch war unter Ludwig XVI. die Hofhaltung kostbarer als je, und ungeachtet sich das Volk darüber, wie über die ungemessenen Vorrechte des Adels, beklagte, ward es immer mehr bedrückt. Endlich gewann im Bürgerstande die Meinung Raum, daß der König mit den Großen gegen ihn handeln wolle, und stärker als bisher erklärte sich die herschende Stimmung gegen den Thron. Die Macht des Bürgerstan-

des erhöhte sich mit jedem Tage, und am 17. Juni 1789 constituirte er sich als National-Versammlung. Der König hob diese Versammlung auf, aber die Deputirten versammelten sich an einem andern Orte und erklärten: sie wichen nur der Gewalt. Die Kunde davon rief eine große Volksbewegung hervor, was dem König so gefährlich schien, daß er in der Umgegend von Paris ein Heer von 30,000 Mann zusammenzog. Allein dadurch wuchs die Unruhe bis in's Furchtbare. Die Nationalversammlung bat den König, die Truppen zu entfernen, aber er schlug die Bitte ab. Die Armee rückte bis Paris vor; das steigerte die Gährung bis zur höchsten Stufe. Der Pöbel zog nun in Schaaren tobend durch die Straßen, die Truppen suchten dagegen die Ordnung aufrecht zu erhalten und brauchten Gewalt. Dies reizt die Menge, die Erbitterung steigt zur Wuth, das Volk bewaffnet sich, unter Geschrei und Toben vergeht der Tag; unruhiger noch wird die Nacht. Gesindel strömt zu allen Thoren in die Stadt, mehr als 20,000 Tagelöhner aus den Steinbrüchen des Montmartre gesellten sich zu ihnen, verüben an Klöstern und öffentlichen Gebäuden den schrecklichsten Unfug und geben im Irrenhause allen Wahnsinnigen die Freiheit. Von 5 Uhr Morgens am 12, Juli ertönen die Sturmglocken; Waarenniederlegen werden geplündert und die Mauthgebäude stehen in Flammen. Man beschließt die Errichtung einer Bürgermiliz von 84,000 Mann, und die Bürger eilen, sich einschreiben zulassen. Man wählt eine Kokarde, blau roth und weiß, nach den Farben der Stadt Paris. Eine ungeheure Volksmasse sammelt sich inzwischen auf dem Greveplatze vor dem Rathhause, ruft nach Waffen und dictirt denen im Rathause die Befehle. Im Hotel der Invaliden erbeutet der Haufe 30,000 Flinten, die Schweizer haben keine Befehle und sind unschlüssig,

was sie thun sollen; von den Regimentern vor den Thoren stürzen große Trupps herein und verbrüdern sich mit dem Volke; die ganze Garde geht zu ihm über. Nun zieht die bewaffnete Masse gegen das alte Staatsgefängniß der Bastille, findet keinen Wiederstand, dringt mit Mordgeschrei hinein, tödtet die Befehlshaber und hält darauf ihren Triumphzug durch die Stadt.

So bricht der Morgen an, Der König begieb sich zu Versailles in die Nationalversammlung, kündigt dieser an, daß er sich mit ihr gänzlich als Eins betrachte und von ihrem Beistande Begründung der öffentlichen Wohlfahrt erwarte. Dies erregte allgemeinen Enthusiasmus und wird nach Paris gemeldet. Hier ernennt man La Fayette zum Commandanten der Nationalgarde und Bailly zum Maire der Hauptstadt Frakreichs. Jetzt entfliehen alle Großen, unter andern der Graf von Artois mit seinen Söhnen, die Prinzen Condé, die Familie Polignac, denn ihre Namen stehen auf der Todesliste.

Doch die Zügellosigkeit erreicht den höchsten Grad, wo die Hungersnoth ein Volk in Verzweiflung stürzt. So in Frankreich. Von Partheihäuptern aufgereizt, zieht am 5. October ein wüthender Haufe der gemeinsten Weiber unter Trommelschlag nach Versailles; ihm folgt ein 40,000 stark bewaffneter Pöbelhaufen; unter Geschrei nach Brodt stürzen die Weiber in die Generalversammlung. Man nimmt dem Könige das Versprechen ab, die Hungersnoth abzustellen. Nun rückte die Pariser Armee heran, aber La Fayette hält sie in Ordnung. Sowohl diese, wie jene Weiber übernachten in Versailles. Gegen den Morgen stürzt eine wilde Rotte brüllend in das Schloß, um die Königin zu ermorden; doch diese rettet sich. Dafür ras't der Pöbel nun um so wüthender und endlich erschallt der Ruf: der König nach Paris! Der König fügt sich und

folgt mit seiner Familie dem rohen Haufen, der die Köpfe der Ermordeten auf Stangen dem Wagen vorantrágt. Jetzt erklärt Ludwig XVI., er werde in Paris bleiben und die Ruhe ist für einige Zeit wieder hergestelt. Der Aufenthalt des Königs in Paris glich indeß zu sehr der Gefangenschaft, als daß er nicht hätte daran denken sollen, die Freiheit wieder zu gewinnen; er beschloß deshalb die Flucht. Am 51. Juni 1791 trat er mit seiner Familie unter einem für eine russische Dame ausgestellten Passe die Reise an und ging über Chalons, Sommeville, St. Menehoult und Verennes, ward aber erkannt, angehalten und gefangen genommen. Jetzt schwebte nicht mehr seine Freiheit blos, sondern auch sein Leben in Gefahr. Es lag jedoch in der Natur der Verhältnisse, daß die übrigen Throne von Europa bei diesen Vorgängen weder gleichgültig noch unbetheiligt bleiben konnten. Ueberdies war Marie Antoinette, Königin von Frankreich, eine Schwester des deutschen Kaisers; wollte dieser die Ehre seines Hauses aufrecht erhalten, dannn mußte er seinen Schwager Ludwig XVI. Hülfe leisten. Aber Oestreich war durch den Türkenkrieg zn sehr geschwächt; wenn es helfen wollte, dann bedurfte es selbst der Unterstützung. Da wandte sich der Kaiser an den König von Preußen. Vom 25.—57. August hielt Friedrich Wilhelm II. mit Leopold II. eine Zusammenkunft zu Pillnitz, einem Lustschlosse des damaligen Kurfürsten von Sachsen. Außer ihren beiden Thronerben fanden sich auch der flüchtig gewordene Graf Artois, der Exminister Calonne und der General Bouillé daselbst ein. Diesen drei Letzteren und den Bemühungen des schlauen Fürsten Kaunitz, kaiserlichen Staatsministers gelang es, den hochherzigen, zur Hülfe stets geneigten König von Preußen für ihre Sache zu gewinnen und zu einem Entschlusse zu verleiten, der für

ganz Europa die traurigsten Folgen hervorbrachte. Am 27. August nämlich schlossen Oestreich und Preußen eine Allianz, deren Zweck die Wiederstellung der alten Verfassung Frankreichs war, einer Verfassung, die zu zerstören und auszurotten das ganze französische Volk auf Leben und Tod beschlossen hatte.

Das kaiserliche Ministerium hatte offenbar die Absicht, die französische Nation mit Krieg zu überziehen, und reizte sie deshalb auf jede mögliche Weise. Es bezeigte der französischen Regierung die wegwerfendste Verachtung, verspottete ihre neue Verfassung und behandelte das gesammte Volk als eine Horde von Räubern. Die bewaffneten Zusammenrottirungen von 40000 Emigranten erhielten öffentliche Unterstützungen; alle Anerbietungen der Franzosen, den deutschen Fürsten, deren Hoheitsrechte in Elsaß und Lothringen eingeschränkt worden waren, Entschädigung zu geben, wurden mit höhnendem Stolze zurückgewiesen. Oestreich schmeichelte sich, diese beiden ehemals zu Deutschland gehörenden Provinzen erobern, die Franzosen wegen ihrer Bemühung, ein unerträgliches Joch abzuschütteln, nachdrücklich zu züchtigen und Ludwig XVI. seine alte Herrschergewalt wiedergeben zu können. Weil aber, wie schon erwähnt, Oestreich durch den Türkenkrieg geschwächt, mit Schulden belastet, und zur alleinigen Untermehmung das Feldzuges gegen Frankreich bei aller eingebildeten Leichtigkeit der Sache doch zu ohnmächtig war, so stellte der Kaiser die Ausschweifungen einzelner Ränkemacher als Verbrechen der ganzen Nation, nnd die Bestrafung derselben als Pflicht der Könige vor; er beredete dadurch nicht blos Preußen, sondern auch Rußland, Schweden, Spanien, Sardinien, Neapel und andere Mächte zu einer Verbindung gegen Frankreich. Die französische Regierung verlangt wiederholentlich, und zuletzt im April

1792 nach Leopold's Tode von seinem Nachfolger Franz II. eine offene Erklärung, ob Oestreich den feindlichen Verbindungen mit andern Mächten gegen Frankreich entsagen und seine Kriegsmacht in den Niederlanden vermindern wolle oder nicht? Der Fürst von Kaunitz antwortete auf dies Verlangen zweideutig, verächtlich und stolz, und forderte bald nachher von seiner Seite, daß die Franzosen das alte, mit ihrer Verfassung ganz unvereinbare Lehnssystem in Elsaß und Lothringen wiederherstellen und ihrem Könige seine vorige Gewalt zurückgegen sollten. Diese mit beleidigen Ausdrücken abgefaßte Note wurde am 19. April in der Nationalversammluug vorgelesen, und erbitterte alle Gemüther so heftig, daß am folgenden Tage, den 20. April 1792 der Krieg, welcher nicht mehr zn vermeiden war, an Oestreich erklärt wurde.

Der König Friedrich Wilhelm nahm an diesem Kriege zu Gunsten Oestreichs mit großem Eifer Theil. Er zog bei Coblenz, dem Waffenplatze der Emigranten, im Monat Juli ein Heer von 50,000 Mann zusammen und verband sich darauf mit einigen tauseud Hessen, Oestreichern und 15 000 ausgewanderten Franzosen. Obgleich aber der König in Begleitung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Ludwig persönlich mit ins Feld rückte, so übernahm er das Obercommando doch nicht selber, sondern stellte den Herzog Ferdinand von Braunschweig an die Spitze des verbündeten Heeres. Zuvor hielt er noch mit dem Kaiser und dem französischen Prinzen, eine Zusammenkunft zu Mainz, wo man Bestimmungen über das künftige Schicksal Frankreichs entwarf, ohne zu ahnen, daß alle Berechnungen fehlschlagen sollten.

Man hatte nämlich nichts Geringeres im Sinne, als direct auf Paris zu marschiren und die Revolution gleichsam wie mit einem Federzuge zn durchstreichen.

Die Emigranten sagten, der Heeresmarsch nach Paris sei eine Spazierfahrt und die Einführung der alten Mißbräuche eine Kleinigkeit; sie prahlten mit Einverständnissen, die sie mit den Befehlshabern der feindlichen Armeen und Festungen unterhielten, sie beredeten die kriegführenden Monarchen, daß blos einige Ruhestörer das Volk verführt hätten; daß die Nation aber im Allgemeinen daß heißeste Verlangen nach der alten Verfassung trüge, und daß man die deutschen Truppen überall mit offnen Armen als Retter und Wohlthäter empfangen würde.

Nach diesen schmeichelhaften Einbildungen waren auch die Manifeste abgefaßt, die unterm 25. und 27. Juli 1792 aus dem preußischen Hauptquartier zu Coblenz erlassen wurden. Man forderte die Franzosen auf ihre Waffen niederzulegen, sich freiwillig zu unterwerfen und die alte Verfassung in allen Punkten wieder herzustellen; geschähe dies nicht augenblicklich, so sollten sie als Rebellen ohne Schonung bestraft — ihre Häuser niedergerissen und verbrannt werden. Der Stadt Paris und ihren Einwohnern ohne Unterschied erklärte man, daß bei der geringsten Beleidigung gegen ihren König und dessen Familie, die Stadt einer militärischen Execution preisgegeben, gänzlich in einen Schutthaufen verwandelt und mit einer, auf ewig in schrecklichem Andenken bleibenden Rache heimgesucht werden sollte.

Unmittelbar nach Verbreitung dieser drohenden Manifeste, welche die Gemüther der Franzosen nicht niederbeugten, sondern zur höchsten Wuth entflammten, brach das preüßische Heer von Coblenz auf, marschirte durch Trier in's Herzogthum Luxemburg und betrat am 10 August das französische Gebiet. — Der König befand sich im Hauptquartier, der Kronprinz commandirte eine Brigade, — Schon die ersten Dörfer mußten

für das, was man Freiheit nannte, grausam büßen, indem sie völlig ausgeplündert, und verwüstet wurden. Aber die Franzosen zeigten auch, wie wenig sie in den deutschen Kriegern ihre Retter sahen; denn sie legten sich überall in Hinterhalt und schossen auf die Sieger. Dessen ungeachtet drangen die Preußen vor und standen schon vor der Festung Longwy, die sich nach einem heftigen Bombardement am 22. August ergab. Darauf blieben die Belagerer in und um Longwy stehen, um das Corps des Fürsten von Hohenlohe und die Verstärkerung es Landgrafen von Hessen zu erwarten. Die preußische Armee, mit ihren Bundestruppen etwa 80,000 Mann stark, setzte ihren Marsch am 28sten fort und erreichte am 30sten Verdun. Auch diese Festung wurde eine Nacht hindurch beschossen; aber weil ihre Werke ganz verfallen waren, so konnte sich der Ort nicht halten; die Besatzung capitulirte und erhielt freien Abzug.

Bis hierher schien das Glück die Entwürfe der Verbündeten zu begünstigen. Bald entdeckte man jedoch die unangenehme Wahrheit, daß der Krieg aus Irrthum begonnen sei und nicht nach Wunsch würde beendigt werden könne. Die großen Festungen Lille, Thionville, Metz und andere leisteten einen Widerstand, über welchen die Alliirten erstaunten; kein französischer Soldat ging zu ihnen über, kein National-Gardist verließ seinen Posten, nirgends bewillkommte man die Preußen als Freunde, ein allgemeiner Enthusiasmus verbreitete sich von einer Grenze Frankreichs bis zur andern; die Franzosen wollten lieber unter den Trümmern ihres Vaterlandes sterben, als sich unter das alte Joch zurückzwängen lassen. Die Beschaffenheit der Wege und die Witterung der Jahreszeit kam den bedrängten fast verzagten Söhnen der Freiheit zu Hülfe, denn die Preußen hatten, durch die fortwährenden Einflüsterungen der Emigranten verleitet, gerade die unfrucht

barsten, rauhesten und unwegsamsten Gegenden erwählt, um nach Paris zu kommen. Diese zogen durch den Argonner Wald, der voll unzähliger Hohlwege, enger Pässe und Defileen war Ein anhaltendes Regenwetter hatte zugleich alle Straßen so verdorben, daß Pferde und Wagen in dem Lehmboden stecken blieben uud das schwere Geschütz kaum noch fortgebracht werden konnte. Die Lagerplätze boten den abgematteten Soldaten keine Erholung. Das Wasser strömte in die Zelte, die Krieger mußten im Schlamme liegen, und oft kounten sie ihren Hunger nicht einmal stillen. Zuweilen hatte man in zwei Tagen kein Brod für die Menschen, und kein Futter für die Pferde. Zu diesem Mühseligkeiten gesellten sich ansteckende Krankheiten; die Ruhr riß Tausende dahin und arbeitete dem Tode eifriger in die Hand, als das feindliche Schwert. Murren und Unzufriedenheit regte sich allgemein. Der Soldat, der sonst blindlings zu folgen pflegt, wohin man ihn führt, begann über die Natur des Krieges nachzudenken. Er fragte sich, für welchen Zweck er kämpfe? warum er sich verstümmeln und erwürgen lassen sollte? was überhaupt die Revolution ihm angehe? So kamen gerade solche Ideen zum Vorschein, welche die Monarchen ersticken wollten; nur die menschenfreundliche Fürsorge des edlen Herzogs von Braunschweig und die Gegenwart des Königs, der gleich dem geringsten Soldaten jedes Ungemach ertrug, hielt den Ausbruch des Mißvergnügens zurück. Der erstere wollte auch, sichern Nachrichten zufolge, nicht auf's Gerathewohl tiefer in's Land dringen und Festungen der ersten Größe hinter sich lassen, sondern stimmte für eine regelmäßige Führung des Krieges; daß man sich zuvor eines bedeutenden Grenzortes sich bemächtige, dann in Lothringen die Winterquartiere beziehe nnd das Uebrige vom nächsten Feldzug erwarte; er sagte die wahr-

scheinlichsten Unfälle vorher und willigte nur in dem einen Falle in den Marsch nach Paris, wenn die französischen Armeen übergingen. Nach einer langen Berathschlagnng, in welcher die Emigranten das Wort führten, überstimmte man den Herzog, und der Zug nach Paris ward allen unüberwindlichen Schwierigkeiten zum Trotz beschlossen.

Darauf verließen die Preußen das Lager von Verdun und drangen 14 deutsche Meilen weit in den unfreundlichsten Theil von Champagne vor; am 20. September standen sie auf den Anhöhen von Valmy an der Straße von Chalons. Hier erblickten sie sich gegenüber einer feindlichen Armee, gleichfalls auf Bergen gelagert. Der König beschloß, den Feind in seinem verschanzten Lager anzugreifen und gab die nöthigen Befehle. Augenblicklich setzte sich die Infanterie in Marsch, aber kaum im Thale angelangt begrüßte sie eine fürchterliche Kanonade, die 3 volle Stunden dauerte und manchen Preußen ohne Gegenwehr tödtete. Der Herzog von Braunschweig erkannte die mißliche Lange, in der sich die Armee befand; er stellte daher dem König vor, daß der Feind zwar von den gegenüber liegenden Höhen zu vertreiben sei, aber schwerlich anders, als mit dem Verluste von 6—8000 Mann; dieser so theuer erkaufte Sieg würde indeß die Hauptsache nicht verbessern. Dieses leuchtete vielleicht dem Könige ein, denn er befahl sogleich den Rückzug.

Jetzt trat der Herzog mit dem feindlichen General Dumouriez in Unterhandlungen, wozu die Auswechselung einiger preußischen Räthe und Secretaire, welche in Gefangenschaft gerathen waren, die Gelegenheit gab. Man schloß zuerst einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit, während welcher man sich einigen wollte. Doch auch hier hatten die Emigranten ihre Hand im Spiele, so daß man sich auf französischer Seite ge-

nöthigt sah, die Unterhandlungen abzubrechen. Zwei Tage darauf, am 30. September, begann die verbündete Armee denselben Weg zurückzugehen, welchen sie gekommen war. —

Wenden wir uns zunächst wieder nach Paris. — Durch die drohenden Manifeste des Herzogs von Braunschweig bis zur Wuth gereizt, sahen die Franzosen in ihrem Könige einen Verräther des Vaterlandes, weil er augenscheinlich der Freund ihrer Feinde war; sie betrachteten ihn daher als den Gegenstand ihres Hasses, den sie ihrer Rache opfern müßten. Diese Ansicht sprach besonnders die Partei der Jacobiner aus. Kaum waren also jene Manifeste in Paris erschienen, als sich das Volk auch schon zu neuen Unruhen erhob und wie gewöhnlich, Wahnsinnigen gleich, durch die Straßen zog. Schnell ernannten die Jacobiner einen Verwaltungsrath von 162 Personen der verworfendsten Menschen, die sich sofort auf das Rathhaus begaben, um zu regieren. Morgens ertönten die Sturmglocken, und große Pöbelhaufen rückten gegen die Tuillerien an. Es war am 10. August 1792. Der König flüchtet mit seiner Familie nach der National-Versammlung. Plötzlich hört man Kanonendonner: es sind die angegriffenen Schweizer, welche sich vertheidigen; der König läßt sie abrufen und nun ist das Schloß ohne allen Schutz. Es wird erstürmt; die Schweizer, welche es im Innern vertheidigen, werden ermordet und endlich alle Räume ausgeplündert. Die Jacobiner erscheinen in der Nationalversammlung und verkündigen ihr, daß sie aufgehört habe, zu regieren; man werde keinen andern Richter anerkennen, als das französische Volk. Die Versammlung giebt dies zu und constituirt einen Nationalconvent, entsetzt aber vorläufig den König seines Amtes. Sechszehn schreckliche Stunden hat die königliche Familie im Saale der Versammlung in

einer vergitterten Loge eingesperrt, verlebt, da vergönnt man ihr, in einem daranstoßenden Zimmer die Nachtruhe zu suchen. Diese Gefangenschaft dauert drei auf einanderfolgenden Tage; nun bringt man sie in den Thurm des Tempels, einem alten Gefängnisse. Jetzt bilden die Jacobiner ein Blutgericht zur Bestrafung ihrer Gegner und ernennen Robespierre zum Präsidenten. Es beginnt ein furchtbares Morden, wie wenn Tieger und Hyänen unter einander gerathen. Auch die Prinzessin von Lamballe ist unter den Schlachtopfern, ihhren Kopf hält man der Königin an's Fenster.

Der Convent beschließt, das Königthum gänzlich zu vertilgen, um eine französische Repuplik zu schaffen. Laut verkündigt man, der Zweck der Revolution sei, alle Tyrannen von den Thronen zu stürzen. Ludwig XVI. wird darauf dem Tode geweiht, verurtheilt und am 21. Januar 1793 guillotinirt.

Noch bevor diese Greuelthat geschehen war, hatten die Preußen bereits ihren Rückzug vollendet und genossen uun der Ruhe; allein eine neue Gefahr, die das westliche Deutschland am Rheine überfiel, rief sie abermals auf den Schauplatz des Krieges. Es hatte sich nämlich im Elsaß unter dem General Cüstine eine französische Armee von 36,000 Mann gebildet, deren Absicht auf Eroberung der Rheinlande nicht mehr zu verkennen war. Ihr gegenüber, zum Schutze der deutschen Provinzen, stand der östreichische General Graf Erbach mit nur 10 000 Mann welches kleine Corps noch durch Detaschiments geschwächt werden mußte.

Man schätzte die Franzosen immer noch zu gering und glaubte, es sei eine feige Nation, die einer kühnen That ganz unfähig wäre. So befand sich bei Speier ganz in der Nähe der Franzosen, ein kaiserliches Magazin, das nur 1000 Mann Bedeckung hatte, die endlich zum größten Urberfluß von Mainz her durch ein

Regiment von 25,000 Mann verstärkt wurde. Nun glaubten die Oestreicher aber im vollen Ernste, diese Handvoll Leute könnten mit Leichtigkeit eine Armee von mehr als 30,000 Franzosen in die Flucht schlagen, ohne dabei noch großen Verlust zu haben.

Von diesem Irrthume beschloß der französische General Cüstine seinen Feind zu befreien, indem er mit einem Corps von 22,000 Mann gegen ihn anrückte. Der jene Bedeckung commandirende Oberst Winkelmann erkannte die Größe der Gefahr und suchte bei dem Gouverneur von Mainz um eine Kavallerie-Verstärkung nach, während er zugleich seine hülflose Lage mit den lebhaftesten Farben schilderte. Der Gouverneur schickte 50 Husaren mit dem ausdrücklichen Befehl, den hartnäckigsten Widerstand zu leisten. Der Probetag erschien. Cüstine überflügelte das deutsche Detaschement, schnitt es vom Rheine ab, sprengte einen Theil in den Sumpf und trieb den andern in die Stadt Speier. Die nächste Wirkung der Niederlage des Winkelmannschen Corps war die Besetzung von Worms am 3. October und die Eroberung der wichtigen Grenzfestung Mainz, am 21. October durch die Franzosen. Sie gingen am folgenden Tage über den Rhein, nahmen Frankfurt und Königstein, drangen in's Nassausche und breiteten sich bis in's Hessische aus, zerstörten die Salzwerke von Nauheim und erpreßten überall unerschwingliche Brandschatzungen. Indeß war das Glück der Franzosen auf dem rechten Rheinufer nur von kurzer Dauer. Der König von Preußen eilte schnell herbei, um seinem Versprechen, der Beschützer Deutschland's zu sein, getreu zu bleiben. Schon am 2. December erstürmten die Preußen in Verbindung mit den Hessen die Thore von Frankfurt, drangen in die Stadt und machten 1200 Franzosen gefangen. Nicht lange daraf entrissen sie ihnen auch den Posten Hochheim wieder.

Dadurch sah Cüstine sich genöthigt, das rechte Rheinufer zu verlassen und bis nach Landau zurückzugehen, während die Preußen in die Winterquartiere rückten. — Der König blieb sammt den beiden ältesten Prinzen in Frankfurt am Main, wo er nun seine Aufmerksamkeit auf Polen richtete.

Als im Jahre 1788 der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochen war, stand Polen im Begriff, mit Rußland in ein enges Bündniß zu treten, allein Preußen betrachtete das Vorhaben mit ungünstigem Auge und befahl seinem Gesandten zu Warschau, die Verbindung Polens mit Rußland auf jede mögliche Weise zu hintertreiben. Das gelang. Am 9. März 1790 kam zwischen Preußen und Polen eine Allianz zu Stande. Ein Artikel dieses Bundes enthielt die ausdrückliche Zusage, daß der König von Preußen der Republik Polen mit seiner ganzen Macht beistehen wolle, sobald sie von irgend Jemand deshalb angegriffen würde, weil sie ihre innere Verfassung zu verbessern strebe. Man fühlte nämlich in Polen seit langer Zeit die Nothwendigkeit, eine neue Constitution einzuführen. Der preußische Gesandte hatte im Namen seines Herrn auf den Entwurf einer neuen Regierungsform gedrungen und vor Abschluß des Allianz-Tractats verlangt, daß die Grundlage zu dem neuen Staatsgebäude vorläufig bestimmt und befestigt würde. Es geschah. Der Reichstag vereinigte sich über die Punkte der neuen Landesverfassung, der preußische Gesandte theilte sie amtlich seinem Hofe mit und meldete dann den polnischen Ständen, daß Preußen damit zufrieden sei. Die Erblichkeit der Königswürde und die Uebertragung derselben an den Kurfürsten von Sachsen machten das Wesentliche der festgesetzten Bedingungen aus. Darauf wurde die neue Constitution aus

gearbeitet, am 3. Mai 1791 vom Reichstage beschlossen und endlich von allen Landtagen gebilligt.

Der König von Preußen bewies der polnischen Nation seine Theilnahme in mehrfacher Weise, allein kaum war ein Jahr verflossen, so verwandelte sich diese Freundschaft in entschiedene Abneigung. Dazu kam, daß Rußland, durch einige polnische Magnaten dazu bewogen, sich in Polens Angelegenheit mischte und sich weigerte, die neue Constitution anzuerkennen. Beides, die Kälte Preußens und die offene Feindschaft Rußlands waren Polens Unglück.

Im Monat Mai 1792 rückte von Rußland aus eine starke Armee in Polen ein, um, wie man erklärte, die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Preußen folgte diesem Beispiel und besetzte im Januar 1793 unter Leitung des Feldmarschalls von Möllendorf das Gebiet von Großpolen, sowie die Städte Danzig und Thorn. Gleichzeitig erschien eine Declaration des Inhalts, daß der König von Preußen zur Sicherheit seiner eigenen Staaten solche Maßregeln ergreifen müsse; denn bei dem bevorstehenden zweiten Feldzuge gegen Frankreich dürfe man keinen Feind im Rücken haben. Damit waren zwar die polnischen Stände nicht zufrieden, doch ihrer Einsprüche ungeachtet, erklärte das Berliner Kabinet am 25. März, daß man entschlossen sei, die besetzten Provinzen auf immer mit dem preußischen Staatskörper zu vereinigen. Dieser Erklärung folgte der Befehl an die Einwohner des genommenen Landes, ihrem neuen Beherrscher zu huldigen. Darauf fanden sich die verschiedenen Abgeordneten am 7. Mai zu Posen ein und leisteten, hier an den Feldmarschall Möllendorf und gen Minister Dakelmann die geforderte Huldigung. So vergrößerte sich Preußen um 1061 Qua-

dratmeilen, trotz der noch darauf folgenden Einsprüche Polens.

Indeß war diese Angelegenheit noch nicht so weit gediehen, als der Feldzug am Rhein bereits eröffnet wurde. Die französische Nation hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß Preußen vom Bunde ihrer Feinde abtreten, vielleicht sich gar mit ihr vereinigen würde; allein neuere, unerwartete Vorfälle erbitterten den König und veranlaßten ihn, im Jahre 1793 mit größerem Eifer als je, am Kriege Theil zu nehmen.

Das Haupt Ludwig's XIV. war gefallen. Der Pariser Convent hatte ein Heer von 300,000 Mann organisirt und schien ganz Europa gegen Frankreich herauszufordern. England entfernte in Folge dessen den französischen Gesandten und der Convent erklärte am 1. Februar 1793 an England und den Erbstatthalter von Holland den Krieg; Dumouriez erhielt den Auftrag, das Letztere zu erobern und den Statthalter zu stürzen. Nun stellte Oestreich am Ober- und Niederrhein eine starke Armee in's Feld; das deutsche Reich erklärte den Krieg und beschloß, 120,000 Mann aufzubringen; Preußen verstärkte sein Heer bis auf 60,000 Maan.

Schon am 22. März brach der König nebst dem Kronprinzen und dem Herzoge und Braunschweig mit der Garde von Frankfurt auf nd nahm in Rüsselsheim sein Hauptquartier. Das ächste Ziel war die Festung Mainz, die der General Kalkreuth mit seinem Corps belagern sollte. Der Kronprinz kommandirte die Reserve und stand bei Ober- und Nieder-Ingelheim. Mainz wurde enger und enger eingeschlossen, während andere Truppen Worms besetzten. Am 10. April befand sich der König mit dem Kronprinzen in Mannheim, doch ging der Letztere mit seinem Bruder Ludwig am 19. wieder nach Frankfurt und von dort

nach Darmstadt. Einige Tage später reiste auch der König dahin ab, um die häusliche Zukunft seiner beiden ältesten Prinzen zu bestimmen.

Der Aufenthalt des Königs, der Prinzen und ihres Gefolges hatte Frankfurt während des verflossenen Winters zum Versammlungsorte vieler Fremden, besonders hoher Herrschaften gemacht. Unter andern fanden sich dort die Personen des Hofes von dem nicht weit entfernten Darmstadt ein; namentlich gehörten dazu die beiden jungen Prinzessinnen von Meklenburg-Strelitz, welche in Darmstadt bei ihrer Großmutter lebten. Beim Ausbruche des Krieges hatten sie Darmstadt verlassen und sich zu einer älteren Schwester, der regierenden Herzogin von Hildeburgshausen, begeben. Nachdem aber Frankfurt den Franzosen wieder entrissen war, kehrten sie zurück, kamen durch Frankfurt und wurden hier vom Könige Friedrich Wilhelm zur Tafel eingeladen. Ihr bezaubernder Liebreiz fesselte schon beim ersten Erscheinen die beiden preußischen Prinzen an sie, und eine nähere Bekanntschaft steigerte diesen Eindruck zur innigsten Herzensneigung. Allein die jungen Fürstinnen konnten nicht immer in Frankfurt bleiben, sondern mußten zu ihrer Großmutter zurückkehren; dahin waren ihnen nun die Prinzen und der König gefolgt. Am 24. April 1793 verlobte sich daselbst der Kronprinz mit der Prinzessin Louise Auguste Wilhelmine Amalie von Meklenburg-Strelitz, geboren am 10. März 1776, und der Prinz Ludwig mit der Prinzessin Friederike Karoline Sophie Alexandrine, geb. am 2. März 1778 beide Töchter des Erbprinzen Karl Ludw. Friedrich von Meklenburg-Strelitz. Der König verrichtete die Wechselung der Ringe in eigener Person, wobei auch die beiden älteren, schon vermählten Schwestern zugegen waren. Am 26. reis'te der König wieder ab.

Inzwischen hatte man die Belagerung von Mainz mit Ausdauer fortgesetzt, obgleich der Feind hartnäckigen Widerstand leistete und die Eroberung der Festung täglich schwerer zu werden schien. Gegen Ende des Monats April wurde auch Landau belagert. Am 3 Mai machten die Preußen unter dem zum Generalmajor ernannten Kronprinzen einen Sturmangriff auf das Dorf Kostheim und die dahinter gelegenen Schanzen. Zwar vertheidigte sich der Feind mit bewunderungswürdigem Muthe, mußte aber dennoch endlich der preußischen Tapferkeit weichen. Die Franzosen verloren viele Todte und Gefangene. Darauf wurden am 19. Juni vor Mainz die Laufgräben eröffnet und vom 20sten an ein heftiges Bombardement begonnen. Der prachtvolle Dom, seit Jahrhunderten die Zierde der Stadt, viele andere herrschaftliche Gebäude und ein Getreidemagazin geriethen in der ersten Nacht in Brand; dennoch ergab sich die Festung nicht, sondern capitulirte erst am 22. Juli, als die Besatzung ihren Untergang vor Augen sah.

Nach der Besitznahme von Mainz entwarfen die Verbündeten den Plan in den Elsaß einzudringen und sich dort bequeme Winterquartiere zu bereiten. Indeß mußte man, um diesen Zweck zu erreichen, zwei Haupthindernisse besiegen; man mußte Landau und die berühmten Weißenburger Linien erobern. Letztere bewahrten den Eingang in den Elsaß und erstreckten sich zwischen den Städten Weißenburg und Lauterburg in einer Länge von 2 Meilen. Zuerst versperrten künstliche Verhaue den Zugang; hinter diesen ergoß sich der angeschwollene und mit Fußangeln angefüllte Lauterfluß; jenseit desselben erblickte man einen 4 Klafter breiten und 3 Klafter tiefen, mit doppelten Pallisaden versehenen Graben; in einer Entfernung von immer 800 Schritten waren zweifache Bastionen aufgeführt

und das ganze mit 470 Kanonen besetzt. Nun übernahmen die Preußen die Eroberung der Festung Landau, während die Oestreicher sich die Ehre vorbehielten, die Weißenburger Linien zu überwältigen. Man handelte jedoch nicht mehr mit Einigkeit; Jeder bedachte nur sein besonderes Interesse. Der Herzog von Braunschweig hatte sich bei Saarbrücken und Zweibrücken postirt; der Graf Wurmser war gegen die Weißenburger Linien gerückt; ein Corps Preußen unter dem Kronprinzen schloß Landau ein.

Bald jedoch bemerkten die Franzosen, daß die Stellung der Preußen bei Pirmasens für die Sicherheit der Weißenburger Linien höchst gefährlich war; sie beschlosen daher, am 14. September einen Angriff 'auszuühren, um ihre Gegner zu vertreiben. Der General Moreau, welcher einen Theil der Mosel=Armee befehligte, entwarf den Plan, die Preußen im Rücken zu überfall.n; jedoch erfuhr der Herzog von Braunschweig diese Absicht noch zur rechten Zeit, um sie zu vereiteln. Schnell rief er 8 Bataillone und 2 schwere Batterien herbei, ließ die Höhen bei Pirmasens durch zwei Regimenter Cavallerie besetzen, um die schon dicht herangerückten Franzosen vom weitern Vordrängen abzuhalten. Aber die feindliche Reiterei warf die Preußen bis an die Mauern von Pirmasens zurück und es gehörte die größte Anstrengung dazu, sich hier zu halten. Endlich drang der Prinz von Baden mit seiner Brigade in die linke Flanke der Franzosen, brachte sie in Unordnung und zwang sie zum Weichen. Die Preußen erbeuteten einige Kanonen und machten 1500 Gefangene, doch war der Verlust hinsichtlich der Todten und Verwundeten auf beiden Seiten gleich. — An demselben Tage wurde der Erbprinz von Hohenlohe bei Limbach und der Graf Kalkreuth bei Neunkirchen, einige Meilen von Pirmasens, angegriffen; aber auch hier richteten

die Franzosen nichts aus, obgleich sie mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und Ausdauer kämpften.

Jetzt waren nur noch wenige Monate zu den Unternehmungen dieses Feldzuges übrig. Die feindlichen Heere gewannen täglich neue Streiter und wurden kriegsgeübter; es war daher hohe Zeit, daß sich die Verbündeten von einem gemeinschaftlichen Plane leiten ließen, um die Weißenburger Linien zu erobern und sich alsdann dadurch den Weg zur Einnahme von Landau zu bahnen. Der östreichische General Ferraris begab sich zu diesem Zwecke ins preußische Lager, wo erst zu Ende des Monats September eine ernstliche Unterredung Statt fand. Es ward bestimmt, daß die Preußen in Verbindung mit den Sachsen die diesseits der Weißenburger Linien angelegten Vertheidigungswerke erschüttern, durch das vogesische Gebirge in Lothringen und den Elsaß so weit eindringen sollten, bis sie jenen Linien in den Rücken kämen. Sobald dies bewerkstelligt wäre, sollte den Prinz Waldeck unweit Rastadt über den Rhein gehen und die Linien von Lauterburg von der rechten Seite her angreifen, während der General Wurmser sie von vorn bestürmte. — Um diese Zeit verließ der König, durch Polens Angelegenheiten abgerufen, das Heer.

Mit Anfange des Monats October begann der Herzog den beschwerlichen Zug durch das vogesische Gebirge, den er jedoch in zwölf Tagen glücklich vollendete; schon am 18. October kam es zur Entscheidung. Der Prinz Waldeck setzte mit 20,000 Oestreichern über den Rhein und griff Lauterburg an. Der General Wurmser stürmte mit seiner Armee auf die vordern Redouten und wurde von einem Corps Preußen unter dem Erbprinzen von Hohenlohe bei Limbach unterstützt. Die Oestreicher büßten an einigen Stellen viele Leute ein. So wurde der Oberst Suel mit 600 Grenadieren in wenigen Augenblicken vom feindlichen Kar-

tätschenfeuer niedergeschmettert. Indeß leisteten die Franzosen, im Rücken, an den Flanken und in der Fronte gedrängt, keinen Widerstand, sondern suchten nur ihr zahlreiches Geschütz zu retten; dann zogen sie sich langsam zurück, und überließen den Siegern die Linien von Weißenburg nebst 31 Kanonen, 12 Fahnen und mancherlei Gepack, jedoch nur wenige Gefangene. Die Verbündeten aber verloren 1200 Mann.

Die Oestreicher benutzten ihren Sieg mit rascher Thätigkeit und drangen unter immer glücklichen Gefechten bis Hagenau, eroberten das stark verschanzte Dorf Wagenau, nahe an Straßburg, und bemächtigten sich endlich am 14. November nach einem viertägigen Bombardement des im Rheine gelegenen Fort Louis. Nun dehnten sie sich in einar langen Linie vom Rheine an durch Wangenau bis zu dem Fleüen Neuviller in Lothringen aus; hier schlossen sich die Preußen und Sachsen an, deren Hauptmacht jedoch das rechte Saarufer von Bosienheim (Bouquenon) bis Saarlouis besetzt hielt.

Die französischen Heere deckten Straßburg, Zabern, Pfalzburg und Lützelstein, eine andere Armee stand hinter dem linken Sasrufer. Täglich erheilten sie neue Verstärkungen von Lienientruppen und Nationalgarden; an ihrer Spitze standen die muthigen und talentvollen Generale Hoche und Pichegru. Zwei Auswege, der eine bei Zabern, der andere bei N ustadt und Lautern, blieben noch für sie offen, ung so konnten sie theils den Oestreichern in den Rücken fallen, theils nach der belagerten Festuug Landau durchbrechen.

Den Preußen war es bei aller Anstrengung nicht möglich, die Feinde von der linken Seite der Aar zu vertreiben: es gebrach an Lebensmitteln in den öden Gebirgen und Thälern — ansteckende Krankheiten grif-

fen um sich — die Schrecken des vorigen Jahres in der Champagne konnten erneuert werden. Der Herzog von Braunschweig beschloß daher, die Saar zu verlassen und seine Truppen im Zweibrückischen und Pfälzschen ruhige Cantonirungen beziehen zu lassen.

Bevor er aber diesen Rückmarsch antrat, machte er, von den Emigranten aufgemuntert, den kühnen Versuch, die Bergfestung Bitsch durch einen nächtlichen Ueberfall zu übertumpeln. Man hatte Hoffnung, daß dies Wagestück gelingen würde, denn es waren wichtige Personen in der Festung dabei betheiligt. Daher sollten die preußischen Stürmer als verabredetes Zeichen ein weißes Tuch um den Arm tragen. Es wurden von der ganzen Armee 1600 Freiwillige dazu ausgezogen, die mit Aexten und Brecheisen bewaffnet, von dem Obersten Grafen Wartensleben und dem herzoglichen Adjutanten Oberstlieutenant Hirschfeld angeführt, in der Nacht vom 16. — 17. November, in 10 Haufen vertheilt, gegen die Festung anrückten. Die unten gelegene Stadt wurde ohne Weiteres eingenommen. Dann kletterten sie den Berg hinauf, überstiegen die Pallisaden und erbrachen glücklich das erste Thor; sie kamen weiter — nur noch das letzte, aber auch das Hauptthor, ein eisernes, war übrig. Dies vermochten sie nicht zu sprengen. Durch den Lärm, der dabei entstand, gerieth die Besatzung in Bewegung; der Führer der preußischen Colonne wurde niedergestoßen und die Verschworenen warteten vergebens auf das verabredete Signal. Nun stürzten Balken, Steine, Kugeln, gehacktes Eisen über die Preußen her, ein heftiges Kartätschenfeuer schmetterte unter sie und sie mußten sich mit Anbruch des Tages zurückziehen, nachdem sie 24 Offiziere, 21 Unteroffiziere und 518 Gemeine, folglich den dritten Theil der Mannschaft verloren hatten.

Nach dieser fehlgeschlagenen Unternehmung traten die Preußen unverweilt den Rückzug an. Die Generale Knobelsdorf und Kalkreuth marschirten auf Bitsingen und Bliescastell, die Hauptmacht ging mehr rechts nach Pirmasens und Zweibrücken hin. Die über den Versuch auf Bitsch erbitterten Franzosen folgten den Preußen auf dem Fuße nach, um ihnen den Rückzug abzuschneiden. Am 17. November erreichten sie mit 20,000 Mann das Kalkreuth'sche Corps, und griffen es an; aber ungeachtet dies nur halb so stark war, so warf es dennoch die muthigsten Anfälle der Feinde mit solchem Erfolge zurück, daß sie 800 Mann und 1 General verloren, der eigene Verlust nur 200 Mann betrug. Indeß warteten die Preußen keinen zweiten Angriff ab, sondern setzten ihren Rückzug fort.

Jetzt richteten die Franzosen ihr ganzes Augenmerk auf Landau und ließen sich von ihrem Vorhaben, es zu befreien durch nichts mehr abschrecken. Sie drangen mit verdoppelter Macht wieder vor und machten sich bereit, die Preußen durch eine Schlacht zum völligen Abmarsche aus den jenseitigen Rheinländern zu zwingen. Der Herzog von Braunschweig, welcher die Absicht der Franzosen längst durchschaut hatte, zog das ganze Heer in die feste Stellung bei Kaiserslautern und unterließ nichts, um die Feinde tapfer zurückzuwerfen, wenn sie ihn beunruhigten. Dagegen hatte der General Hoche vom Pariser Convent den Befehl, Landau zu entsetzen, es koste was es wolle. Er bemühte sich daher, die preußiche Linie zu durchbrechen, und bot ihnen mit 50,000 Mann und 400 Kanonen eine Schlacht an. Der Herzog von Braunschweig konnte ihnen nicht mehr als 32,000 Mann und 202 Kanonen entgenstellen, er hatte aber seine Maßregeln so gut genommen, daß er den Ausgang nicht fürchten durfte. So kam es bei Kaiserslautern zu einem

blutigen Gefecht, welches zwei Tage dauerte und die vereinigten Sachsen und Preußen mit großen Ruhm bedeckte.

Der Hauptangriff der Franzosen am 29. November geschah bei Moorlautern gegen eine preußische Redoute, die, auf einer Anhöhe postirt, das Schicksal der Schlacht entscheiden mußte. Obgleich aber das Kartätschenfeuer und ein unaufhörlicher Kugelregen der preußischen Musketiere ganze Haufen der Franzosen niederstreckten, so wiederholten Letztere ihren Angriff immer wieder von Neuem; sie stürmten endlich mit solchem Enthusiasmus, daß die Preußen, welche die Redoute deckten und leiteten, die Fassung verloren und zu weichen anfingen. In diesem entscheidenden Augenblicke kam der sächsische General von Gersdorf mit dem Dragonerregimente Kurland und den Karabiniers an, hieb wüthend in die Franzosen ein und nöthigte sie zum Rückzuge. Aber 4000 französische Reiter eilten ihren bedrängten Kameraden zu Hülfe und schlossen die Sachsen völlig ein. Nun wäre dies heldenmüthige Corps der Vernichtung geweiht gewesen, wenn nicht zwei preußische Infanterie-Regimenter, vom Grafen Kalkreuth gesandt, noch zur rechten Zeit mit ihren Bajonetten eingedrungen und, von der Redoute unterstützt, seine Retter geworden wären. — Auf dieser Seite war die Sache ganz zum Vortheile der Verbündeten entschieden. — Nun versuchten die Franzosen, ob sie den rechten Flügl der Preußen auf dem Buchberge werfen könnten; aber auch hier waren alle ihre Anstrengungen vergebens. Am 30. November erneuerten sie ihre Angriffe mit einer Tapferkeit, die an Wuth grenzte und die nur von dem tapfern Widerstande der Preußen übertroffeu wurde. Sie griffen wieder bei Moorlautern am heftigsten an, weil sie sich der waldigen Anhöhen bei Erlebach bemächtigen und

den preußischen rechten Flügel umgehen wollten. Aber hier waren es wieder die Sachsen, die ihre Absicht vereitelten. Drei Bataillone derselben fochten den Löwen gleich und verwehrten den Franzosen das Durchdringen; doch bedeckten viele von ihnen das Feld mit ihren Leichnamen. Endlich ließ der Herzog von Braunschweig die Preußen mit dem Bajonnet vordringen, und nach zwei Stunden war der linke Flügel des Feindes völlig geworfen. Der Herzog von Weimar und der Graf von Kalkreuth schlugen am Galgenberge eine andere feindliche Colonne. Die Flucht der Franzosen wurde Nachmittags allgemein; doch retteten sie größtentheils ihr schweres Geschütz, verloren dagegen aber 8000 Mann an Todten und Verwundeten, während der Verlust bei den Deutschen nur 1200 Mann betrug.

Inzwischen hatte der Kronprinz die Belagerung von Landau sehr eifrig betrieben, so daß in seiner Gegenwart schon am 27. October die Laufgräben eröffnet wurden, worauf vom 28sten bis 30sten das heftigste Bombardement erfolgte. Dies dauerte in den nächsten Tagen fort, ward aber plötzlich dadurch unterbrochen, daß der König seine Prinzen nach Berlin berief. Darauf übergab der Kronprinz das Commando der Belagerung von Landau dem Generallieutenant von Knobelsdorf und verließ mit seinem Bruder das Heer.

Am Rhein dauerte indeß der Krieg noch immer fort, obgleich der Winter Waffenstillstand gebot. Wurmser, durch die Ausdauer der Franzosen in eine bedenkliche Lage gerathen, beschloß deshalb auch, unter dem Deckmantel der vorgerückten Jahreszeit die Winterquartiere zu beziehen. Er schickte den General Funk an drn Herzog von Braunschweig, um ihm seinen Vorsatz bekannt zu machen; dieser aber widersetzte sich der Ausführung und gab die nicht erwartete Antwort: Unter den jetzigen Umständen dürfe an keinen Rück-

zug gedacht, sondern der Feind müsse angegriffen werden; er, der Herzog, würde nie einen Schritt genehmigen, der beide Armeen vor den Augen der Welt mit Schande bedecken müsse; überhaupt könne ein Rückzug so lange garnicht entschuldigt werden, als man noch keinen Versuch gegen den Feind gemacht habe; die unglücklichsten Folgen einer Schlacht würden nicht verderblicher und ehrloser sein können, als dieser Rückzug."

Wurmser's sinkender Muth wurde durch diese Erinnerungen des Herzogs wieder gehoben; es fanden fernere gemeinschaftliche Verabredungen Statt, zufolge welcher beschlossen wurde, dem Feinde am 26. Dezember eine Schlacht zu liefern. Aber auch der französische General Hoche hatte nun diesen Tag zur Entscheidung des Feldzuges und der Befreiung Landau's festgesetzt. Sein thätiger Eifer kam dem Muthe seiner Gegner zuvor. Als daher am Morgen des zweiten Weihnachtstages die Oestreicher in drei und die Preußen in zwei Colonen aufmarschirt und eine halbe Stunde vorgerückt waren, um den Feind zur Schlacht zu zwingen, traf die Schreckensbotschaft ein, daß die Franzosen bereits mit unaufhaltsamer Gewalt alle Verschanzungen der Oestreicher von Lauterburg bis Weißenburg und auf dem Geisberge bestürmten. Nichts konnte hier dem Andringen der Franzosen widerstehen. Der General Desaix erstieg die Höhen von Lauterburg und warf den linken Flügel der Oestreicher nieder, wodurch die Ueberwältigung des kaiserlichen Heeres entschieden war. Der General Donadieu zerstreute mit seiner Reiterei das Corps der Emigranten und nahm ihnen sämmtliches Geschütz. In wilder Unordnung stürzten nun Soldaten, Offiziere, Marketender und Stückknechte unter einander; der Gehorsam hatte aufgehört: Jeder suchte nun sein Leben in der eiligsten Flucht zu retten. — Die Oestreicher wären völlig

aufgerieben worden, wenn nicht der Herzog von Braunschweig ihren Rückzug nach Möglichkeit gedeckt hätte. Er machte dem Grafen Wurmser selbst den Vorschlag, sich bei Germersheim zu setzen und die zerstreuten Truppen zu sammeln, wo sie bei der wahrscheinlich nahen Eroberung Landau's sich wieder erholen würden. Aber es war wohl nicht gut möglich, diesen Rath zu befolgen. Die Franzosen, durch ihre Siege angefeuert, hätten gewiß und plötzlich augegriffen; das Ende wäre Tod und Untergang gewesen: denn die Oestreicher waren so zersprengt, daß kein Bataillon, keine Schwadron mehr zusammenhielt. So kamen sie am 28. December nach Speier und gingen in den letzten Tagen des Jahres nach Philippsburg und Mannheim über den Rhein, worauf sie die Trümmer ihres Heeres in der kläglichsten Zerrüttung bei Schwetzingen und Heidelberg sammelten.

Eine nothwendige Folge dieser Niederlage war die Aufhebung der Belagerung von Landau und die Retirade der preußischen Armee. Der Herzog von Braunschweig führte die letztere mit aller Behutsamkeit über Burweiler und Neustadt nach Worms, Alzei und Kreuznach, und nahm dann eine feste Stellung in dem kleinen Winkel jenseits des Rheins, von Oppenheim bis Bingen. Er selbst verlegte sein Hauptquartier nach Mainz und ließ die schwere Cavallerie, einen Theil der Infanterie und die ganze Artillerie nebst Fuhrwesen über den Rhein zurückgehen und am rechten Ufer die Winterquartiere beziehen.

Der Herzog hatte nun zweimal das Vorhaben, in Frankreich Eroberungen zu machen, gerade im kritischen Augenblick scheitern sehn; es schien, als ob ihm solche Erfahrungen die Leitung eines Krieges, war so wenig Gewinn für den Helden uud noch weniger für die Menschheit zu erndten war, verleidet hatte; er hielt es

daher seiner Ehre angemessen, den Oberbefehl niederzulegen, und verließ darauf in der Mitte des Monats Februar das Heer. Der General Wurmser folgte seinem Beispiele und entfernte sich gleichfalls vom Schauplatze des Krieges. Nun übergab der König das Commando über seine Armee dem Feldmarschall Möllendorf, der Kaiser dagegen den Befehl über die Oestreichet dem General Brown.

III. Der Gatte.

Während des Waffengetümmels am Rhein war die Zeit immer näher heran gerückt, wo der Kronprinz Friedrich Wilhelm und der Prinz Ludwig von Preußen ihre Vermählung feiern sollten. Beide waren, nachdem sie die Armee verlassen hatten, am 6ten December in Berlin eingetroffen, um sich hier zu dem schönsten Feste ihres Lebens vorzubereiten. Die verlobten Prinzessinnen von Meklenburg-Strelitz reisten am 15. December aus Darmstadt ab und erreichten am 21sten Potsdam, wo sie von den beiden Prinzen empfangen wurden uud dann einen festlichen Einzug hielten. Dasselbe Entgegenkommen fand das fürstliche Schwesternpaar iu der Hauptstadt; nur das sie hier mit noch größerem Gepränge begrüßt und nach dem Schlosse geleitet wurden. — Schon am 24. Dezember Abends zwischen 6 und 7 Uhr fand die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Louise im königl. Schlosse Statt. Zwei Tage darauf, am 26. Dezember, vermählte sich auch der Prinz Ludwig mit der Prinzessin Friederike.

So hatte sich nun für die Neuvermählten der Himmel aufgethan; denn sie waren nicht durch kaltberechnende Convenienz, sodern durch wahre und innige

Herzensneigung zusammengeführt. Von allen glücklich fühlte sich der Kronprinz an der Hand seiner, mit den seltensten Frauentugenden geschmückten Gemahlin. Sie, schon damals die Krone des weiblichen Geschlechts, war augenscheinlich ganz dazu geschaffen, die Landesmutter eines Volkes, besonders aber des preußischen zu werden, das, ohne es zu ahnen, einer trüben Zukunft entgegen ging.

Der König war der jungen und reizenden Kronprinzessin nicht minder hold, als sein eigener Sohn; er bewies die bei jeder Gelegenheit, vorzugsweise aber an ihrem Geburtstage, den 10. März 1794, wo er ihr das Lustschloß Oranienburg zum Geschenk machte. Für den Prinzen Ludwig und dessen Gemahlin war das Prinzessinnen-Palais eingerichtet worden, welches beide am 28. März 1794 bezogen. — Doch die seligen Tage des ehelichen Beisammenseins wurden nur zu bald unterbrochen; denn in Polen deuteten mancherlei Bewegungen auf eine neue Revolution.

War den Polen schon die Zerstückelung ihrer Republik verhaßt, so war es die ihnen aufgedrungene Freundschaft Rußlands noch viel mehr. Am 15. und 16. October 1793 schloß nämlich Rußland mit Polen ein sogenanntes Freundschafts- und Vereinigungs-Bündniß, welches aber in der That ein Unterdrückungs-Tractat zu nennen war, da Polen hierdurch unter Rußlands Vormundschaft gesetzt und in eine russische Provinz verwandelt wurde. Am härtesten und unerträglichsten war jedoch jedem polnischen Patrioten die russische Erklärung, daß Polen in Zukunft nicht mehr als 15,000 Mann Truppen halten sollte. Entrüstet über solche Herabsetzung einer Nation, welche Preußen in der Abtretungs-Urkunde doch noch für unabhängig und souverain erklärt hatte, wanerten viele der vornehmsten Familien aus, um nicht Augenzeugen der russischen Freund-

schaft sein zu dürfen. In der Ferne warteten sie auf eine günstige Gelegenheit, ihr Vaterland von der Knechtschaft zu befreien. — Die Gährung nahm zu und brach endlich am 3. Februar 1794 in offene Widersetzlichkeit gegen Rußlands Machtgebote aus. An diesem Tage sollte nämlich der größte Theil der polnischen Truppen abgedankt werden. Madalinsky, Brigadegeneral der Cavallerie, war der Erste, der es wagte, die russischen Befehle zu verachten. Er ließ sein Corps, das es verabschieden sollte, auf's Neue schwören, für die Freiheit und Rettung Polens bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen. Ohne Zögern fiel er dann in Südpreußen ein und erbeutete in mehreren Kassen über 60,000 Ducaten. Von hier eilte er nach Krakau, wo der Aufstand schon allgemein geworden war, und hielt mit dem edlen Kosciuszko, einem der ruhmwürdigsten Männer seiner Zeit, eine Zusammenkunft. Mit glühendem Enthusiasmus traten die meisten alten und selbst viele der abgerissenen Provinzen auf Kosciusko's Seite, und schaarenweise strömten die Polen unter seine Fahnen. Am Charfreitage war die Erbitterung gegen die Russen zu solcher Wuth entbrannt, daß man sie in Warschau in einem fürchterlichen Blutbade der Rache opferte. Zugleich lehnten sich die südpreußischen Gutsbesitzer wider die preußische Herrschaft auf und schlossen sich Kosciusko's Heere an. Dies bewog den König von Preußen, gegen die Polen die Waffen zu ergreifen, und die schönen Tage häuslichen Glückes hatten nun für den Kronprinzen und seinen Bruder vorläufig ein Ende. Beide gingen am 13. Mai zur Armee nach Südpreußen, am nächsten Tage folgte ihnen der König nach Posen, wo sie sich am 18. Mai befanden; am 29sten waren sie in Trebnitz und der Krieg begann.

Die Preußen besetzten ohne Verzug die Woiwod-

schaften Sendomir und Krakau und vereinigte sich dann mit 7000 Russen in der Absicht, die Festung Krakau, welche Kosciuszko mit seinen besten Truppen schützte, zu bestürmen. Kosciuszko's Heldenseele hatte Muth genug, den Angreifern entgegen zu rücken und bei Seelze am 6. Juni eine Schlacht zu wagen. Der König von Preußen war persönlich bei der Armee und flößte den Truppen durch seine Gegenwart Muth und Vertrauen ein. Die Polen bewiesen die größte Tapferkeit — Kosciuszko entwickelte die seltensten Feldherrntalente; aber seine in aller Eile zusammengerafften Bauern konnten es nicht in die Länge mit den geübten preußischen Kriegern aufnehmen, obgleich sie Alles thaten, was in ihren Kräften stand, und in dichten Haufen gegen die preußischen Kanonen andrangen. Sie wurden reihenweise niedergestreckt und um 3 Uhr Nachmittags nach einem beinahe vierstündigen Kampf mit einem Verluste von 2000 Mann in die Flucht gejagt. Die Folge dieses Sieges der Preußen war die Einnahme der Festung Krakau.

Die Haupt-Operation des Königs war nun auf die Eroberung von Warschau gerichtet. In kleinen Scharmützeln und durch geschickte Wendungen drängte er den General Kosciuszko bis in die Nähe von Warschau, während dessen ein russisches Heer von Lublin, 24 Meilen von der Hauptstadt gelegen, heranrückte. Kosciuszko verschanzte sich mit seinen 50,000 Mann in einem festen Lager bei Warschau. Am 15. Juli traf der König zu Opalin, eine Stunde von Warschau, ein, und ließ in den folgenden Tagen mit der Beschießung des polnischen Lagers beginnen. Am 27. Juli eroberten die Preußen die Kreuzschanze zwischen Wola und Warschau, und kamen letzterem Orte so nahe, daß sie einige Bomben hineinwerfen konnten. Nun forderten sie die Stadt drohend auf, sich binnen 24 Stun-

den zu ergeben; allein die errungenen Vortheile waren noch nicht so bedeutend, daß eine solche Sprache Eindruck machte, vielmehr wurde sie von den Polen durch einen wüthenden Ausfall beantwortet. Indeß gewannen diese dadurch nichts, sondern mußten sich mit dem Verlust von 10 Kanonen wieder zurückziehen. Darauf ließ der König neue Batterien anlegen und die Verschanzungen Kosciuszko's mit glühenden Kugeln beschießen. Aber der kühne Polengeneral hatte durch mehrere Streifcorps 11 preußische Schiffe, die mit Munition beladen, von Graudenz auf der Weichsel zur königlichen Armee geführt wurden, wegnehmen lassen, wodurch sie in die größte Verlegenheit gerieth. Eine andere noch bedenklichere Gefahr drohte ihr im Rücken. Ganz Südpreußen war gegen die preußtsche Regierung im völligen Anfstande begriffen. Es wurden hier die Kassen geplündert, die Officianten verjagt und oft bedeutende Detaschements gefangen genommen. Kosciuszko wußte diese Umstände meisterhaft zu benutzen. Er sandte von Warschau aus drei verschiedene Abtheilungen zur Unterstützung der Südpreußen ab, während ein anderes Corps von 18,000 Mann die ostpreußische Grenze beunruhigte.

Der König von Preußen hob, von allen Seiten durch die Empörer bedroht, am 6. September die Belagerung von Warschau auf, bezog anfänglich be- Rasczin ein Lager, marschirte dann aber gänzlich nach Südpreußen zurück. Inzwischen führte der General Suwarow 20,000 Russen über den Bug. Am 17. und 18. September trat ihm der polnische General Sierakowsky entgegen, erlitt aber eine völlige Niederlage. Kosciuszko wollte sich mit ihm vereinigen, mußte sich aber am 10. October bei Muciejowice mit dem russischen General Fersen schlagen und fiel hier mit dem Schmerzensausruf „Finis Poloniae!“

in die Hände der Russen. Jetzt überstieg Suwarow die Verschanzungen in Praga und richtete ein gräßliches Blutbad an, worauf sich Warschau am 8. November ergeben mußte. Die Truppen der Generale Madalinsky und Dombrowsky kamen durch Kosciuszko's Niederlage in Gefahr, umringt zu werden; aber eine geschickte Diversion, welche der Graf Poniatowsky unternahm, rettete sie, so daß sie sich ungehindert zurückziehen konnten. So endete der Feldzug in Polen.

Preußens König war schon am 19. September von der Armee nach Breslau abgegangen und traf am 22sten in Potsdam ein. Die Kronprinzessin befand sich in Mutterhoffnungen, wurde aber am 7. October zum Betrübniß des Hofes von einer todten Prinzessin entbunden. Indeß gab die Gemahlin des Prinzen Ludwig am 30. October einem Prinzen das Leben, welcher in der Taufe am 9. November die Namen Friedrich Wilhelm Ludwig erhielt.

Gleichzeitig mit den Ereignissen in Polen war auch der Krieg am Rheine fortgeführt. Die meisten kriegführenden Höfe folgten hierbei mehr den Eingebungen des Hasses, und der Erbitterung gegen die französischen Grundsätze, als einer klugen Politik; aber das preußische Ministerium, das wahre Staatsinteresse nie aus den Augen verlierend, betrachtete den Kampf bald aus einem andern Gesichtspunkte. Ein Krieg, in solcher Entfernung von Preußens Grenzen geführt, erschöpfte den Schatz, ohne die Geldausflüsse in denselben zurückzuleiten; schwächte das Kriegsheer, ohne dem Vaterlande von wesentlichen Nutzen zu sein, und zerriß das Band der Freundschaft mit einem Volke, dessen Meinungen und Gesetze den festgegründeten preußischen Staat nicht erschüttern, dessen Bündniß ihm aber wohl in Absicht auf Handel und bei künftigen Gefahren von Nachbarn die größten Vortheile bringen konnte. Und

wozu sollte sich Preußen aufopfern? für wen seine Kräfte zersplittern? Zwar konnte der König als mächtiges Glied des deutschen Reiches dasselbe seinem traurigen Schicksal nicht hülflos überlassen, aber die Sorge für den Staat und seine Selbsterhaltung erlaubten ihm auch nicht, für eine fremde Sache Millionen hinzugeben, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen und bei einem Kriege noch länger zu beharren, dessen anfänglicher Zweck nimmer zu erreichen war. Das preußische Cabinet ließ daher schon zu Ende des Jahres 1793 durch den Kurfürsten von Mainz die sechs vordern Kreise, nämlich den Ober- und Niederrheinischen, Westphälischen, Schwäbischen, Fränkischen und Baierschen zu einer Versammlung in Frankfurt einladen, deren Beschlüsse dahin enden sollten, daß diese Kreise die Verpflegung der preußischen Armee für so lange Zeit übernehmen, bis der Reichstag zu Regensburg einen allgemeinen Schluß darüber gefaßt haben würde. In dem Falle, daß die Stände dies Verlangen abwiesen, drohte der König, den größten Theil seiner Truppen vom Rheine zurückzuziehen. Der kaiserliche Hof unterstützte den preußischen Antrag sowohl zu Regensburg, als auch bei den Kreisen, und setzte hinzu, daß er sich vorbehielte, ähnliche Anträge zu machen. Dieser Zusatz Oestreichs erregte große Bedenklichkeiten und steigerte die Abneigung, welche die Stände schon Anfangs gegen das Benehmen Preußens äußerten. Die gemachten Zumuthungen wurden deshalb auch mit Kälte aufgenommen und von den Meisten geradezu verworfen; dagegen schlug man eine allgemeine Bewaffnung nach dem Beispiel der französischen Aufgebote vor. Der preußische Hof bezeigte die höchste Empfindlichkeit darüber und erklärte den vorgeschlagenen Landsturm für unwirksam, gefahrvoll und zweckwidrig; — für unwirksam gegen einen Feind, der in der Kriegskunst Meister und mit zahl-

reicher Artillerie versehen sei; für gefährlich, weil die gerüsteten Völker von ihren Waffen einen Gebrauch machen könnten, wie ihn die Regierungen nicht wünschten; für zweckwidrig endlich, weil durch Einziehung so vieler dem Ackerbau und dem Gewerbe unentbehrlicher Hände den Armee'n der Unterhalt erschwert und überhaupt durch unregelmäßige Kriegshaufen die Ausführung der Kriegsplane gehindert werden würde; er schloß mit der Erklärung, daß er seinen Schutz dem deutschen Reiche nicht aufdringen, sondern sein Heer vom Schauplatze des Krieges zurückziehen werde.

Der König ließ nach den gemachten Eröffnungen in der That einen Theil seines Heeres aufbrechen und in seine Staaten abmarschiren. Schon waren sie bis Cöln gekommen, als ein Courier Gegenbefehle brachte. Der brennende Eifer, mit welchem England die Fackel des Krieges in alle Welttheile schleuderte, hatte diese schnelle Aenderung in den Gesinnungen des Königs bewirkt. Holland, damals genau mit England verbunden und von der Nähe der Gefahr geschreckt, trat den Absichten des brittischen Cabinets bei. So erhielten diese Seemächte Preußen durch Anerbietung beträchtlicher Hülfsgelder in dem gegen Frankreich geschlossenen Bunde. Es war darüber am 19. April zu Haag ein besonderer Subsidientractat angefertigt worden, nach welchem Preußen die Verpflichtung auf sich nahm, bis zu Ende des Jahres 1794 ein Heer von 62,400 Mann stets vollzählig zu erhalten, und dies entweder unter einem preußischen Feldherrn, oder in Verbindung mit einem Corps der Seemächte gegen den gemeinschaftlichen Feind zu verwenden. Alle Eroberungen, welche die Subsidientruppen machen würden, sollten im Namen Englands und Hollands geschehen und bis zum Friedensschlusse unter deren Verwaltung bleiben. Für diese Dienste versprachen die Seemächte monatlich 50,000 Pfund

Sterling an Preußen zu zahlen, und außerdem übernahmen sie die Lieferung von Brot und Fourage, welche sie gleichfalls in Geld, für jeden Mann 1 Pfund Sterling und 12 Schilling, also monatlich mit 99,840 Pfund Sterling vergütigen wollten. Zur Ausrüstung setzten sie noch eine Summe von 400,000 Pfund fest, von welcher 300,000 Pfund sogleich, die übrigen aber beim Rückmarsch des Heeres bezahlt werden sollten.

Die Aufmerksamkeit des Publikums wurde von Neuem gespannt, als man den geschlossenen Subsidien-Tractat erfuhr. Man erwartete große Kriegsereignisse und eine völlige Umkehr des Glücks, welches den Verbündeten im Ganzen bisher nicht besonders günstig gewesen war. Dazu kam, daß sich auf Betrieb des Kaiserhofes noch eine Reichsarmee bildete, über welche der Herzog von Sachsen-Teschen den Oberbefehl erhielt; jedoch betrug diese Armee kaum 30,000 Mann, obgleich nach den Beschlüssen des Reichstages mehr als das fünfte Contingent, das heißt ein Heer von 200,000 Reichstruppen in's Feld rücken sollte. Dagegen stellten Oestreich und Preußen 123,000 geübte Streiter auf, die, in Verbindung mit der Reichsarmee, nur einem Heere von 80,000 Franzosen gegenüber standen, indem die französische Rheinarmee unter Michaud höchstens 50,000 und die Mosel-Armee unter Moreau etwa 30,000 Mann betrug. Zwar zählte die Nordarmee in den Niederlanden unter Pichegru 150,000 und das Ardennenheer unter Jourdan 40,000 Mann, aber die verbündeten Mächte England, Holland und Deutschland zählten in den Niederlanden gleichfalls 170,000 Mann. Es betrug daher die Gesammtheit ihrer Streitkräfte am Rhein und in den Niederlanden die ungeheure Zahl von 323,000 Kriegern, denen die Franzosen nur 270,000 Mann entgegen stellen konnten.

Die preußischen Heere und die ihre Operationen

unterstützenden Oestreicher eröffneten den Feldzug am Rheine nicht früher, als am 22. Mai. Bis dahin hatten die Franzosen einzelne, oft kühne Streifereien unternommen. Der Feldmarschall Möllendorf rückte mit dem Entschlusse vor, durch eine entscheidende Schlacht seine Laufbahn zu beginnen und den Feind wo möglich ganz von Deutschlands Grenzen zu verdrängen. Es sollte daher am 23. Mai von den Preußen, Oestreichern und Reichstruppen ein allgemeiner Angriff geschehen, der vom Rheine an über Mutterstadt, Deidesheim bis Kaiserslautern zu gleicher Zeit unternommen würde. Der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg ging mit einem Theile Oestreicher und Reichstruppen am 22sten Mai über den Rhein und dehnte sich von der Rheinschanze bis Rüchheim aus, wo sich der Erbprinz von Hohenlohe mit einem Corps Preußen an ihn anschloß. Die Franzosen standen in und hinter furchtbaren Verschanzungen, aus denen sie vertrieben werden mußten. Der Feldmarschall Möllendorf führte den Theil seines Planes, den er auf sich genommen hatte, höchst glücklich aus. Er erstürmte die französischen Verschanzungen, machte zwei Obersten, 65 andere Offiziere und 2033 Unteroffieiere und Gemeine zu Gefangenen, und errang einen so vollkommenen Sieg, daß das ganze feindliche Corps, welches zugleich 2000 Todte und Verwundete hatte, gänzlich aus einander gesprengt und bis an die französische Grenze hingetrieben wurde. Auf preußischer Seite überstieg der Verlust nicht die Zahl von 500 Mann.

An der Rehbach aber war die Stellung der Franzosen viel befestigter. Sie hatten das Wasser durch künstliche Leitungen hoch angeschwellt; rings herum befanden sich Sümpfe und Untiefen; überall errichteten sie Batterien. Als daher die Oestreicher und Reichstruppen, in der Fronte angegriffen, bis Mutterstadt

vordrangen, wurden sie durch das mörderische Kanonenfeuer der Franzosen so weit zurückgeworfen, daß sie eine völlige Niederlage erlitten. Der Erbprinz von Hohenlohe eroberte zwar einige Posten, konnte aber bei Deidesheim nicht durchdringen, und mußte sich zurückziehen, weil die Oestreicher geschlagen waren. Obgleich aber die Franzosen auf dieser Seite gesiegt hatten, so konnten sie sich doch nicht behaupten, da ihr linker Flügel bei Kaiserslautern einen so nachdrücklichen Verlust erlitten hatte; es mußte also auch ihr rechter Flügel weichen und alle Vortheile wieder aufgeben, weil es sonst umringt und ganz aufgehoben werden konnte. Die Franzosen verließen deshalb Deidesheim und die Rehbach, und zogen sich bis hinter Germersheim und Landau in die angelegten Linien an der Queich. Darauf besetzte der Erbprinz von Hohenlohe Neustadt, der Fürst von Hohenlohe rückte nach Speier, der Feldmarschall Möllendorf nahm sein Hauptquartier zu Otterberg, und der Graf Kalkreuth befreite Zweibrücken und Hornbach und streifte bis an die Saar. Nunmehr waren die jenseitigen deutschen Rheinlande mit Ausnahme einiger kleiner Distrikte von dem Drucke der französischen Kriegsheere und den Plünderungen ihrer Commissionen befreit.

Jetzt verfloß der ganze Monat Juni in Unthätigkeit; man schränkte sich auf bloße Vertheidigung ein; Märsche und kleine Postengefechte machten die einzige Neuigkeit des Tages aus. Desto thätiger waren die Franzosen. Sie verstärkten sich mit 15,000 Mann frischer Truppen, besetzten die starken Stellungen von Hornbach und Blieskastell, und betraten so aufs Neue die Siegesbahn. Vom 2. Juli an beunruhigten sie die ganze preußische Linie bei Zweibrücken, Lautern und Trippstadt, richteten jedoch 10 Tage hindurch nichts weiter aus, als daß sie den Feind ermüdeten. Endlich

am 13. Juli errangen sie durch Standhaftigkeit und Ausdauer den Sieg, indem Moreau die preußische Stellung bei Edesheim überwand, welche der Erbprinz von Hohenlohe vertheidigte. Zwar boten die Preußen Alles auf, was Einsicht und Muth vermochten; sie trieben den stürmenden Feind 8 Mal muthig zurück, ihr Kartätschenfeuer raffte ganze Haufen hin; aber die Gewandtheit und Tapferkeit der Franzosen behielt die Oberhand und zwang den Preußen Bewunderung und Staunen ab. Die Niederlage der Letzteren war groß und allgemein, denn sie wurden gänzlich zerstreut; erst die einbrechende Nacht gab dem Erbprinzen von Hohenlohe die Mittel an die Hand, seine geschlagenen Truppen zu sammeln und nach Mosbach zurückzuführen. Aber auch hier konnten sie nicht lange standhalten; schon am folgenden Tage wurden sie von den Franzosen genöthigt, sich weiter durch Türkheim bis hinter Worms zu flüchten. Die unter dem Befehl des Herzogs von Sachsen-Teschen vereinigten Oestreicher und Reichstruppen mußten nach mehreren ernstlichen Gefechten gleichfalls auf ihre Sicherheit bedacht sein; denn sie wurden so sehr gedrängt, daß sie sich nicht einmal mehr auf der linken Rheinseite halten konnten; sie gingen deshalb bei Mannheim wieder auf das diesseitige Ufer.

Durch diese ungünstigen Vorfälle sah sich der Feldmarschall Möllendorf bewogen, mit der Hauptarmee die Schanzen bei Lautern zu verlassen und sich rückgehend dem Rheine zu nähren. Er ging bis Nieder-Flörsheim, und der Graf Kalkreuth bis Kreuznach zurück. Die Franzosen nahmen alle Posten von Elsaß bis Worms, die ihnen seit 7 Wochen entrissen waren, wieder ein, erbeuteten die preußischen Magazine zu Frankenthal und Lautern, und eroberten eine Batterie von 18 Kanonen. So befanden sich die Verbündeten in derselben Lage, wie vor dem Feldzuge.

Der französische General Moreau benutzte nun den Sieg der Rhein- und Mosel-Armee zur Eroberung von Trier. An der Erhaltung dieses Ortes war für die Verbündeten mehr gelegen, als es auf den ersten Blick erscheinen mochte. Durch Trier standen die deutschen Rhein-Armeen mit Luxemburg, Lüttich und Holland in Verbindung; von hier aus konnten sie den verbündeten Heere, welche vor dem mächtigen Andrange der Franzosen aus den Niederlanden weichen mußten, zu Hülfe eilen und dem Unglück, das auf sie einbrach, vielleicht noch Grenzen setzen. Trier, im Mittelpunkte gelegen, mußte durchaus von den Deutschen behauptet werden, wenn ihnen Hoffnung auf bessere Erfolge übrig bleiben sollte. Die deutschen Heerführer erkannten die Wichtigkeit dieses Postens in der Waagschale des Glücks. Der Feldmarschall Möllendorf hielt daher am 26. Juli eine Zusammenkunft mit den kaiserlichen Generalen, um sich über die Vertheidigung Trier's zu berathschlagen. Er versprach, das Land zwischen der Nahe und Mosel zu decken, Coblenz zu beschützen und angriffsweise zu verfahren, um die östreichischen Generale Melas und Blankenstein, denen die Rettung Trier's oblag, zu unterstützen. Aber hierbei machte er es zur ausdrücklichen Bedingung, daß die östreichische Armee in den Niederlanden das linke Rheinufer um keinen Preis verließe; denn sonst würde er alle Verbindung mit den deutschen Rhein-Armeen aufheben und sich nach Westphahlen zur Beschützung der preußischen Provinzen wenden. — Der preußische Feldherr traf sogleich die nöthigen Anstalten, seine Versprechung zu erfüllen. Er brach mit dem Hauptcorps gegen Lauern auf; der Erbprinz von Hohenlohe rückte von Oppenheim nach dem Hundsrücken; der Graf Kalkreuth zog näher an die Mosel; der Herzog von Sachsen-Teschen schickte 16,000 Mann Reichstruppen zur Mit-

wirkung der Preußen. Aber ehe noch alle diese Truppen an den bestimmten Orten eintrafen, waren ihnen die Franzosen bereits zuvorgekommen und hatten den Hauptschlag ausgeführt. Moreau überwältigte am 6. August mit rascher Schnelligkeit den kaiserlichen Posten bei Remnich an der Mosel, rückte am 7. bis Grävenmachern und nöthigte die Oestreicher, alle Gegenden zwischen der Mosel und Saar zu räumen. Am 8. August brach er die letzte Vormauer Trier's, die Pellinger Schanzen, wo Blankenstein eine solche Niederlage erlitt, daß er Trier verlassen mußte, welches nun am 9ten den Franzosen die Thore öffnete. So ging diese für die Fortsetzung des ganzen Feldzuges höchst wichtige Stadt verloren, und die Preußen, deren Hülfe zu spät kam, zogen ihre Detaschements zurück.

Anfänglich schien es nun, als dächten die Deutschen nicht daran, das Verlorene wieder zu gewinnen; denn sie ließen mehrere Wochen vorübergehen, ohne irgend eine Waffenthat zu unternehmen. Endlich aber erwachte ihr kriegerischer Muth auf's Neue; die Folgen der Einbuße Trier's wurden täglich nachtheiliger für sie, weshalb sie beschlossen, Alles aufzubieten, um sich dieses Ortes wieder zu bemächtigen. In dieser Absicht sollte der Erbprinz von Hohenlohe mit einem Corps Preußen und Reichstruppen den Feind von Kaiserslautern vertreiben, seine Magazine zerstören, die Kriegsbedürfnisse wegnehmen und so den Weg zur Eroberung bahnen. Am 18. September rückte er mit 20,000 Preußen, einigen Bataillonen Pfälzer und Darmstädter vor. Zu gleicher Zeit hatte der Herzog von Sachsen-Teschen 10,000 Oestreicher von Mannheim aus über den Rhein zu seiner Unterstützung gesandt. Am 19ten überraschte nun der Erbprinz von Hohenlohe die Franzosen auf dem Schollenberge bei Lautern und entriß ihnen diesen stark verschanzten Posten durch seine Geistes-

gegenwart und rasche Thätigkeit. Die Franzosen fühlten die Wichtigkeit dieses Verlustes; sie bereiteten sich deshalb ernstlich vor, den Schorlenberg wieder in Besitz zu nehmen. Indeß erfuhr der Erbprinz ihre Absichten und zögerte nicht lange, sondern bot, obgleich seine Truppen eines Ruhetages bedurften, dem Feinde ungesäumt ein Treffen an. Er zog deshalb am 20. September in die Gegend von Kaiserslautern, um diesen Schauplatz der preußischen Tapferkeit, wo schon zwei Siege erfochten waren, noch durch einen dritten zu verherrlichen. Er fand die Franzosen, die einen ähnlichen Plan hatten, schon im vollen Anmarsche gegen sich; sogleich entsandte er die Cavallerie vom Einhauen. Diese drang in das französische Fußvolk ein und warf Alles vor sich nieder. Der französische Oberst Jordy bildete, um die Preußen aufzuhalten, ein Viereck und feuerte lebhaft unter sie; aber dies rettete ihn nicht. Die Preußen drangen in das Viereck ein und wütheten so mörderisch, daß nicht ein einziger Franzose ohne Wunden blieb. Jetzt entfloh, wem irgend noch ein Ausweg offen blieb. Der Erbprinz von Hohenlohe trug den vollständigsten Sieg davon und machte 100 Officiere und weit über 3000 Gemeine zu Gefangenen, erbeutete aber nur 4 Kanonen. Die Preußen gaben ihren eigenen Verlust auf nicht mehr als 112 Todte und 289 Verwundete an. Das kaiserliche Hülfscorps, welches die Gegend vom Rhein bis an das Gebirge deckte, blieb an diesem glorreichen Tage unthätig, vielleicht, weil es die Niederlage der Franzosen nicht ahnte, sonst hätte es den Sieg noch vergrößern können.

Doch all' das Blut, mit welchem die Felder bei Kaiserslautern nun schon dreimal getränkt worden, war umsonst vergossen; denn der erste Zweck blieb unerreicht. Als der Feldmarschall Möllendorf mit der Haupt-Armee vorgerückt, um die Früchte des durch den Erb-

prinzen von Hohenlohe erfochtenen Sieges zu ernten und Trier zu erobern, brachte ihm ein Courier die Schreckensnachricht, daß die große kaiserliche Armee unter Klairfait aus den Niederlanden bis hinter die Roer zurückgeschleudert worden sei. Hätte nun auch Trier durch einen kühnen Angriff genommen werden können, so war es doch bei der jetzigen Sachlage rein unmöglich, es zu behaupten. Die beste Jahreszeit war ohnehin schon verstrichen; eine neue Waffenthat konnte nicht mehr unternommen werden. Möllendorf hielt es daher für rathsam, zurück zu gehen. Er selbst bezog seine alte Stellung bei Kreuznach und Bingen; der Erbprinz von Hohenlohe verließ alle errungenen Vortheile, begab sich nach Worms und bald nachher nach Mainz; die Reichstruppen gingen wieder auf das rechte Rheinufer nach Manheim und Heidelberg.

Darauf erhielt der Feldmarschall Möllendorf in der Mitte des Monats October den unerwarteten Befehl vom Könige, daß er ohne Zögerung ganz über den Rhein zurückgehen, und da die Oestreicher alle Angriffe eingestellt hätten, sein Heer durch Behauptung des jenseitigen Ufer nicht in Gefahr bringen sollte. Diese Nachricht setzte die Verbündeten in Erstaunen und selbst die Franzosen fanden die Sache unbegreifltch.

Die östreichischen Generale baten den Feldmarschall, den Rückzug mindestens so lange aufzuschieben, bis Rheinsdorf und Mainz durch Mannschaft verstärkt und durch gehörige Vorräthe gesichert wären. Die königlichen Befehle waren jedoch zu bestimmt, als daß sie übertreten werden durften, und Möllendorf ging daher am 23. und 24. October bei Eltville, der Erbprinz von Hohenlohe bei Oppenheim über den Rhein. Nach wenigen Tagen verursachte ein neuer Befehl noch größeres Erstaunen, indem das Corps des Prinzen von Hohenlohe gänzlich vom Rheine abgerufen ward. Dem

zufolge trat es denn auch am 10. November den Rückmarsch an. Es befanden sich also nur noch 40,000 Preußen am diesseitigen Rheinufer unter der Anführung Möllendorf's, der sein Hauptquartier zu Hochheim nahm.

Die Franzosen hielten den Rückzug der Preußen anfänglich für eine Kriegslist; daher wagten sie es in den ersten Tagen nicht, die geräumte Gegend zu besetzen. Erst am vierten Tage rückten sie vor und bald begannen sie die Ausführung kühner Entwürfe. Sie wollten das ganze linke Rheinufer in ihre Gewalt bringen, da es immer noch durch die vier festen Punkte Coblenz, Rheinfels, Mainz und die Mannheimer Schanzen den Deutschen gesichert zu sein schien. Coblenz hielt sich indeß nur einen Tag. Melas zog am 23. Octbr. ab und verließ einen Ort, den er trotz aller Anstrengung nicht behaupten konnte. Die hessische Bergfestung Rheinfels wurde vom General Resius nach gehaltenem Kriegsrath, zu Anfange des Monats November, jedoch wider Willen des Landgrafen übergeben. Später, am 25. December, fiel die Mannheimer Rheinschanze nach der hartnäckigsten Gegenwehr durch Capitulation in feindliche Hände. Jetzt richteten die Franzosen ihre ganze Macht gegen Mainz, die Deutschen versäumten jedoch nichts, diese Schutzwehr Germaniens in einen furchtbaren Zustand der Vertheidigung zu setzen. Die Preußen übergaben das bis jetzt geführte Commando der Festung den Oestreichern, welche 20,000 Mann Besatzung hineinlegten und die Wälle mit 600 Kanonen bepflanzten. Dabei hatten sie das Versprechen, im Nothfalle von den Preußen gehörig unterstützt zu werden. Schon im November machten die Franzosen mehrere Versuche gegen Mainz, die durch die Oestreicher aber stets vereitelt wurden. Zu Ende dieses Monats kam indeß der General Kleber zur französischen Armee; ein Mann, der sich durch die Eroberung von

Mastricht einen Namen erworben hatte. Dieser unternahm am 1. Dezember einen wüthenden Sturm auf die Zahlbacher Schanze, die er zweimal erstieg und zweimal verlor. Beim dritten Anlaufe würde er die Oestreicher übermannt haben, wenn nicht gerade im entscheidenden Augenblicke eine Abtheilung Preußen, besonders das Leibhusaren-Regiment „von Ebel" gegen ihn angesprengt wäre. Nun hielt es Kleber nicht für rathsam, seine ermüdeten Truppen mit den noch rüstigen Preußen kämpfen zu lassen. Er zog sich deshalb hinter die französischen Linien zurück, nachdem er viele Leute eingebüßt, jedoch 5 Kanonen als Zeugen seines Muthes mitgenommen hatte. Die Franzosen gaben jetzt das Vorhaben einer gewaltsamen Erstürmung von Mainz gänzlich auf; aber nicht den Plan, es trotz des rauhen Winters einzuschließen. Sie vergruben sich in Erdhütten, ertrugen jedes Ungemach, und erregten durch ihre Ausdauer, die man ihnen gar nicht zugemuthet hatte, die Bewunderung Europa's.

Bald nach diesen Kriegsereignissen kamen die oben erwähnten 20,000 Preußen unter dem Erbprinzen von Hohenlohe wieder in die Gegend der Festung Mainz, besetzten Kassel und beeilten sich, ihren deutschen Streitgenossen beizustehen. Aber bald erhielt die preußische Armee eine andere Bestimmung. Holland und England, die mit dem preußischen Verfahren längst unzufrieden waren, erhoben bittere Klagen und behaupteten, daß die Preußen den Bedingungen des Subsidien-Tractats kein Genüge geleistet hätten; sie forderten es als ein Recht, daß die preußische Armee in die Niederlande marschire, um zu retten, was noch zu retten war. Der Feldmarschall Möllendorf durfte aber ohne Befehle seines Hofes die Rheinstellung nicht verlassen und der König hielt sich zu keiner willkührlichen Disposition der Seemächte verpflichtet. Ueberdies

war in den Niederlanden nichts mehr zu verbessern, der Tractat ging mit Ablauf des Jahres zu Ende und der Winter schien zu großen Entwürfen nicht geeignet. Jedoch urtheilten die Franzosen hinsichtlich des letzten Punktes anders. Sie sahen die ungewöhnlich strenge Kälte, die ihnen über Hollands Kanäle Brücken baute, für das beste Mittel an, ihre Herrschaft über Holland und den Niederrhein auszubreiten. Alles glückte ihnen. Die Verbündeten konnten dem unaufhaltsamen Vorwärtsdringen ihrer Gegner keinen Einhalt thun. Engländer, Hannoveraner und Hessen zogen die Ueberreste ihrer Heere im traurigsten Zustande zurück nach Westphalen, fanden aber hinter der Lippe und Ems noch keine Sicherheit. Der ganze Länderraum jenseits des Rheins fiel in französische Gewalt; die Festung Wesel wurde bedroht, ganz Westphalen kam in Gefahr und Hannover zitterte, eine Beute seiner Feinde zu werden. Es war schleunige Hülfe nöthig, wenn Norddeutschland nicht den immer mächtiger andringenden Franzosen unterliegen sollte. Der Feldmarschall von Möllendorf erhielt daher im Anfange Februars 1795 Befehl, die ganze Armee — mit Ausnahme von 10,000 Mann, welche unter dem Prinzen von Hohenlohe bei Mainz zurückbleiben sollten — nach Westphalen zu führen und mit den hannöverisch-englischen Truppen unter dem Grafen von Wallmoden-Gimborn zu vereinigen.

Alle Vaterlandsfreunde wünschten jetzt das Ende eines Krieges, dessen Folgen für Deutschland immer gefährlicher wurden. Die Fürsten selbst erkannten dies und dachten mehr oder minder an das Wohl ihrer Länder und der Unterthanen. Der Kurfürst von Mainz überraschte am 20. October 1795 den Reichstag mit einem förmlichen Friedens-Antrage, der zwar von einigen Höfen gemißbilligt, von der Stimmen-

mehrheit am 22. Dezember aber angenommen wurde. Doch die kaiserliche Partei vereitelte die Wünsche der Patrioten, leugneten die Nothwendigkeit des Friedens und drang im Februar 1795 mit größerer Heftigkeit auf die Fortsetzung des unseligsten, unnöthigsten und verderblichsten aller Kriege.

Der König von Preußen war ein Hauptbeförderer des Friedens gewesen; da dieser aber durch Oestreichs Wiedersetzlichkeit nicht zu Stande kommen konnte, so glaubte Friedrich Wilhelm II. ein Recht zu haben, die Ruhe seiner Staaten auf einem andern Wege zu suchen. Er beschloß, sich von dem Pillnitzer Bunde loszusagen und mit der französischen Regierung, die bei ihrer gegenwärtigen Form aus fünf Directoren bestand, zu versöhnen. Der Graf von Golz hatte als preußischer Gesandter in dieser Absicht bereits seit Anfange des Jahres 1795 mit dem französischen Gesandten Barthelemi zu Basel eine Einleitung zum Frieden eröffnen müssen. Der Graf starb aber am 6. Februar, ehe er sein Werk vollendet hatte. Indeß, woran ihn der Tod verhinderte, das bewerkstelligte sein Nachfolger, der Baron von Hardenberg, mit elülllichem Erfolge und in kurzer Zeit. Er langte am 18. März zu Basel an, und schon in wenigen Wochen, am 5. April 1795, wurde zwischen Preußen und Frankreich der Frieden unterzeichnet. Preußen dachte dabei nicht blos an seinen Staatsvortheil, sondern bemühte sich, die Segnungen des Friedens allen deutschen Höfen zuzuwenden, wie einige der Bedingungen dieses Tractats bewiesen. Das Ganze enthielt 12 Artikel, deren vorzüglichste folgende waren:

„Der König von Preußen vergleicht sich mit Frankreich nicht blos als Monarchen, sondern auch als Kurfürst; trennt sich ganz von den kriegfüh-

renden Mächten und stellt folglich kein Reichs=Contingent mehr."

„Die französischen Truppen bleiben im Besitz der preußischen Provinzen, die jenseit des Rheins liegen, so lange, bis in einem allgemeinen Reichsfrieden das Schicksal dieser Länder entschieden wird."

„Die Gefangenen werden ohne Lösegeld ausgewechselt, wozu auch diejenigen Mainzer, Pfälzer, Sachsen und Hessen gehören, die bei der preußischen Armee gestanden haben."

„Alle Handelsverhältnisse werden wieder hergestellt, wie sie vor dem Kriegen waren, bis ein besonderer Handels=Traetat geschlossen sein wird.

„Da diese Bestimmung nur dann volle Kraft haben kann, wenn das nördliche Deutschland sich im Ruhestande befindet, so werden beide Mächte Maßregeln ergreifen, den Schauplatz des Krieges vom Norden Deutschlauds zu enifernen."

„Die französische Republik erklärt sich bereitwillig, die Verwendung Preußens für die Fürsten und Stände des Reichs anzunehmen, die mit ihr in Unterhandlung treten wollen und die Vermittelung des Königs schon verlangt haben, oder noch verlangen werden. In dieser Absicht verspricht Frankreich, die Länder der Reichsfürsten am rechten Rheinufer drei Monate hindurch, vom Tage der Bestätigung dieses Friedensschlusses an gerechnet, nicht feindselig zu behandeln."

Diesen Hauptartikeln waren noch geheime beigefügt. Sie betrafen Verabredungen über die wahrscheinliche Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, über die Entschädigunden, über das Schicksal Hollands und des Erbstatthalters, und andere Gegenstände.

Bald darauf wurde eine nachträgliche Convention

geschlossen, zufolge welcher man eine besondere Grenzlinie für Deutschland verzeichnete, die von den kriegführenden Mächten nicht überschritten werden sollte.

Diese Linie umschloß das diesseitige Westphalen, Nieder- und Obersachsen, den fränkischen und einen Theil des oberrheinischen Kreises. Frankreich versprach, alle hinter dieser Linie befindlichen Länder als neutral zu betrachten, wenn sie ihre Contingente zurückzögen und keine neue Verbindungen eingingen. Preußen dagegen machte sich verbindlich, dieser Linie Ehrfurcht zu verschaffen und sie gegen die Angriffe jedes Bewaffneten durch ein Beobachtungs-Corps zu schützen."

Dieser Zurücktritt des Königs vom Kampfplatze erregte großes Aufsehen, hier und da bittere Klagen und mancherlei scharfe Rügen. Der Berliner Hof beharrte aber mit fester Consequenz bei seiner weisen und wohlthätigen Politik und setzte den ungerechten Urtheilen übelgesinnter Staatsmänner unterm 1. Mai eine öffentliche Erklärung entgegen, worin das preußische Verfahren gerechtfertigt und die Nachahmung desselben empfohlen wurde. Allein diese Vorstellungen konnten dem kaiserlichen Hofe weder Gesinnungen des Friedens, noch eine günstige Meinung über den Baseler Tractat einflößen; vielmehr beklagte sich Oestreich über Preußen bei der Reichsversammlung, stellte seine Aussöhnung mit Frankreich als ein verfassungswidriges Unternehmen hin und glaubte darin große Gefahren für Deutschland zu erblicken. Es glückte der kaiserlichen Partei, die meisten Stände bei ihrer Verblendung zu erhalten, wobei sich die geistlichen Fürsten am eifrigsten bewiesen, den Funken der aufglimmenden Friedensliebe wieder zu ersticken, ohne zu ahnen, daß sie endlich das Schlachtopfer ihres eignen Starrsinns werden und ihre weltliche Macht ganz verlieren würden. Nur Hessen-Kassel, Baden und Würtemberg folgten dem Beispiele

Preußens und trennten sich von der Coalition, die durch ihre kriegerische Maßregeln namenloses Elend für Deutschland und den Umsturz vieler bisherigen Verhältnisse herbeigeführt.

Nun endlich hatte Preußen wieder Frieden. Die Garden rückten am 11. Juni 1795 in Potsdam ein, wo sie vom Könige und Kronprinzen empfangen wurden. Der Letztere ging dann am 30. Juli nach Oranienburg zu seiner Gemahlin; indeß zog er sich zuweilen auch nach dem an der Hafel unweit Ketzin gelegenen Dorfe Paretz zurück. Dies Dorf hatte ihm der König für die Summe von 80,000 Thalern gekauft und ihm überlassen, es seiner neuen Bestimmung entsprechend zu verändern *). Dies that er denn auch, und bald war aus dem alten Dorfe ein ganz neues entstanden, das für viele Jahre sein und seiner Familie Lieblingsaufenthalt wurde.

Gegenwärtig wartete seiner eine große Freude, die am 15. October 1795 in Erfüllung ging, indem an diesem Tage Morgens um 6 Uhr in Gegenwart der regierenden Königin die Kronprinzessin von einem Prinzen entbunden ward, der einst die Hoffnung und das Glück des preußischen Volkes werden sollte. Am 28. October geschah die Taufe, in welcher der Prinz die Namen seines Vaters, Friedrich Wilhelm, empfing.

Um diese Zeit hatte man die Auflösung des polnischen Staats beschlossen. Der König Stanislaus August widersetzte sich diesem Vorhaben nicht, sondern unterzeichnete am 25. November die Entsagungs-Urkunde, und Rußland, Oestreich, Preußen nahmen nun Besitz von dem noch immer bedeutenden Rest eines vormals so mächtigen Reiches, welches im 17. Jahr-

*) Siehe „das Leben Friedrich Wilhelm III. in Paretz", von J. H. Lehnert, Seite 1 und 2.

hunderte den russischen Thron erschüttert um den östreichischen befestigt hatte, indem es im Jahre 1610 Moskau eroberte und im Jahre 1683 Wien von den Türken befreite. — Preußen erhielt bei dieser Auflösung Polens diejenige Spitze von Samogitien, welche durch den Niemen und Ostpreußen gebildet wird, den einen Theil der Woiwodschaft Troki in Litthauen am linken Niemenufer, fast ganz Podlachien und das Meiste von Masowien in Troßpolen bis an den Bug und die Pilika, wozu Warschau und Praga mit gehörten; endlich den 1793 noch nicht erhaltenen Theil von Rawa und eine kleine Spitze der Woiwodschaft Krakau an Oberschlesiens Grenzen. Diese Stücke wurden theils zu Schlesien, theils zu Süd- und Ostpreußen geschlagen; das noch übrige Gebiet aber zu einer besondern Provinz unter dem Namen Neu-Ostpreußen umgestaltet Die Größe des neuerworbenen Landes für Preußen betrug 697 Quadratmeilen, und so hatte Polen aufgehört zu sein.

Im Süden Europa's setzte man den Krieg noch immer fort. Oestreich wollte die dem Kaiserhause angethane Schmach, den Tod der Königin Marie Antoinette rächen. Nun aber war aus dem Feuerberge der Revolution ein neuer Kriegsgott emporgestiegen; — Napoleon Buonaparte. Dieser Mann, ein geborner Korse, war der Sohn eines Rechtsgelehrten in Ajaccio, und nach Frankreich gekommen, war er, durch die Revolution begünstigt, vom Range eines Artillerie-Lieutenants in kurzer Zeit bis zu dem Grade eines Obergenerals der Armee in Italien avancirt, und hier kaum angelangt, bezeichnete er jeden seiner Schritte mit einem Siege.

Während dessen verfloß die Zeit für Preußen in völliger Ruhe. Der König hatte seit dem 22. Dezember 1791 durch die Abtretung von einem Seitenverwandten

dem Markgrafen Karl Alexander, die Fürstenthümer Anspach und Baireuth erworben; jetzt machte er als Burggraf von Nürnberg einige alte Rechte geltend, indem er einen Theil des Nürnberger Gebiets besetzte. Zugleich dehnte er die Landeshoheitsgerichte auf alle im Umfange der fränkischen Fürstenehümer gelegenen Reichsritter aus, die sich bis dahin als unmittelbare, freie, keinem Regenten unterworfene Gutsherren betrachtet hatten. Darauf erhoben zwar die Ritter viele Klagen und der Reichshofrath in Wien erließ Mandate gegen Preußen; aber der Berliner Hof achtete dessen nicht, sondern beharrte fest bei seinem System, schloß mit den Nachbarn, die dazu geneigt, Verträge und setzte gegen die übrigen seine Maßregeln durch.

Am 28. Dezember 1796 starb nach einem Krankenlager von wenigen Tagen der Prinz Ludwig, Bruder und Schwager des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Der Tod dieses, als Mensch und Krieger gleich ausgezeichneten Prinzen erfüllte das Königliche Haus mit tiefer Trauer. Die Beisetzung des hohen Todten erfolgte am 31. Dezember in aller Stille. Kurze Zeit darauf, am 18. Janue 1797, starb auch die verwittwete Königin Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrich's II.

Doch auch der König Friedrich Wilhelm nahte sich dem Ende seines Lebens. Die Beschwerden der Feldzüge am Rhein und in Polen hatten seinen Körper so sehr geschwächt, daß seit dem Jahre 1796 eine auffallende Veränderung in seinem Gesundheitszustande bemerkbar wurde. Er gebrauchte im Jahre 1796 und 97 den Brunnen von Pyrmont, aber ohne Erfolg. Seine Kräfte schwanden immer mehr dahin, und er kehrte im August 1797 kränkelnd von Pyrmont nach Potsdam zurück. Am 29. September sah er Berlin zum letzten Male, woselbst er seine Schwägerin, die

Erbprinzessin von Baden, auf ihrer Durchreise empfangen hatte. Von jetzt ab hielt er sich in seinem Marmorpalais am heiligen See bei Potsdam auf. Seine Krankheit bestand in der Brustwassersucht, einem krampfhaften Zustande des Magens, Geschwulst der Beine und später auch der Hände, was Schlaflosigkeit, beschwerliches ängstliches Athmen und eine so außerordentliche Körperschwäche hervorbrachte, daß er im Garten des Schlosses nicht mehr spazieren gehen und selbst im Zimmer sich nicht mehr bewegen konnte. Die Sprache stockte, und zuweilen, besonders Morgens, redete er unzusammenhängend und bewußtlos. Ein gewisser Lieutenant von Randel, der in seiner Jugend holländischer Seeofficier gewesen war und jetzt auf seinem Landgute bei Dessau lebte, gab dem Könige, zu welchem er häufig Zutritt hatte, den Rath, sich zur Erleichterung seines Uebels der künstlichen Lebensluft (Sauerstoff) zu bedienen. Der König setzte auf dies Mittel ein großes Vertrauen und berief deshalb den Sanitätsrath und Professor Dr. Hermbstädt am 3. October von Berlin nach Potsdam, damit er die Luftart bereiten und bei ihm anwenden möchte. Nach gehaltener Unterredung mit dem Leibchirurgus Rhode über den Zustand der Krankheit, bemerkte Hermstädt sogleich, daß die Lebensluft den König nicht heilen, ihm überhaupt nur wenig helfen könne, aber auch ganz unschädlich sei und deshalb, da der Kranke einen großen Werth darauf setzte, ohne Besorgniß angewendet werden dürfe. Diesem Urtheile pflichteten auch die Leibärzte Selle und Brown, bei, welche seit dem 12. October mit zu Rathe gezogen wurden.

Der anfängliche Erfolg dieses Mittels war höchst erwünscht. Seit 3 Wochen hatte der Schlaf den König fast ganz geflohen, jetzt war er sanft, anhaltend und ruhebringend, und bewirkte, daß der König am-

Tage heiterer und gestärkter war. Schon konnte er wieder im Zimmer auf- und abgehen, schon wieder sich im Garten bewegen und sich dem Publikum zeigen. Am 7. October wohnte er einer Oper im Schauspielhause und am 8ten einem Concert im Schloßgarten bei. Der Arzt war jedoch in Zweifel, ob diese Wirkungen der Lebensluft oder der Einbildungskraft des Königs zugeschrieben werden müßten; die Erfahrung lehrte offenbar, daß die erstere keine Heilkräfte für ihn enthielt. Am Abend des 9. October kehrte das Uebel doppelt stark zurück und verließ ihn nicht wieder — er hatte an diesem Tage die letzten frohen Stunden auf der Erde verlebt. Durch den Genuß unverdaulicher Speisen zog er sich eine Indigestion zu, die ihn in einen bedauernswerthen Zustand versetzte. Von diesem Tage an befürchtete Hermstädt stündlich des Königs Auflösung; doch setzte er bei demselben den Gebrauch der Lebensluft noch fort, denn der Kranke hatte seine ganze Hoffnung darauf gesetzt, ungeachtet seine Kräfte immer mehr schwanden. Er sprach während der ganzen Zeit seiner Leiden gern von gleichgültigen Dingen, nicht viel von seiner Krankheit, aber mehr von selbsterlebten Begebenheiten, vorzüglich unterhielt er sich mit dem General-Chirurgus Görken von Italien, den Feldzügen gegen Frankreich und von Polen. Er hörte mit Vergnügen die Erzählungen von den wichtigsten Scenen des Krieges und verweilte gern bei dem Andenken an die Kanonade von Valmy. Den Beschwerden, denen er dort unterworfen war, schrieb er jedoch die Ursachen seiner Krankheit zu. Auch beklagte er sich über das schlechte Wasser, welches er in Polen hatte trinken müssen.

Drei Tage vor seinem Tode gab er selbst die Hoffnung zur Genesung auf und er sagte zu Herrn Görken: „Ich bin ein Mensch und muß wie andere

Menschen leiden; aber ich bitte Gott, daß er mir Kraft verleihen möge, meine Leiden zu ertragen.“ Am andern Tagte er zu den Anwesenden fest und entschlossen: „Ich fühle, daß wir bald von einander scheiden müssen; doch ich habe meine Pflicht gethan.“ Am 15. November besuchte ihn seine Gemahlin und der Kronprinz, sein Sohn. Er hielt mit ihnen die letzte Unterredung in diesem Leben. Beide verließen das Sterbelager mit thränenden Augen und erfuhren dann von dem General-Chirurgus Görken, daß wahrscheinlich der folgende Tag des Königs Leiden enden würde. Dies traf pünktlich ein. Von Unruhe und Beklemmung geängstigt, stand der König am 16. November Morgens um 1 Uhr auf, ließ sich ankleiden und nahm sein Morgenmahl ein. Die Beängstigung nahm indeß zu und gegen 4 Uhr verlor sich das Bewußtsein. Bei einem neuen Unfalle von Erstickung kehrte es jedoch zurück, und während er die Arme, nach Luft verlangend, emporhob, rief er wehmüthig aus: „Der Tod ist doch bitter!“ Sein Zustand verschlimmerte sich nun mit jedem Augenblicke, das Athmen ward immer krampfhafter und stockender, bis er endlich ganz ausblieb. Es war Morgens 8 Uhr und 47 Minuten, als er in einem Alter von 53 Jahren und 2 Monaten in die Ewigkeit hinüber schlummerte. — Die Leiche wurde am 18. November in der Nacht nach Berlin geschafft und bei Fackelschein in der Morgendämmerung in die königliche Gruft der Domkirche zwischen den Särgen seines Sohnes, des Prinzen Ludwig, und der Gemahlin des großen Friedrichs hinabgesenkt.

Zweiter Abschnitt.

Vom Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelm III. bis zur Schlacht von Jena.

(Vom 26. November 1797 bis zum 15. Oktober 1806.)

I. Der König.

Friedrich Wilhelm II. war nicht mehr. An seiner königlichen Leiche stand der Sohn und weinte Thränen des aufrichtigsten Schmerzes; denn er war dem Vater mit der zärtlichsten Kindesliebe zugethan gewesen. Er fühlte in diesem Augenblick die ganze Schwere des erlittenen Verlustes. — Bisher entfernt von allen Staatsgeschäften, erkannte er die große Wichtigkeit des ihm vom Schicksal auferlegten Beruf mit einer gewissen Furcht, die ihm in seiner Jugend ein fast unübersteigliches Hinderniß erblicken ließ, seinem Volke zugleich ein weiser, gerechter König und ein liebevoller Vater zu sein. Er stand im 28sten Lebensjahre und hatte, seinen im Staatsdienste ergrauten Ministern und Generalen gegenüber, nur immer noch sehr wenig Erfahrung und Menschenkenntniß; aber er vertraute dem Beistande Gottes und seinen geprüften Freunden, deren einer besonders sein Flügeladjutant, der damalige Oberst von Köckeritz war. An diesen wandte er sich zunächst

und zwar schon jetzt, am ersten Tage seiner Regierung, indem er ihm das folgende, eigenhändige Schreiben übergab:

Instruction für Köckeritz.

So lange ich Sie nun kenne, vorzüglich aber in den letzten Jahren, wo ich Sie täglich zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt, habe ich mich immer mehr in der Idee gestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurtheilung, natürlichen Verstand, festen Charakter und die erprobteste Rechtschaffenheit ganz vorzügliche Dienste zu leisten im Stande sein wird. Mit Recht setzte ich nun mein ganzes Vertrauen auf Sie, und zwar aus oben angeführten Gründen.

Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht von unredlichen Menschen hintergangen zu werden; ihm muß daher ein sehr guter Rath, sobald er redlich gemeint, willkommen sein. Diesen guten Rath nun erwartete ich aber vorzüglich von Ihnen und zwar abermals aus oben angeführten Ursachen.

Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen, verändern Sie nicht ihre Art, gegen mich zu denken, und sein Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern wie er will. Ich meiner künftigen Lage gebrauche ich einen wahren Freund und Rathgeber, mehr als jeder andere. Nichts ist aber alsdann schwerer, als einen solchen zu finden. Wie oft und wie vielfältig haben sich nicht hierin manche gute Herrn geirrt, und wie unglücklich sind nicht öfters ihre Wahlen dabei ausgefallen. Dies kann

bei Ihnen nicht der Fall sein; ich kenne Sie zu gut und bin daher meiner Sache gewiß. Allein, erlauben Sie mir eine Frage: Werden Sie auch immer so bleiben, wie Sie jetzt sind? — immer so denken, so handeln? — O thun Sie dies, lassen Sie sich durch nichts verblenden, bleiben Sie immer auf dem geraden Wege, lassen Sie sich weder durch falsche Ehrbegierde noch durch Eigennutz verblenden, lassen Sie sich nicht durch falsches Einreden und unrichtige Vorspielungen überlisten!

Meiden Sie die Parteilichkeit und handeln Sie beständig nach Ihrer inneren Ueberzeugung, das heißt, nach Pflicht und Gewissen. Meinen Sie nicht, wenn Sie dieses lesen, als ob ich den geringsten Argwohn hätte, daß Sie auf diese Abwege gerathen könnten. Nein wahrlich nicht; ich halte es bei Ihnen für unmöglich; allein die Erfahrung lehrt nur allzusehr, wie die besten Menschen, wenn sie bis zu einer gewissen Stufe gekommen, oft schwindlich geworden und gar nicht mehr die nämlichen geblieben. Wenn Ihnen also gleich Ihre innere Ueberzeugung die Unmöglichkeit einer solchen Veränderung bei Ihnen versichert, so versäumen Sie demungeachtet nicht, Ihre Handlungen nach jenem Probierstein zu prüfen, und denken Sie immer daran, daß Sie Mensch sind, also fehlen können.

Daß Sie Menschenkenntniß besitzen, das heißt, daß Sie selbige zu beurtheilen vermögen, dieses habe ich bei Ihnen zu prüfen Gelegenheit gehabt. Auch hierin müssen Sie mir also in's Künftige beistehen. Niemand irrt sich mehr in Beurtheilung der Menschen, als ein Fürst, und dieses ist ganz natürlich, denn Jedermann ist beeifert und gewohnt, sich selbst in dem besten Lichte vorzustellen, seine Höcker und Fehler weislich zu verbergen und immer im Angesichte des Fürsten anders zu erscheinen, als es wirklich ist, und zwar so, wie er seine Absichten am besten erreichen zu können glaubt.

Man lernt sehr bald die Launen und die Lieblingsideen eines Fürsten kennen, und alsdann wird es dem gewitzigen Menschenkenner nicht schwer, seine Maske, in welcher er erscheinen will, darnach zu formen.

Von Ihnen also erwarte ich, daß Sie sich ohne Geräusch, und ohne besondere Absichten merken zu lassen, nach braven, rechtschaffenen und einsichtsvollen Männern umsehen und zu prüfen bemüht sind, wie und auf was für Art man sie besser zu brauchen oder zu belohnen im Stande wäre.

Sodann haben Sie sich gleichfalls zu bemühen, die öffentliche Meinung, so man gegen mich und meine Anstalten und Absichten hegt, auszuforschen, die Urtheile, die man darüber fällt, zu prüfen, und, wenn sie Ihnen richtig zu sein scheinen, darüber im Vertrauen mit solchen Personen zu sprechen, von denen Sie glauben, daß sie unpartheiisch reden werden, und die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte zu beurtheilen im Stande sind. Nun haben aber alle Dinge eine gute und eine böse Seite, es muß also nur abgewogen werden, ob das Gute oder das Böse derselben das Uebergewicht behält, um im ersteren Falle es zur Ausführung zu bringen, im letzteren es zu unterlassen. An schiefen und unrichtigen Beurtheilungen, an denen es nie fehlt, darf man sich nicht stoßen, am wenigsten, wenn solche von Personen kommen, die keine richtige Einsicht der Sache haben mögen, oder wohl gar nur urtheilen, um zu urtheilen, um sich ein gewisses wichtiges und gescheutes Ansehen zu geben. An solche Urtheile, sage ich, hat man sich nicht zu stoßen, oder man bringt nichts zur Ausführung und gelangt nicht zu dem Zweck, den man sich vorgenommen, denn solche Urtheile sind unausbleiblich. Man handle also nur nach innerer Ueberzeugung und nach Recht und Gerechtigkeit,

so wird sich zuletzt alles fügen. Wenn Sie nun solche Dinge ausgeforscht, so erwarte ich von Ihrem Biedersinn, daß Sie mir selbige bei Gelegenheit vorhalten und mir Ihre Meinung darüber zu erkennen geben. Ich werde gewiß nie die gute Absicht hierbei verkennen, vielmehr bemüht sein, davon Gebrauch zu machen.

Nun noch ein wichtiger Gegenstand, bei dem ich Sie zu gebrauchen Willens bin. Nach vielem Hin- und Hersinnen und nach meiner inneren Ueberzeugung weiß ich kein besseres Mittel, um die Zerrüttung in den Finanzen wiederherzustellen und ein auf Ordnung ruhendes festes System der Staatsverwaltung einzuführen, als wenn ich die erfahrensten und geschicktesten Staatsmänner anhero berufe und eine Commission niedersetze, welche alle Branchen der inneren Staatsverfassung durchgehe und prüfe, um sodann die Mittel zu deren Verbesserung und zu Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche ausfindig zu machen, mir selbige sodann vorlegen zu lassen, selbst zu untersuchen und dasjenige, was ich für richtig und anwendbar finde, einzuführen. Bei die er Untersuchungs-Commission nun ist es von der allergrößten Wichtigkeit, daß bei den Mitgliedern derselben die größte Einigkeit herrsche, daß sich keine Partheilichkeit hinein mische, und daß einzig und allein das Wohl und das beste des Staats sie leite und als der Zweck ihrer Zusammenberufung ihnen beständig vor Augen bleibe, Nun lehrt aber leider die Erfahrung, daß talentvolle Männer selten mit einander harmoniren, woraus denn, wie natürlich, gar viel Uebles und Nachtheiliges entsteht. Der gute Zweck wird vergessen und die Caprice der einzelnen Mitglieder verdirbt das Ganze und hat die übelsten Folgen. Da nun aber bei einem Gegenstande von so großer Wichtigkeit dergleichen Capricen mehr als irgendwo anders vermieden werden müssen, und, um einen so gu-

ten Zweck zu erreichen, alles in's Werk zu setzen ist, weshalb alle Nebenbeschäftigungen, so dem wahren Zweck entgegenstehen, zu entfernen sind, und das Bestreben sämmtlicher Mitglieder nur auf den einen vorbenannten Punkt zu vereinigen, so halte ich eine Mittelsperson hierbei für höchst nothwendig. Zu einer solchen Mittelsperson aber schickt sich keiner so gut wie Sie. Sie besitzen ganz den Charakter und den Humor, der hierzu erforderlich ist, daher ist auch meine Wahl sogleich auf Sie gefallen, und werden Sie Folgendes dabei beobachten.

Bei allen Conferenzen haben Sie zugegen zu sein, um au fait der Verhandlungen zu sein und mir davon in Kurzem rapportiren zu können, Sie kennen meine Denkungsart; sollten Sie daher bemerken, daß man hier und da zu weit ginge, oder die gute Absicht, die ich dabei hatte, verfehlt würde, oder auch Beschlüsse abgefaßt würden, die Sie, Ihrer inneren Ueberzeugung nach für Unrecht hielten, so können Sie Ihre Meinung über einen solchen Gegenstand den Uebrigen mittheilen.

Kann man Sie nicht durch Beweise von der richtigen Procedur überführen, so haben Sie darauf anzutragen, mir die Sache zur Entscheidung vorzulegen, nochmals aber mit gescheuten Männern darüber zu sprechen und mir deren Urtheil zu hinterbringen. Sollten Sie Uneinigkeit, heimlichen Haß oder Caprice unter den Mitgliedern entdecken, so sind Sie berechtigt, sie in meinem Namen auf den Zweck ihrer Zusammenberufung aufmerksam zu machen, und dahin zurückzuführen, die Gemüther zu beruhigen und sie zu vereinigen suchen.

Ihr richtiger gerader Verstand, gute Beurtheilungen und Kaltblütigkeit werden Ihnen hierzu die besten Mittel an die Hand geben, und besitzen Sie auch hierzu die erforderliche ungekünstelte Beredsamkeit.

Aus allem diesem werden Sie ersehen, daß Sie einen großen Geschäftskreis werden zu besorgen haben. Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann, der Sie bisher gewesen, und geben Sie mir allezeit guten Rath als ein ehrlicher Mann. Meinerseits haben Sie sich alsdann der vollkommensten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu versichern und andererseits haben Sie zu bedenken, daß Sie mich nicht allein persönlich verbinden, sondern daß ich Sie gewissermaßen im Namen des Staates auffordere, wirksam für denselbigen zu sein, und daß Sie alsdannn dereinst die süße Ueberzeugung und Beruhigung behalten werden, nicht wenig zum Wohl und Besten des Ganzen mitgewirkt und dadurch den Dank jedes wohldenkenden Patrioten verdient zu haben. Für einen Mann von wahrer Ehre und Ambition kann es wohl keine süßere Belohnung geben.

Uebergeben den 16. November 1797.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

Welch' eine herrliche Gesinnung ist in diesen Zeilen ausgesprochen! Sie giebt einem Volke die sicherste Bürgschaft, daß sein König es beglücken wird, denn sie fließt aus einem reinen Herzen, das Keinem wehe thun kann. Und der Mann, den der junge König zu seinem zweiten Gewissen, zu Wächter seiner Handlungen macht — wer ist er? Ein Mann ohne Furcht und Tadel, von unbestechlicher Rechtschaffenheit und Treue; ein Muster aller Ordnung und Loyalität! So war Köckeritz*)

Doch verfolgen wir den Gang der Tagesereignisse beim Regierungsantritt weiter.

*) Der General Lieutenant von Minutoli schildert in seinen Beiträgen zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm's III. Seite 103 und 107 den Freund des Königs auf folgende Weise: Köckeritz war, ohne vorzügliche Talente zu besitzen, ein Mann von klarem

Der König empfing zunächst die an ihn abgesendete Deputation des Magistrats von Berlin und ertheilte ihr auf den Glückwunsch, den sie ihm brachte, die einfache aber höchst charakteristische Antwort:

„Der Verlust meines Vaters ist mir, wie ich versichern kann, sehr schmerzhaft gewesen, und ich hätte wohl gewünscht, daß er noch mehrere Jahre gelebt hätte. Fahren Sie fort, das Beste der Stadt und der Bürgerschaft zu besorgen; ich werde alle Gelegenheiten ergreifen, Sie zu unterstützen; — fahren Sie fort mit Ihrer Treue, für das allgemeine Beste und jedes Einzelnen zu wirken. Dies muß unsere gemeinschaftliche Pflicht sein."

Darauf trat die Deputation vor die Königin, und dieser entgegnete:

„Es ist mir lieb, meine Herren, Sie kennen zu lernen. Wir alle fühlen und bedauern den Verlust unseres gütigen Königs. Die gute Aufnahme der preußischen Unterthanen und ihre bisherige Liebe wird mir unvergeßlich und ein Antrieb sein, mir diese Liebe zu erhalten, denn die Liebe der Unterthanen ist das sanfteste Ruhekissen eines Königs und einer Königin. Ich

---

Verstande, der Alles mit praktischem Sinne auffaßte und an den Maßstab des Gemeinnützigen legte; folglich von abstrakten Theorien kein Freund sein konnte. Dagegen ließ ihn sein klarer, unbestochener Verstand beinahe stets, wie das Sprichwort zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf treffen und anwendbaren Rath ertheilen. Ohne phlegmatisch zu sein, war er ruhig und leidenschaftslos und vermochten ihn unter so bewandten Umständen nur unlautere Handlungen in Harnisch zu bringen. — Köckeritz ward im Jahre 1744 zu Zielenzig in der Neumark geboren und bis zum 17ten Jahre im Cadettencorps erzogen, trat im letzten Jahre des siebenjährigen Krieges in das Garde-Grenadier-Bataillon und stieg in solchem nach und nach bis zum Range eines Oberst-Lieutenants hinauf.

werde jede Gelegenheit ergreifen, der hiesigen Bürgerschaft meinen Dank zu bezeugen. Ich freue mich nochmals die Herren kennen zu lernen."

Mit gleicher Huld und Herablassung empfing das junge Königspaar auch andere Deputationen. Immer war die Sprache einfach, aber aus dem Herzen kommend. Doch daß Friedrich Wilhelm schon jetzt beim Antritt seiner Regierung, jene Energie besaß, die einem unumschränkten Könige seine Würde und sein volles Ansehen giebt, das bewies er zum Erstaunen aller Welt bereits 8 Tage nach seiner Thronbesteigung, indem er am 26. November 1795 an alle Behörden des Landes folgende eigenhändige Ermahnung ergehen ließ:

„So bekannt es mir auch ist, daß bei sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen u. s. w. viele äußerst brave, rechtschaffene, arbeitsame und fähige Männer angestellt sind, und daß gemäß dessen auch die Geschäfte in der Art betrieben werden; so ist mir auch im Gegentheil nicht entgangen, daß sich verschiedene andere Subjekte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Qualitäten besitzen und ihre Schuldigkeit nicht gehörig observiren, woraus denn wiederum zu folgen, daß nicht allemal so gehandelt worden, als es zu erwarten gewesen. Da nun aber ein dergleichen Verfahren ins künftige durchaus nicht mehr gelitten werden soll, auch solche unnütze Brodesser dem Staate nur à charge und mehr schaden als nützen, so werden sämmtliche Departements-Präsidenten u. s. w. aufgefordert, wenn sich dergleichen Subjekte in ihren resp. Departements finden sollten, wenn (waran nicht zu zweifeln, wenn ohne Partheilichkeit verfahren) selbige zu notiren, und davon eine Liste höheren Orts einzureichen, bei welcher dann im Kurzem die Ursachen der physischen und moralischen Untauglichkeit anzumerken, auch wie sie

am besten unterzubringen oder gänzlich zu entlassen; denn es ist nothwendig, daß auch hier einen Unterschied zu treffen, indem zumal bei wichtigen Stellen keine incapable und ihrem Posten nicht erwachsene Subjekte füglich gelitten werden können, ohne dem Ganzen zu schaden. Dergleichen Männer können aber vielleicht sonst gut und ehrlich sein, und daher vielleicht einem minder wichtigen Posten ganz gut vorzustehen im Stande sein, dabingegen ganz unbrauchbare physische und moralische, erstere wenn sie infirme und incapble, mit einer mäßigen Pension zu verabschieden, letzere, als die moralisch-untauglichen aber, zumal wenn sie Beweise von niedrigem Interesse oder Schmutz gegeben, oder ihre Schuldigkeit aus Faulheit nicht gethan, oder sonst ganz unbrauchbar sind, sofort zn entlassen; denn es ist besser, daß ein einzelnes Individuum leide, als daß das Ganze dabei zu Grunde gehe, oder doch wenigstens merklich leide.

Für die Richtigkeit der Angaben repondiren die Eingeber. Sollten hierbei Menschlichkeiten oder Partheilichkeiten vorkommen, so ist der Eingeber unter die Zahl der unbrauchbaren Mitglieder zu bestimmen, wird also eine demgemäße Behandlung zu erwarten haben. Wenn aber dergleichen Subjekts nicht augenblicklich auszumerzen, so wird dem ungeachten den verschiedenen Departements-Chefs, Präsidenten u. s. w. auf's neue und schäffste aufgegeben, jederzeit nach Pflicht und Gewissen und dem von ihnen geleisteten Eide getreu zu verfahren sich der Geschäfte mit Eifer und Thätigkeit anzunehmen und unermüdet darauf zu passen, daß ein Gleiches von ihren Untergebenen geschehe, so daß Alles vom Obern bis zum Niedern wie eine Kette aneinander hänge und in einander greife. Der Obere ist schuldig, seinen Untergebenen mit aller Strenge auf den Dienst zu passen, auch ihn mit Ernst dazu anzuhalten.

Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zn besolden, wer sich also dessen schuldig macht, wird ausgestoßen, und sind hierzu keine große Umstände oder Proceduren nothwendig, sobald die Sache ihre Richtigkeit hat, denn der richtige und thätige Geschäfttsgang kann nicht eines unbrauchbaren oder unwissenden, unthätigen Individuums halber gehemmt werden, weil der Nachtheil davon sich bis auf das Ganze des Staats erstreckt, und dieses darf nie bei einer regelmäßigen Regierung leiden, Diese aber kann nirgend angetroffen werden. als wo Thätigkeit und Ordnung herrschen und wo das Recht eines Jeden mit Unpartheilichkeit entschieden wird. Daß dieses geschehe, darauf muß unermüdet gewacht und gehalten werden, und muß, wie schon erwähnt, der Obere seine Untergebenen jederzeit im Auge haben und ihnen durchaus keine Winkelzüge oder die geringste Ungetreue ungeahndet durchgehen lassen. Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt, so wird, wie ich hoffe und mit Gottes Hülfe erwarte, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können.

Auf dieses alles werde ich mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt wachen, den redlichen wackern Mann jeder Zeit hochzuachten und auszuzeichnen bemüht sein, so wie ich den, der seine Schuldigkeit nicht gehörig nachlebt, dafür ansehen, und nach Maßgabe der Umstände mit Strenge aber Gerechtigkeit zu bestrafen wissen werde; wonach sich ein Jeder zu achten und vor Schaden zu hüten. Dies ist meine ernstliche und bestimmte Meinung.

Hiernach hat sich sowohl das Staatsministerium selbst zu richten, als diese meine eigenhändige Ordre durch die Departements-Chefs an die Präsidenten ergehen zu lassen.

Berlin, den 23. November 1795.

Friedrich Wilhelm.

Diese Cabinetsordre wurde nun für die Beamten die einzige Richtschnur, nach welcher sie dem Staate ihre Dienste abzuleisten hatten. Des Königs Worte waren zu klar und deutlich ausgesprochen, als daß sie Jemand mißversiehen konnte; es durfte folglich der erste Minister so wenig seine Pflicht vernachlässigen, wie der geringste Secretair, oder der eine hatte gleich dem andern die Entsetzung von seinem Amte zu gewärtigen.

Obgleich indeß der König hier eine unerbittliche Strenge kundzugeben schien, so war es doch allein das Wohl seiner Unterthanen, was er mit aller Treue gepflegt zu sehen wünschte, und es darf deshalb die Art und Weise, wie er dies jedem Einzelnen an's Herz zu legen suchte, nicht befremden. Friedrich Wiihelm fühlte, was er sich selber als Regent, mehr noch, was er seinen Volke schuldig war; denn wollte er die Liebe des letztern gewinnen, so mußte er dem ersteren Respcct verschaffen. Beide erreichte er, wie selten ein anderer König.

Im Gegensatz zu seiner Strenge in Regierungsangelegenheiten bewies Friedrich Wilhelm die höchste Milde und Herablassung, oft scherzhafte Leutseligkeit gegen Personen geringen Standes, wenn diese ihn als Bittsteller persönlich angingen. So zum Beispiel hatte der Bruder des Königs, Prinz Lndwig, kurz vor seinem Tode einem armen Fischer zu Schwedt, der eine sehr zahlreiche Familie hatte, ein neues Haus bauen zu lassen versprochen und festgesetzt, die auf 6000 Thlr. veranschlagten Kosten in 4 Quartal-Terminen zu bezahlen. Nachdem nun der Bau wirklich begonnen und die ersten 1500 Thlr. bezahlt waren, starb der Prinz plötzlich, bald darauf auch der Fischer, und der Bau blieb liegen. Die hinterbliebene Wittwe hörte aber kaum, daß der Bruder ihres Wohlthäters König ge-

worden sei, als sie sofort nach Berlin wanderte, in das Palais des Königs ging und dem Portier sagte, sie wolle den Bruder des Prinzen Ludwig sprechen. Dem Könige gemeldet und vorgelassen, fragte sie ihn sogleich: „Is He der Bruder von dem guten Prinzen Ludwig?" — „Der bin ich, liebe Frau," antwortete der König. — „So?" fuhr die unbefangene Fischerfrau fort. — „Na Sin Bruder war en ehrlich Mann und ick hoffe, He wird et och sin, un da He nu wat geworen is, so kann He mi min Haus fertig bauen lassen." Sobald der König hörte, daß es sich um die Erfüllung eines, von seinem edlen Bruder gegebenen Versprechens handle, sagte er der Bittstellerin die Gewährung ihres Gesuches sofort zu und übergab ihr den desfalls ausgefertigten Befehl selbst. Indessen zweifelte die gute Bittstellerin doch, ob dieser Befehl genügen werde, und namentlich „ob die Herrn in Schwedt es denn nun auch wirklich thun würden?" Erst nachdem der König ihr wiederholt versichert hatte, daß sie dessen ganz gewiß versichert sein könne, ging sie fort, obwohl das Herz voll allerlei Zweifel, ob der Bruder des Prinzen Ludwig es auch wirklich so ehrlich meine, wie er sich stelle. Um desto größer war ihr Vergnügen, als die Herren in Schwedt auf den von ihr vorgezeigten Befehl sich zu dem pünktlichsten Gehorsam bereit zeigten und wirklich den Bau sofort wieder begannen. Jetzt aber eben so voll von Dankbarkeit, als vorher voll Zweifel, trat die ehrliche Frau mit einem Fäßchen Neunaugen sogleich ihre Wanderung nach Berlin von neuem an, ließ sich im Palais wieder dem Bruder des Prinzen Ludwig melden und sagte, als sie sogleich vorgelassen ward, zu dem Könige: „Liebster Herre, weil ick sehe, dat He wirklich eben so'n ehrlich Mann is, wie Sin Bruder, so bring' ick Ihm hier en Fäßken Neunogen vor Sine Mühe!" der König

nahm das Geschenk an, vergütigte es der Fischerfrau reichlich und ging dann mit dem Fäßchen unter'm Arm zu der Königin, indem er lachend zu Ihr sagte: „Sieh', liebes Kind, da hab' ich als König schon etwas verdient!" Natürlich lachte die Königin herzlich über den Vorfall mit.*)

Doch wie sehr der König auch geneigt war, zu helfen, wo irgend Hülfe nöthig, so ging er doch immer mit einer gewissen Vorsicht zu Werke, und zwar allein aus den Grunde, damit auch im Wohlthun Gerechtigkeit herrsche; aber hatte er gefunden, daß er diese nicht verletze, dann zeigte er sich als ein besorgter und liebevoller Vater.

Eine arme jüdische Frau, deren Mann wegen Contrebandirens zu mehrjähriger Festungsstrafe in Spandau verurtheilt worden war, lebte mit ihren Kindern in der größten Dürftigkeit und entschloß sich endlich, ermuthigt durch das, was sie über die Denkungsart und Handlungsweise des jungen Königs hörte, an diesen sich mit einem Gnadengesuch zu wenden. Zu diesem Behuf schickte sie zwei von ihren Kindern mit einem Bittschreiben nach dem Palais des Königs und befahl ihnen, vor der Thür zu warten, bis der König ausginge, und ihm dann das Schreiben eigenhändig zu übergeben. Nachdem die Kinder mehrere Stunden im Regen dicht vor der Thür des Palais gewartet hatten, bemerkte sie die Königin und schickte sofort einen Bedienten hinab, um nach dem Begehr der Kleinen zu fragen, worauf sie auch den König auf die muthmaßlichen Bittsteller aufmerksam machte. Der Bediente kam bald zurück und berichte, daß die Kinder ihre Bittschrift nur dem Könige selbst übergeben dürften. „Wenn

---

*) Siehe Dr. A. Cohnfeld's „Leben- und Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's III." Bd. I. Seite 137 und 138.

das ist," sagte der König hierauf lächelnd, „so laß sie heraufkommen." Hierauf erschienen die Kinder, knieten laut weinend vor dem Könige nieder und überreichten demselben das Schreiben ihrer Mutter. Nachdem der König es auf der Stelle gelesen hatte sagte er: „Kinder, was Eure Mutter da bittet, kann ich nicht so gewähren; Euer Vater hat seine Strafe verdient; geht nach Hause und sagt ihr, sie müsse in Geduld abwarten, bis ihr Mann wiederkäme. Damit Ihr aber nicht ganz umsonst gekommen seid, so nehmt dieses mit." Mit einigen Thalern beschenkt gingen die Kinder fort. Der König aber ließ sich sogleich von dem Stande der Sache unterrichten, und da er nun fand, daß der Bestrafte keines weiteren Vergehens schuldig sei, so befahl er sofort eine Staffette an den Festungs-Cammandanten mit dem Befehl abzufertigen, daß der Gefangene nicht nur sogleich freigelassen, sondern daß ihm auch streng anbefohlen werde, so zu eilen, daß er noch am Abend desselben Tages bei seiner Familie einträfe. Als nun die arme Judenfrau, getheilt zwischen Kummer und Freude, bei dem Abendbrote saß, zu dem ihr das königliche Geschenk die Mittel gewährt hatte, öffnete sich die Thür und das Jubelgeschrei der Familie tönte dem Gatten und Vater entgegen.*)

Oft suchte des Königs wachsames Auge selbst aus der Volksmenge Diejenigen heraus, die zu schüchtern waren, sich ihm zu nahen. So sah er eines Tages seinem Fenster gegenüber, am Zeughause eine arme Frau mit einem Briefe stehen, und da er vermuthete, daß dies ein für ihn bestimmtes Bittschreiben wäre, so winkte er der Frau wiederholt, in's Palais zu kommen. Es war, wie der König vorausgesehen. Der

*) Siehe Cohnfeld's Friedrich Wilhelm III Bd. I. Seite 148 und 149.

Mann dieser Frau hatte durch einen Prozeß sein Vermögen eingebüßt und lebte nun mit einer zahlreichen Familie im tiefsten Elend. Augenblicklich erhielt die Frau ein reichliches Geschenk, mit welchem sie sich dankend entfernte. Allein wie erstaunte sie, als sie nach Hause kam und hier den Tisch mit mehreren Flaschen Wein und einer wohlbereiteten Speise besetzt fand. Tief gerührt über solche Menschenfreundlichkeit ihres Königs, flehte sie zu Gott, daß er ihn zum Wohle des Landes noch lange erhalten möge.

Betrachten wir den jungen König endlich in seiner eigenen Familie, so erscheint er auch hier als einer der besten Menschen, die jemals eine Krone trugen und ein Volk beherrschten. Die Prinzen, seine Brüder, waren nämlich ungewiß, wie sie ihn nach seiner Thronbesteigung nennen sollten, der König aber sagte halb scherzend, halb verdrießlich: „Bin ich denn nicht Euer Bruder geblieben? — Nennt mich Bruder Fritz, nach wie vor.“ — Selbst von seinen Dienern verlangte er jetzt keine größere Ehrerbietigkeit, als früher; denn als ihm am ersten Tage seiner Regierung ein Laquai beide Thüren seines Wohnzimmers öffnete, sagte der König lachend: „Mein Freund, ich bin seit gestern noch nicht dicker geworden.“ — In derselben Weise strich er dem Koch auf dem Küchenzettel eine Schüssel, die er mehr aufgesetzt hatte, mit den Worten: „Mein Appetit ist nicht König geworden.“

Nachdem wir so durch Thatsachen den Charakter Friedrich Wilhelm's gezeichnet haben, versuchen wir ein ähnliches Bild von seiner Gemahlin zu entwerfen. – –

II. Die Königin.

Von der Natur mit allen Reizen einer schönen Frau begabt, trug die junge Königin schon in ihrem Aeußern den Stempel der Majestät und vereinigte dennoch mit ihrer Ehrfurcht gebietenden Gestalt die höchste Milde in ihrem Benehmen gegen Personen geringern Standes, wodurch sie sich gleich bei ihrem ersten Erscheinen die Liebe aller Unterthanen erwarb. So empfing sie wie ihr Gemahl, die verschiedenen Deputationen mit jener seltenen Herablassung gekrönter Häupter, die alle Herzen bezaubert und zu ihnen hinzieht. Unter andern fand sich auch eine Deputation der Studenten von Halle und der Halloren ein. Die letzteren fanden den König nicht zu Hause; da sie aber der Königin gemeldet wurden, nahm diese sie an, und sagte ihnen, daß ihr Mann nicht zu Hause sei, sich aber gewiß freuen würde, sie zu sehen, wenn sie wiederkommen wollten. Nachdem die Königin sich mit diesen treuherzigen Menschen eine Zeitlang unterhalten hatte, äußerte sie, daß sie vor zwei Jahren das Glück gehabt hätten, den kleinen Kronprinzen in der Wiege zu sehen. „Ich erinnere mich dessen wohl," sagte die Königin, „und Ihr sollt ihn auch heute wiedersehen." Hierauf ließ sie zur großen Freude der Halloren den Kronprinzen hereinbringen, und da Einer von denselben seine Freude über das muntere und schöne Aussehen des kleinen Prinzen auf besonders lebhafte Weise äußerte, so forderte die Königin ihn mit der huldreichsten Freundlichkeit auf, dem kleinen Prinzen, der ihm so wohl gefalle, auch einen Kuß zu geben. Entzückt über so große Güte, rief der ehrliche Hallor: „Ach allergnädigste Landesmutter, so wünsche ich denn, daß Ihr der liebe Gott noch recht viel sille (solche) scharmante Jungens schenken mag!" — — Der König selbst empfing später diese ehrlichen Leute

mit nicht minderer Herablassung; denn als man ihm meldete, daß sie sich wieder eingefunden hätten, öffnete er ihnen selbst die Thür und rief ihnen zu: „Kommt nur herein, jetzt bin ich zu Hause.“

Dieselbe Freundlichkeit bewies die Königin auch im Kreise ihrer Familie. Einst fiel ihr auf, daß Köckeritz sich jedes Mal unmittelbar nach der Tafel entferne und niemals warte, bis der Kaffe servirt war. Sie fragte endlich den König nach der Ursache dieser sonderbaren Eile, und als sie erfuhr, daß der wackere Oberst gewohnt sei, nach Tische ein Pfeifchen zu seinem Kaffee zu rauchen, bat sie den König, seinem Adjutanten eine Ueberraschung bereiten zu dürfen, Nach der nächsten Mittagstafel sagte die Königin nun zu Köckeritz, er möchte einen Augenblick warten, sie habe ihm etwas zu sagen und werde sogleich wiederkommen. Hierauf verließ sie das Zimmer, kehrte aber bald mit einem Diener zurück, welcher eine gestopfte Pfeife brachte. Diese reichte die Königin nebst einem Fidibus dem Obersten, indem sie mit der ihr eigenthümlichen Anmuth sagte: „Mein Mann und ich, wir wünschen beide, daß Sie bei uns Kaffee trinken möchten, und da ich nun weiß, daß Sie gern Taback dabei rauchen, so habe ich auch für ein Pfeifchen gesorgt.“

So war die Königin eine Zierde des Thrones, wie sie der Stolz ihres Volkes war.

III. Maßregeln.

Nachdem Friedrich Wilhelm III. seinem hochseligen Vater am 15. Dezember ein feierliches Leichenbegängniß gehalten hatte, ging er nunmehr mit voller Thatkraft an die Geschäfte der Regierung. Zuerst hob

er das Taback-Monopol und das Religions-Edikt wieder auf, weil das eine wie das andere dem Volke keinen Segen brachte. Letzteres besonders war durch den Minister von Wöllner, einen ehemaligen Candidaten der Theologie, hervorgerufen und despotisch gehandhabt worden, und so wollte er denn jetzt versuchen, unter der neuen Regierung seine Ministerherrschaft fortzusetzen, indem er auf Grund der Cabinets-Ordre vom 23. November allen Consistorien befahl, die Prediger, Schullehrer und Küster strenger als bisher zu beobachten, ob sie die Religion nach dem Religions-Edikte lehrten; zugleich sollten sie innerbalb 4 Wochen eine Liste über die Tauglichkeit sämmtlicher Geistlichen einsenden, um darnach zu beurtheilen, wer in seinem Amte bleiben dürfe oder nicht. Friedrich Wilhelm III. war aber nicht geneigt, solche willkürliche Auslegungen seiner Befehle zu gestatten, sondern forderte von dem Minister Rechenschaft, und als diese ungenügend war, erließ er unterm 12. Januar 1798 ein ernst verweisendes Rescript an ihm. Darin hieß es:

„Die Deutung, welche er der Koniglichen Cabinets-Ordre gegeben hätte, sei ganz willkürlich, und nach einer gesnuden Logik umzulässig. Er werde wohlthun, künftig bei seinen Verordnungen nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den geschäftskundigen Männern seines Departements zu Werke zu gehen; er möchte hierin dem Beispiele des verewigten Ministers von Münchhausen folgen, der noch mehr, wie viele andere, Ursache gehabt hätte, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen! zu dessen Zeit wäre kein Religions-Edikt, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei unter den Geistlichen gewesen und das geistliche Departement habe bei Inländern und Ausländern in der görßten Achtung gestanden. Die Religion sei eine Sache des Gefühls, des Herzens und der Ueber-

zeugung, und müsse nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Klapperwerke herabgewürdigt werden. Vernunft und Philosophie müßten ihre unzertrennlichen Gefährten sein, dann würde sie durch sich selbst feststehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollten, ihre Lehrsetze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und ihren Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit denken sollten. Er müßte daher bei Leitung seines Departements nach ächt lutherischen Grundsätzen verfahren.''

Darauf setzte der König das ehemalige Ober-Consistorium wieder ein und gab ihm die entzogenen Rechte zurück, während Wöllner seinen Abschied erhielt.

Durch eine andere Kabinetsordre gab Friedrich Wilhelm den Bürgern einen Beweis seiner Achtung, zugleich aber auch eine Garantie seines Schutzes, indem er zu den Offizieren der Armee in folgender Weise sprach:

,,Ich habe sehr mißfällig vernehmen müssen, wie besonders junge Offiziers Vorzüge ihres Standes vor dem Civilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militair sein Ansehen geltend zu machen wissen, wenn es ihm wesentliche Vortheile zu Wege bringt, und das ist auf dem Schauplatze des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen haben. allein im Uebrigen darf es sich kein Soldat unterstehen, weß Standes er auch sei, einen meiner Bürger zu brüskiren. Sie sind es, nicht ich, die die Armeen unterhalten, in ihrem Brot steht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Cassation und Todesstrafe werden die Folge sein, die jeder Contravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat.

Berlin den 1. Januar 1794.

Friedrich Wilhelm.

Daß dem Könige überhaupt das Wohl seiner Unterthanen mehr, als alles Andere am Herzen lag, und daß er deren Rechte überall beschützte, beweist auch folgende, in allen Nuancen charakteristische Thatsache:

Zum Schulzengute in Friedrichshagen, Amt Köpenick, gehörten 7 Morgen Land, welches König Friedrich II. im Jahre 1770 bei einer Reise mit jungen Fichten aufgeschlagen fand, und dem damaligen Landjäger Bock in Schonung zu legen befahl. Es gebührte dem Besitzer eine Entschädigung dafür, und diese wurde im Jahre 1792 durch ein anderes gleich großes Stück Forstland bewilligt, worüber die Kurmärkische Kammer einen Entschädiguugs-Contract mit dem damaligen Schulzen abschloß, welcher von derselben gerichtlich vollzogen und dann in Namen des Königs von dem General-Directorium bestätigt ward. — Nun kam das Schulzengut mit der für jene abgetretenen 78 Morgen erhaltenen Entschädigung durch Verkauf an mehrere Besitzer, zuletzt an einen gewissen Wilke. Die Kurmärkische Kammer behauptete indeß gegen diesen neuen Besitzer, daß er wegen einer Entschädigung für abgetretenes Land im Irrthum sei, indem jene 78 Morgen urspünglich gar nicht zu dem Gute gehört hatten, und erhob gegen den Wilke einen fiskalischen Prozeß, welcher durch alle Instanzen fortgeführt und durch das im Dezember 1797 publicirte Revisionsurtheil dahin entschieden ward: „daß der Entschädigunns-Contract wieder aufgehoben werde und der Besitzer des Schulzengutes, Wilke gedachte 78 Morgen wieder zurückzugeben schuldig sei.“

Darauf führte Wilke bei dem Könge Beschwerde, vorstellend, daß er mit seiner ganzen Familie ruinirt sei, wenn er diese 78 Morgen, die immer zum Gute gehörten, abtreten solle. — Der König erließ nach einiger

Prüfung der Sache unterm 17. Januar 1798 folgende Cabinets-Resolution an das General-Directorium:

„Wenn es seine Richtigkeit hat, daß wegen der im Jahre 1770 aus Versehen eingehegten, dem Schulzenamte zu Friedrichshagen zugehörigen 78 Morgen Ackerlandes, derjenige Entschädigungs Contract welchen der Wilke seiner Vorstellung vom 12. d kopeilich beigelegt hat, wirklich von der Kammer geschlossen und von der höhern Instanz confirmirt worden ist, und der gedachte Wilke jenes Schulzenamt auf den Grund dieses Contractes käuflich an sich gebracht hat, so sehen Seine Königliche Majestät von Preußen gar nicht ein, wie man demselben die im Contracte stipulirten 78 Morgen hat streitig machen können, vielmehr müssen ihm solche, wenn nicht ganz erhebliche Gegengründe, worüber Seine Majestät Bericht gewärtigen würden, entgegen stehen sollten, ohne die geringste fernere Weitläuftigkeit zurückgegeben werden; denn eine Versicherung vom Saate gegeben und garantirt, muß unverletzlich sein und gegen alle kleinen Rechtsbehelfe feststehen. Eben darum muß eine solche Versicherung nie ohne vorherige genaue Ueberlegung ertheilt werden, und wenn von dieser Seite von der Behörde etwas in dem vorliegenden Falle versehen sein sollte, so muß diese dafür verantwortlich sein, keinesweges aber derjenige, der nach seinem schuldigen Zutrauen auf die Redlichkeit des Staates gehandelt hat.

Berlin, den 17. Januar 1798.

Friedrich Wilhelm"

Immer also war es die Liebe zur Gerechtigkeit, was den König bei allen seinen Handlungen leitete, und so verdiente er denn schon damals den Beinamen des Gerechten, einen Namen, der sein Andenken noch heute im Herzen jedes braven Preußen heiligt.

Doch wie Friedrich Wilhelm dem Wohle einzelner Unterthanen seine Fürsorge schenkte, so richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf die Erhaltung des Ganzen; denn unter der Regierung seines hochseeligen Vaters war durch die Gewissenlosigkeit der Minister Manches vernachlässigt worden, was einer gänzlichen Reform bedurfte, wenn es nicht zu einem unheilbaren Uebel werden sollte. Dazu gehört z. B. der unbefugte Eingriff unwissender Barbiere in die ärztliche Praxis, wodurch nur zu häufig Leben und Gesundheit der Menschen in Gefahr gerieth. Der König verordnete deßhalb, daß Niemand ein medizinisches Gewerbe treiben sollte, der nicht gehörig über seine Fähigkeiten und Kenntnisse geprüft worden wäre. Zugleich erschien unterm 1. Februar 1798 ein Reglement über den anatomischen Cursus, den in Zukunft jeder Arzt und Wundarzt durchzumachen hätte.

Am 19. Februar schuf der König eine neue höchste Staatsbehörde, die General=Controle der Finanzen, welcher die Oberrechnungs=Kammer untergeordnet ward. Diesen Zweig der Staatsverwaltung mußte Friedrich Wilhelm III. um so strenger in's Auge fassen, weil der reiche Schatz Friedrich's des Großen geleert und das ganze Land mit 28 Millionen Schulden belastet war, solche Bürde aber nur durch die weisesten Maßregeln beseitigt werden konnten.

In einem entfernten Zusammenhange mit der Sorge für das Wohl des Ganzen stand der Prozeß gegen die Gräfin von Lichtenau, eine Freundin des hingeschiedenen Königs, die nach aller Wahrscheinlichkeit im Besitze von Staatsgeheimnissen war, über welche ihre Papiere Aufschluß geben mußten. Diese Frau war die jüngere Tochter eines in der Kapelle Friedrich's des Großen angestellten Waldhornisten, Namens Enke.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Ihre älteste Schwester gewann durch ihre Schönheit die Liebe eines russischen Grafen, der sie als seine Gemahlin mit nach Rußland nahm. Von dort kehrte sie nach einiger Zeit als reiche Frau allein zurück und lebte nun unter den Namen einer Gräfin Matuschka auf einem sehr glänzenden Fuße. Bei ihr lernte der damalige Prinz von Preußen die jüngere Schwester kennen, die nur zu bald die höchste Gunst des Thronfolgers zu erringen wußte. Als nun König Friedrich dies Verhältniß bemerkte, suchte er den nachtheiligen Folgen dadurch vorzubeugen, daß er die junge Enke an den Kammerdiener Rietz verheirathete. Nachdem jedoch der Prinz von Preußen den Thron bestiegen hatte, trennte sich die Rietz von ihrem Manne, wurde vom Könige zu einer Gräfin von Lichtenau erhoben und blieb fortan in dessen Gunst. Die Verschwendung und der Hochmuth dieser Frau zogen ihr aber aber den Haß des Volkes zu und brachten sie in den Verdacht, daß sie Staatsgelder unterschlage. Dazu kam noch, daß die Gräfin sich erfrechte, die Königin und die königlichen Kinder mit Geringschätzung zu behandeln. Kaum war daher der Tod des Königs bekannt geworden, als sich auch der allgemeine Haß gegen die Gräfin äußerte. Schmähschriften und Anklagen aller Art steigerten die gereizte Simmung des Publikums noch mehr und man sah die Einleitung eines peinlichen Prozesses gegen die Verhaßte als den ersten nothwendigen Regierungsakte Friedrich Wilhelms III. an.

Als nun der junge König unmittelbar nach dem Tode seines Vaters das Marmorpalais bei Potsdam besuchte und ihm die Gräfin entgegen trat, rief er in höchster Entrüstung aus: „Schafft mir dies Weib aus den Augen!" worauf sie sofort verhaftet ward. Der König that diesen Schrit nur mit Betrübniß, denn er sagte zum Minister Reck: „Es thut mir weh diese

Maßregel der Nothwendigkeit ergreifen zu müssen; allein das Interesse des Staats erheischt es durchaus; indessen werde ich diese Sache auf dem geraden Wege der Justiz fortgehen lassen und mich ferner gar nicht hinein mischen, es sei denn, daß ich am Ende Gnade für Recht ergehen lassen darf."

Die Gräfin wurde nun in dem sogenannten Cavalierhause in Potsdam von einem Offizier und mehreren Soldaten bewacht, ihr Haus in Berlin besetzt und ihre Effecten versiegelt. Darauf, am 16. März 1798 war der Prozeß beendet, und der Gräfin von Lichtenau wurde nun die Festung Glogau zu ihrem künftigen Aufenthalt angewiesen. Später erhielt sie jedoch, nachdem sie ihr Wort gegeben, von dem Inhalt der Untersuchung nichts veröffentlichen zu wollen, ihre Freiheit wieder, dagegen wurden ihre sämmtliche Güter eingezogen und Einkünfte derselben nach Abzug einer jährlichen Pension von 4000 Thalern, der Charitee in Berlin überwiesen.

Gleichzeitig mit allen diesen Vorgängen forderten auch die auswärtigen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit des Königs. Der französische Obergeneral der Armee in Italien, Napoleon Bounaparte, hatte über die Oestreicher Sieg auf Sieg erfochten, dann den Präliminar-Frieden zu Londön herbeigeführt und endlich den deutschen Kaiser bewogen, den Definitiv-Frieden zu Campo-Formio abzuschließen. Oestreich leistete Verzicht auf Belgien; erkannte die von Frankreich gegründete cisalpinische Republick an, willigte in die Theilung der venetianischen Staaten und trat an den Herzog von Modena den Breisgau ab. Um nun Frankreichs Verhältnisse zu dem deutschen Reiche festzustellen, wurde der Congreß zu Rastadt eröffnet, und hier von deutscher Seite der Rhein als Grenze zwischen beiden Reichen angenommen. Preußen war bei diesen Ver-

handlung nahe betheiligt; es bedurfte deshalb der steten Theilnahme des diesseitigen Gesandten.

So fuhr der König fort, für die Angelenheiten seines Staats mit rastloser Thätigkeit zu sorgen, und erließ deshalb noch mancherlei Verordnungen, die sämmtlich von seiner Liebe zu den Unterthanen Zeugniß gaben.

IV. Huldigung.

Friedrich Wilhelm III. bestieg den Thron zu einer Zeit wo die Witterung rauh und der Winter nahe war; wenn der junge König daher sogleich nach dem Antritt seiner Regierung auch die herkömmliche Erbhuldigung entgegennehmen wollte, so war dies für die dabei betheiligten Personen mit einer der Gesundheit gefährlichen Reise und mancherlei andern Unannehmlichkeiten verknüpft. Der König schob deshalb die Huldigungsfeierlichkeiten bis zum nächsten Sommer auf und beschloß außerdem, allen dabei vorkommenden Aufopferungen seiner Unterthanen schon im Voraus ein Ziel zu setzen. Er legte diese schöne Gesinnung wohlwollender Fürsorge in zwei Cabinets-Ordres nieder, deren eine an den Minister von Schröter, die andere an das General-Direcktorium gerichtet waren und also lauteten:

„Mein lieber Etats-Minister von Schrötter!

Jemehr die Zeit zur Annahme der Huldigung in Königsberg herannahet, desto mehr beunruhigt mich zuweilen der Gedanke, daß vielleicht jetzt schon manche darauf denken, wie sie bei derselben durch Pracht in Kleidung und Equipage, und überhaupt durch großen

Aufwand ihre feierliche Theilnahme an dieser Handlung und gewissermaßen ihre Liebe und Achtung für Mich auffallend bezeichnen wollen. Ich habe aber, Ich gestehe es mit gerührtem Herzen, schon zu viel sprechende Beweise von den getreuen Gesinnungen Meiner guten preußischen Unterthanen erhalten, um jener Merkmale zu bedürfen, die im Grunde eben so gut dem Zwange des Herkommens, als der Stimme des Herzens zugerechnet werden könnten, und so bleibt mir blos die Besorgniß übrig, daß Mancher seinen Bequemlichkeiten vielleicht seinen Bedürfnissen die Summe entziehen möchte, die er zur Huldigungspracht verwenden zu müssen glaubt. Ich wünsche daher, daß Ihr Gelegenheit fändet, die allgemeine Stimmung dahin zu leiten, daß man mit Entfernung alles Luxus blos auf Anstand und Reinlichkeit Rücksicht nehme und Mir dadurch die angenehme Ueberzeugung ließe, daß das Andenken der feierlichen Stunde, die mich so innig mit einem Volke verbindet, welches Ich glücklich zu machen hoffe, bei Niemanden das Mitgefühl irgend einer dadurch veranlaßten Unbequemlichkeit erregen könne. Ich selbst werde kein Königlich Gepränge, aber ein treues landesväterliches Herz Meinen guten Unterthanen entgegen bringen, und ihre Liebe und biedere Anhänglichkeit wird mich um so inniger rühren, je prunkloser sie sich äußern wird. Ihr werdet Mich verbinden, wenn Ihr diese Meine Gesinnungen ohne Eclat verbreiten könnt, und Ich bin

Euer wohlaffectionirter König

Friedrich Wilhelm.

Berlin, den 28. Februar 1798.

* * *

„An das General-Directorium.

Ich erfahre, daß man bereits hin und wieder an den Oertern, durch welche die Huldigungs-Reise Mich führen wird, auf Anstalten zu einem feierlichen Empfange denkt. Als Zeichen der Zuneigung von Seiten Meiner treuen Unterthanen, würden mir diese Feierlichkeiten selbst bei der Ermüdung der Reise, höchst schätzbar und willkommen sein. Allein die Liebe des Volkes hat untrüglichere Merkmale, die von keiner Gewohnheit und Herkommen abhängen, sondern gerade aus dem Herzen kommen. Nur diese haben für das Meinige wahren Werth, und ich verdanke ihnen während Meiner Regierung schon manche frohe Stunde. Ich hoffe sie auch während meiner Reise in den Provinzen wieder zu finden, und wünschte dagegen um so mehr, daß man sich alles Gepränge zu meinem Empfange enthielte, als es mir nicht unbekannt ist, mit welchen Unbequemlichkeiten und Kosten dergleichen feierliche Anstalten für die Theilnehmer verknüpft sind. Ich hoffe, das General-Directorium wird Gelegenheit finden, Meine Gesinnungen über diesen Punkt da, wo es erforderlich sein möchte, unter der Hand zu verbreiten und dadurch die gewünschte Wirkung hervorzubringen, zu welchem Ende Ich dasselbe hierdurch habe benachrichtigen wollen.

Potsdam, den 9. April 1798.

Friedrich Wilhelm."

Endlich erließ der König vor seiner Abreise noch eine andere Cabinets-Ordre, in welcher er den Minister von Schrötter beauftragte, dafür zu sorgen, daß während der Huldigungs-Feierlichkeiten keine Hazardspiele getrieben würden, damit ein so ernster Act nicht entweiht und die Ursache der Zerrüttung manches recht

braven Mannes werden könnte. Sie lautete wie folgt:

„Mein lieber Etats-Minister Freiherr v. Schrötter! So sehr ich mich auch bei Meiner Euch wiederholentlich eröffneten Ueberzeugung von der herzlichen Aufnahme, womit mich Meine getreuen Preußen bei der bevorstehenden Huldigung empfangen werden, auf diesen nun immer näher kommenden Zeitpunkt freue, so wird doch die Freude durch die Besorgniß getrübt, daß bei dieser Gelegenheit manche Meiner getreuen Vasallen und Unterthanen durch Hazardspiele, wozu sie von denen unter verschiedenen Charactern sich gewöhnlich einfindenden Spielern verführt zu werden Gefahr laufen, unglücklich gemacht werden könnten. Dergleichen blos auf schändliche Gewinnsucht berechnete Spiele sind von allen gesitteten Völkern von jeher als ein Schandfleck der Humanität und als die Quelle der Sittenverderbniß und alles Lasters mit Recht betrachtet, und unter darauf gesetzten harten Strafen verboten worden. Auch die Strafgesetze Meiner Staaten sind gegen dies verderbiche Laster gerichtet, und ich bin es von Eurem Eifer für das gemeinsame Beste und von Eurer thätigen Wachsamkeit für die Erhaltung desselben fest überzeugt, daß Ihr alles aufbieten werdet, auch bei dieser Gelegenheit für die Beobachtung dieser heilsamen Gesetze zu wachen. Es ist mir aber auch nicht unbekannt, wie schwer, ja fast unmöglich ist es, diesen Schandthaten bis in die verborgensten Schlupfwinkel nachzuspüren, wohin sie die frevelhaften Uebertreter des Gesetzes zu verkriechen pflegen. Ich würde also von der gespanntesten Aufmerksamkeit der Polizei, die gänzliche Erreichung meiner landesväterlichen Absicht nicht erwarten können, wenn ich nicht das gegründete Vertrauen zu der Sittlichkeit und zum Ehrgefühl Meiner braven preußischen Einsassen hätte, daß sie die Schänd-

lichkeit der Teilnahme an einer solchen ehrenlosen Handlung, als die des Hazardspiels ist, einsehen und daher von selbst sich enthalten werden, die Zeit der Freude und Heiligung des Landes zwischen dem Regenten und seinem Volke dadurch zu entheiligen. Diese Sittlichkeit und dieses Ehrgefühl dürfen daher nur da, wo sie schlummern möchten, erweckt werden, um Mein darin gesetztes Vertrauen zu rechtfertigen, ohne daß es einst nöthig sein wird, bemerklich zu machen, daß Jeder, der sich eines Mißbrauchs schuldig machen wird, Meine höchste Verachtung zu erwarten hat. — Euch aber überlasse ich es lediglich, diese meine Intention so allgemein als möglich bekannt zu machen

Euer wohlaffectionirter König

Friedrich Wilhelm."

Berlin, den 21. März 1797.

Darauf am 25. Mai, trat der König die Huldigungsreise an und erreichte noch an demselben Tage Stargard, wohin die Königin bereits vorausgegangen war. Die braven Pommern empfingen das hohe Herrscherpaar mit jener guthmüthigen Freude, die so ganz für die Treue der Gesinnung birgt; aber der König und die Königin zeigten ihnen auch die vollste Anerkennung, indem sie aus allen Ständen Personen vor sich kommen ließen; die sie über den Zustand der Provinz befragten. Doch schon nach einigen Tagen ging die Reise weiter noch Cöslin, auf dem Wege dorthin vom Volke erwartet. In einem Dorfe umringten die Leute den Wagen der Königin und der Schulze bat die hohe Frau mit vieler Treuherzigkeit, auszusteigen und von den fertigen Speisen einer Bäuerin zu genießen. Die Königin erfüllte diese Bitte mit freundlicher Herablassung. — Am 30sten langten

die Reisenden in Danzig an, wo sie mit unbeschreiblichen Jubel empfangen wurden. Tags darauf fuhren sie nach Oliva zum Fürstbischof von Ermeland, Grafen von Hohenzollern. Am dritten Tage endlich machten sie eine Fluß- und Seefahrt, und beschäftigten sich mit den eigenthümlichen Einrichtungen des Seewesens; sodann setzten sie am 2. Juni die Reise über Marienburg und Elbing fort. Auf der Heerstraße überreichte ein Landmann dem Könige knieend eine Bittschrift, die er mit dem ernst verweisenden Worten entgegennahm: Ein Mensch muß vor keinem Menschen knieen!"

Am 3. traf das Herrscherpaar in Königsberg ein. Hier wurde nun die Königin, die zuerst anlangte, von Deputationen des Gerichts und mehrerer Zünfte, ehrfurchtsvoll und feierlich empfangen. In Duboiruh paradirte die Schlächter-Innung mit Musik und Standarte, während 12 junge Mädchen ihr Blumen auf den Weg streuten. Eine halbe Stunde darauf kam auch der König an, und nun begab sich der ganze Zug nach der Stadt. Am folgenden Tage wurden zuerst die Stände zur Cour empfangen; später brachte auch die Kaufmanschaft dem Könige und der Königin ihre Glückwünsche dar. Auf die Bitte der letzteren, den Handel zu befördern, entgegnete der König: „Ich werde gewiß Alles thun, um den Handel wieder in Aufnahme zu bringen; ich bedaure aber nur, daß ich auch als König nicht im Stande sein werde, sogleich alle Hindernisse wegzuräumen, die sich den Wünschen meiner geliebten Unterthanen entgegen setzen möchten. Indessen will ich Ihnen, meine Herren, gern gestatten, sich in dringenden Fällen unmittelbar an mich selbst zu wenden." — Die Königin antwortete, als sie von derselben Deputation um ihre Fürsprache gebeten ward: „Es bedarf keines Fürworts; denn mein Mann thut

auch ohne mich Alles, was das Glück seiner Unterthanen befördern kann.“

Unter den verschiedenen Deputationen befand sich auch eine von der französischen Colonie, deren ehrfurchtsvolle Anrede mit den Worten schloß: Jeder Unterthan muß den König um so mehr lieben, als jeder Zug seines Charakters ihn als den besten der Fürsten und Vater des Vaterlandes ankündigt.“ Der König erwiderte darauf: „Noch bin ich dies nicht, aber ich fühle, daß es meine Schuldigkeit ist, es zu werden!“ Als die Königen den Glückwunsch dieser Deputation vernommen hatte sagte sie: „Mein Mann und ich haben recht lebhaft gewünscht, Preußen zu sehen. Wir sind von Freude durchdrungen, indem wir nun von unsern braven Preußen umgeben sehen, die sich immer durch ihre Anhänglichkeit an das Vaterland und durch ihre Liebe zum Könige ausgezeichnet haben.“

Am 5. Juni fand die Huldigung statt, bei welcher die preußischen Stände ihr Gelübde der unverbrüchlichen Treue gegen ihren angestammten König erneuerten. Zu diesem Zwecke begaben sich die Deputirten der Stadt, ausgeführt von dem Stadt-Präsidenten Geheimerath Gervais, unter dem Geläute sämmtlicher Glocken, in die Schloßkirche. Um sechs Uhr erschienen beide Majestäten und der Gottesdienst begann. Nach Beendigung desselben verfügten sich die Haupt-Würdenträger des Reichs nach dem Schlosse, wo sie sich im Zimmer des Königs versammelten. Hier las ihnen der Präsident von Haugwitz den Huldigungseid vor, den Alle mit aufgehobenen Händen nachsprachen; dann trat der König auf den Balkon hinaus, auf welchem ein prächtiger Thron errichtet war, und nahm auf diesem, umgeben von den Bischöfen, Generalen und Ministern, seinen Platz. Hierauf öffnete der Kanzler, Reichsgraf von Finkenstein, den Hul-

digungsact mit einer Rede an die Stände, auf die durch zwei Deputirte geantwortet ward. Dann legte die Versammlung den ihr in deutscher und polnischer Sprache vorgelesenen Eid mit ernster Würde ab. Schließlich verlas der Minister von Haugwitz die vom Könige vorgenommenen Standeserhebungen und Ordensverleihungen, worauf die Stände, so wie die versammelte unübersehbare Volksmenge dem Könige und der Königin ein donnerndes Lebehoch brachten.

Nochmals begaben sich die Deputirten in die Schloßkirche zurück, wo das: „Herr Gott Dich loben wir!" gesungen ward. Dann versammelten sie sich auf dem Moskowiter Saale zu einem Mittagsmahle an der Tafel des Königs, zu welcher außer den Ständen und Deputirten auch die Stadtbehörden und hohen Militair-Personen geladen waren.

Die Stände brachten dem Könige ein Huldigungsgeschenk von 100,000 Gulden dar, was er zwar annahm, aber sofort zur Verbesserung der Schulen in Preußen bestimmte. Nächstdem ließ der König eine Medaille vertheilen, die zur Erinnerung an die Huldigung angefertigt war. An dem folgenden Tage hielt der König Heerschau, und es drängte sich eine Festlichkeit an die andre.

Am 9ten Juni reis'te der König endlich ab; ihm folgte am nächsten Tage die Königin. Schon am 13ten trafen beide in Warschau ein und stiegen auf den dortigen Schloßhofe ab. Auch hier gab es große Festlichkeiten, die bis zum 18ten dauerten, während welcher Zeit das hohe Herscherpaar auch die Herzen der Polen gewann. Diese erstaunten besonders darüber, daß der König ohne alle militairische Bedeckung gekommen war; allein sie begriffen dieß, als er ihren Antrag mit den Worten zurückwieß: „Ich bin gewohnt mich bei Bereisung meiner Provinzen nur von der

Liebe meiner Unterthanen eskortiren zu lassen und ich bin weit entfernt zu glauben, andere Gesinnungen zu finden, als die der Liebe."

Nun reis'te der König ab und ging nach Petrikau, die Königin aber, welche sich in Mutterhoffnungen befand, besuchte die Fürstin Radziwill in Niborowo. Indeß war Breslau das nächste Ziel der Reise, wo sie am 23sten eintrafen. Hier folgte wieder eine Festlichkeit der andern, doch nahm der König und die Königin immer Theil daran. Aber die guten Schlesier wußten die Herablassung des geliebten Herrscherpaares auf eine zartsinnige Weise wieder zu vergelten, indem die Frauen der Breslauer Kaufleute der Königin mit Hindeutung auf die ihr nahe bevorstehende Mutterfreude, ein Stück der feinsten schlesischen Leinewand, ein sauber gearbeitetes Kinderzeug, ein Wiegeband und eine Kinderklapper schenkten. Dieses, die innigste Theilnahme bezeichnende Geschenk, rührte die Königin bis zu Thränen und nöthigte ihr den Ausruf ab: „Dies will ich nie vergessen, Ihr guten Schlesier!" — Darauf reis'te die Königin am 26ten Juni über Boleswitz, der König am 27ten über Grüneberg. Am 28. trafen Beide in Frankfurt und am 29 in Charlottenburg ein.

Der 6. Juli 1798 war endlich zur Huldigung in Berlin bestimmt. Die Prinzen Heinrich und Ferdinand, Brüder Friedrich's des Großen, leisteten dem Könige schon am 1. Juli die Erbhuldigung. Als nun der Morgen des 6ten angebrochen war, besetzte Militair den Lustgarten, während die Bürgerschaft sich versammelte und mit Musik und Fahnen gleichfalls nach dem Lustgarten zog. Die Stände versammelten sich dagegen in der Domkirche, die königlichen Prinzen, Minister und Hofstaaten im Thronzimmer des Schlosses. Um 10 Uhr begab sich der König zu Fuß, von der Generalität begleitet, in die Domkirche und wohnte

dem Gottesdienste bei. Der Hofprediger Sack bestieg die Kanzel und predigte über die Worte: „Durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt.“ Während dessen kamen der Magistrat von Berlin, die Magisträte und Deputirte der Städte aus den Provinzen, in einem feierlichen Zuge vom Rathhause und stellten sich vor dem Schlosse, vor und zwischen den Bürger-Compagnien auf. Um 11 Uhr kehrte der König aus dem Dome nach dem Schlosse zurück, und nahm im Rittersaale von den schlesischen fürstlichen Ständen die Huldigung an, während die übrigen Stände paarweise geordnet, aus dem Dome nach dem weißen Saale zogen. Hier stand nun der König unter einem rothsammtnen, reich drappirten, Thronhimmel und der Staatsminister Freiherr von Reck hielt an die Stände folgende Rede:

„Nur vor wenigen Jahren huldigten die hier berufenen und hier versammelten Stände von Domkapitularen, Prälaten, Grafen, Herren und Ritterschaft der Kur- und Neumark, Schlesiens und der übrigen deutschen Provinzen des Königreichs, weiland dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Könige Friedrich Wilhelm II., dessen Auge nun schon für immer geschlossen ist. Wer hat nicht mit wehmüthigem Blick an der Gruft des menschenfreundlichen Königs geweilt.

Aber erheitert wandte sich unser Auge zu dem Throne, den sein erhabener Sohn Friedrich Wilhelm III., unser jetzt regierender allergnädigster König und Landesherr, bestiegen hat. Durchdrungen von dem Gefühl seines hohen Berufs, trat er die Regierung seiner Staaten mit dem festem Vorsatze an, seine Völker zu beglücken, und die Standhaftigkeit seiner Gesinnungen ist uns Bürge er wird seinen Vorsatz erfüllen. Mit der ihm eigenen herablassenden Güte wird Friedrich Wilhelm

sich seinem Volke stets als Freund, als wohlwollender Vater bezeigen. Seine mit Milde gepaarte Gerechtigkeit wird dem Rechtschaffenen in eben dem Grade Vertrauen einflößen, in welchem sie dem Strauchelnden Schonung hoffen läßt, und nur dem Frevler furchtbar wird. Er fordert Wahrheit, sie wird ihm werth sein. Sein grader Sinn wird der auf Schleichwegen wandelnden Kabale den Zugang versperren und dem Schmeichler seinen Unwerth fühlbar machen, wenn er dem, der sich ihm redlich naht, sein Zutrauen schenket. Seine Thätigkeit für allgemeines Wohl wird den Geschäftsfleiß beleben, sein Ordnungsgeist wird über Ordnung in allen Ständen wachen, jedem derselben bemerkbar machen, daß sein Verdienst nur in der Mitwirkung zum gemeinsamen Wohl bestehe, und so muß wechselseitige Achtung und Zutrauen, Eintracht und Zufriedenheit Aller gründen.

Der Finanzen weise Verwaltung, der Staats-Einkünfte sparsame aber nützliche Verwendung wird die innere Kraft des Staats verstärken, die Mittel erzeugen, nützliche Künste zu beleben, wohlthätige Wissenschaften zu erweitern, Handel und Wandel blühend zu machen und den immer steigenden Wohlstand des Reichs zu erhalten. Durch Rechenschaffenheit, durch Mäßigung im auswärtigen Verhältniß wird er seinen Völkern die Segnungen des Friedens zu erhalten wissen. Nicht Eroberungssucht, nicht Ruhmgier wird die Fackel des Krieges über die Grenzen friedlicher Nachbarn tragen; wollte aber dennoch feindlicher Uebermuth seine Rechte frech verletzen, die Grundfeste seines Thrones angreifen, der Unabhängigkeit seiner Nation die Fesseln der Willkür bereiten, dann wird er im hohen Gefühl seiner Würde von dem Heldenmuth seiner großen Vorfahren entflammt, an der Spitze eines zu Schlachten und Sieg gewohnten Heeres von seinen tapfern Kriegern umgeben, den Ruhestörern ein Ziel stecken und seinen Völkern den

Frieden erringen. Dann zeige sich in ihrem ganzen Umfange treuer Unterthanen=Pflicht, dann verewige seinen Ruhm ein Volk, daß sich der Früchte des Friedens zu freuen, aber auch die Lasten des Krieges muthig zu tragen weiß, wenn es für König und Vaterland gilt. Dann verstumme feiges Urtheil, kein Eigennutz verstopfe die erforderlichen Hülfsquellen, keine Kraft ruhe in weichlicher Unthätigkeit, kein Tropfen Blutes müsse in edlen Adern fließen, der sich nicht willig für Friedrich Wilhelm und seiner Staaten Wohl ergösse.

„Mit solchen Gesinnungen erneuern Sie heute den Bund, der Sie mit Preußens Szepter vereinigt. Geloben Sie willigen Gehorsam, unverbrüchliche Treue dem Könige, der Sie schützt und ihre hergebrachten Rechte und Freiheiten aufrecht erhält."

Diese Rede wurde durch den Minister v. Arnim in folgender Weise beantwortet.

„Tief gebeugt durch den tödlichen Hintritt eines geliebten Königs, dessen innigster Wunsch es war, sein Volk glücklich zu machen — richtete uns der trostvolle Gedanke auf: daß Ew. Königl. Majestät den ererbten väterlichen Thron bestiegen, um jenen Wunsch in seinem ganzen Umfange zu erfüllen."

„Und noch ehe Ew. Majestät uns, aus nahen und entfernten Provinzen, an den Stufen des Thrones zu versammeln geruhten, um von uns die feierliche Wiederholung des in unserm Herzen längst geschwornen Eides der Treue und des Gehorsams anzunehmen, sahen wir schon einen so großen Theil unserer frohen Hoffnungen erfüllt.

Was sonst am Huldigungstage gewünscht wird, dafür haben wir zu danken. Was uns so eben von den Stufen des Thrones verheißen ist, das sehen wir schon in Erfüllung gehen, und das uns geschilderte edle Bild

der Zukunft ist nichts als ein treues Gemälde, welches der Redner von der Vergangenheit entnahm.“

„Heil dem Volke, das sich dem Huldigungs-Altare mit der Opferschaale des Dankes nahen kann! Heil uns, die wir zu der Zahl dieser Glücklichen gehören! Dankbar und ehrfurchtsvoll schütten wir sie am Fuße des Thrones aus — stolz darauf Ew. Majestät als unserm Beherrscher zu huldigen.“

„Nur ein Wille, nur ein Gefühl belebt uns und Alle, die uns hierher sandten. Wir wollen unsern König, unsere Verfassung und die Gesetze ehren, unter deren Schutz wir und unsere Vorfahren Sicherheit des Eigenthums, Glück und Wohlstand genossen. Wir wollen mitwirken und streben daß allgemeine Sittlichkeits der Gesetzgebung und allgemeiner Tugendeifer die Ausführung der Gesetze erleichtern. — Und sollten nicht bloß die Palmen des Friedens, sollten auch die Lorbeern des Krieges für Ew. Majestät Diadem bestimmt sein; sollten Ew. Majestät Gerechtigkeit und Mäßigung den Frieden zu erhalten nicht vermögen; so wird auch dann die Söhne und Enkel der Helden, welche unter dem preußischen Panier den Bund eines halben Welttheis vernichteten, nur ein Wille, nur ein Gefühl beleben Froh und willig werden sie mit Ew. Majestät in's Schlachtfeld eilen und gleich ihren Vätern der Welt ein großes Beispiel geben, was unter der weisen unbeschränkten Anführung eines tapfern Regenten eine vereinte Nation vermag, die ihrem Könige und ihrem Vaterlande Gut und Blut aufzuopfern entschlossen ist,

„Dies sind die Gesinnungen, dies sind die Empfindungen, welche uns und Alle, die wir in unsern Provinzen zurückließen, beseelen.

Ja, wir freuen uns eines großen, eines gnädigen, eines gerechten Königs. Seine Größe wird dem Volke Ansehen und Achtung im Auslande, seine Gnade und Gerechtigkeit Wohlstand und Zufriedenheit im Innern gewähren. Kriegerische Talente werden glänzen, ohne die Talente das Friedens zu verdunkeln. Sieggewohnte, musterhaft geübte Heere, wohl eingerichtete, zweckmäßig berechnete Finanzen, nie gehmmte unpartheiische Rechtspflege. Ordnung im Einzelnen, Harmonie im Ganzen der Staatsverwaltung, werden die unerschütterlichste Stätten des Thrones sein.

Gesegnet sei die uns so schön aufgegangene neue Sonne! Mit sanfter Milde erquickt uns ihr Morgenlicht; mit allbelebendem Feuer wird ihr Glanz am Mittag unser glückliches Vaterland erwärmen. Und wenn einst am Abend nach langem, nie umwölktem Lauf ihre wohlthätigen Strahlen sich den segnenden Blicken unserer späten Nachkommen entziehen, um andern Welten zu leuchten: dann wird die dankbare Nachwelt ihren Abglanz dort am Himmel wieder zu finden wissen, wo schon mit neu entdeckten Sonnen das schöne Gestirn Friedrich's des Großen prangt.

Geruhen Ew. Majestät die ehrfurchtsvolle Versicherung von uns anzunehmen, daß wir nicht minder bereit als schuldig sind, Ew. Königliche Majestät mit dem aufrichtigsten und redlichsten Herzen ewige, unverbrüchliche, von unsern Voreltern ererbte, längst gewohnte Treue und ganz unbegrenzten Gehorsam zu schwören.''

Jetzt trat der König auf den Balcon hinaus, welcher im Lustgarten errichtet war. Dieser ruhte auf einem halbkreisförmigen Vorsprung und ward von zwei dorischen Säulen unterstützt. Die Brüstung war mit einer karmosinrothen und mit goldenen Franzen verbrämten Draperie verhangen. Vorn befand sich auf

einem Hermelinmantel das preußische Wappen mit der Inschrift: „Jedem das Seine!" — Ueber dem Balkon krönte ein goldener Adler den Thronhimmel mit dem unterhalb angebrachten Ruf: „Gott mit uns!"

Endlich hielt der Minister von Reck auch an die im Lustgarten versammelten Deputirten der Städte eine Rede, die also lautete:

„Noch schwebt vor meiner Seele das Bild des freudigen Jubels, mit welchem die hier versammelten Magisträte und Bürgerschaften der Haupt- und Immediat-Städte aller deutschen Provinzen dieses Reiches vor 12 Jahren die Huldigung leisteten. Friedrich Wilhelm II., unser damals regierender König, auf den Ihr dabei Eure Augen gerichtet, ruhet nun dort in der väterlichen Gruft und hinterläßt uns das dankbare Andenken an seine menschenfreundliche Güte und Wohlwollen. — Friedrich Wilhelm III., sein erhabener Sohn, unser jetzt regierender allergnädigster König und Landesherr, hat den auf ihn vererbten Thron bestiegen. — Ich müßte die treue Anhänglichkeit der unter dem preußischen Scepter vereinigten Völker an ihre Regenten verkennen, nicht so oft, nicht in so verschiedenen Provinzen ein glücklicher Zeuge davon gewesen sein, wenn ich einen Augenblick zweifeln könnte, daß nicht heute Eure Freude sich noch lebhafter äußern, Euer frohlockender Jubel noch lauter ertönen würde. Was mehr, als der gesegnete Anfang dieser Regierung kann Euch die trostvolle Ueberzeugung sichern, daß Zufriedenheit und Wohlstand Euer glückliches Loos sein wird?

Sehet um Euch und vergleichet! — Ihr werdet finden, daß ich Wahrheit zu Euch rede. Wo mehr, als in den preußischen Staaten, herrscht Ordnung in den einzelnen Theilen, Zusammenstimmung im Ganzen der Verwaltung? Wo werden die Finanzen weiß-

licher geleitet, wo die Einkünfte des Staates sparsamer oder wohlthätiger verwendet? Wo finden nützliches Gewerbe mehr Unterstützung, wo der Kunstfleiß mehr Aufmunterung? Wo ist gemeinnützige Wissenschaft höher geachtet? Wo mehr, als hier, stehen die Rechte des Menschen mit den gesellschaftlichen Pflichten in besserer Uebereinstimmung? Wo mehr, als hier gilt Gleichheit vor dem Gesetz, die einzig mögliche? Wo ist mehr bürgerliche Freiheit, ohne anderen, aber auch, wenn sie sich nicht selbst zerstören soll, durchaus nothwendige Schranken, als die Gesetze? wo ist mehr Gewissensfreiheit? Wo geht der Rechtslauf einen ungestörteren Gang? Wo ist mehr Sicherheit des Eigenthums? Wo ist mehr Schutz gegen willkührliche Gewalt? Kurz, wo ist der Zugang leichter zum Throne, der Quelle alles des Guten, alles des Glücks, womit uns die Vorsehung segnet?

Ich rede zu preußischen Unterthanen, die im Besitz dieses Glückes von Zeiten der Vorväter her sind, die den Werth desselben aufgeklärt fühlen und innere Ruhe und Wohlergehen nicht leichtsinnig werden stören lassen. Nein! Euch, die Ihr ruhig geprüfet, wird der Neuerungsschwindel nicht ergreifen, Ihr werdet verrätherischen Lockungen kein Gehör geben, nicht Euren Blick an aufgestellte Scheinbilder heften, die so unerwartet sich in Furiengestalten umwandeln, frech alle Bande zerreißen, um Alle gleich elend zu machen, Einzelne mit Ungebundenheit zu täuschen und die Nation desto sichrer in Fesseln zu legen. Solche Schmach muß preußischer Staaten glückliche Bewohner nicht treffen. Ihr werdet sie abwenden durch Anhänglichkeit an Eure Verfassung, durch standhaften Muth in Gefahren, durch Treue und Ergebenheit an Euren rechtmäßigen Regenten, durch Liebe und Zutrauen zu Eurem Könige, der Euch mit Weisheit und Gerechtig-

keit, mit väterlichem Wohlwollen, Liebe und Gnade regiert, der Eure Rechte und Freiheiten aufrecht erhält, der Euch, seinen Treuen, Schutz und Liebe vesichert."

Der Präsident Eisenberg erwiederte diese Rede wie folgt:

„Der Tag der Thronbesteigung Ew. Königlichen Majestät war ein Tag der Erwartung! Preußens Unterthanen sind es seit langen Zeiten gewohnt, daß ihr Glück, ihr Ruhm und ihre Zufriedenheit von ihren Beherrschern gegründet und befördert wird. So schmerzlich ihnen der Verlust eines geliebten Regenten war, so tröstete sie die Hoffnung, in dem Nachfolger ebenfalls einen huldreichen Vater zu finden. Dieses Glück ist uns abermals zu Theil geworden, und wenige Stunden zeigten uns, daß Ew. Königliche Majestät mit dem festen Vorsatze, unser Glück zu gründen und zu befestigen, den Thron Allerhöchst Dero glorwürdigsten Vorfahren bestiegen. Die Vorsehung ward gepriesen, die uns einen neuen Monarchen schenkte, der die Größe und Güte seiner erlauchten Vorfahren in sich vereinigte. Unaufgefordert huldigten Ew. Königl. Majestät die Herzen Aller; denn sie verehrten blos die Größe und das Verdienst auf dem Throne. Die Erfahrung mehrer Monate hat diese Gefühle nicht verhindert, sondern verstärkt, indem in jeder Handlung Ew. Königlichen Majestät der Wunsch sichtbar war, Allerhöchst Dero Unterthanen zu beglücken und deren Wohl zu befördern. Das feierliche Gelübde der unverbrüchlichsten Treue und des strengsten Gehorsams, welches Namens aller Bürger wir abzuleisten bereit sind, gründet sich daher auf Wahrheit und Ueberzeugung. Die Unauflösbarkeit desselben ist also auch bei der gewissen Fortdauer dieser wechselseitigen Gesinnungen und Vorsätze mit Gewißheit zu verbürgen. So sei denn heute der Bund geschlossen, an dessen

Spitze Ew. Königliche Majestät stehen und dessen einzelne Glieder das gesammte Volk ausmachen; keiner fehlt in dieser schönen Kette, und jeder trägt aus allen Kräften zu deren Verstärkung bei! Von Eurer Königlichen Majestät dürfen wir uns mit Zuverlässigkeit versprechen, daß Allerhöchstdieselben uns mit Gerechtigkeit und Milde beherschen werden, und wir unsererseits werden es nie vergessen, daß wir nur dann auf den ehrenvollen Namen ihres Volkes Anspruch machen können, wenn auch uns Gerechtigkeit und Menschenliebe bei allen Handlungen beseelen. Mögen dann Andere sich über die beste oder bessere Form, regiert zu werden, streiten; mögen sie sich bei diesem Zanke um Meinungen unglücklich machen, wir wollen ihnen zurufen: „Völker, sehet auf uns, wir haben einen gemeinschaftlichen Vater; wir alle sind seine Kinder; er liebt uns, wir verehren ihn; lernt an unserm Beispiel wahrhaft glücklich sein! Wir sind es und wir werden es bleiben, so lange Friedrich Wilhelm und seine Nachfolger uns beherschen; mit Freuden wollen wir ihnen Treue schwören; nur der Tod allein soll uns von dieser Verpflichtung befreien, und dann sei es am Grabe noch unsere beste und einzige Lobrede: Regent und Unterthanen hielten, was sie versprachen!"

Darauf wurde der Eid vorgelesen und von der ganzen Versammlung abgelegt. Ein freudiges, von dem Donner des Geschützes begleitetes „Es lebe Friedrich Wilhelm III.!" beschloß die ernste Feier. Der König dankte durch mehrmaliges Verneigen und trat in's Schloß zurück, wo sich der Hof mit dem Ständen und Deputirten zur Tafel begab; gleich nach Beendigung derselben aber kehrte König und Königin nach Charlottenburg zurück.

Hier wurde die Königin am 13. Juli 1798 von einer Prinzessin entbunden, die in der Taufe am drit-

ten August die Namen Friederike Louise Charlotte Wlhelmine empfing. Es ist dies die jetzt regierende Kaiserin von Rußland Alexandra Feodorowna.

V. Familienleben.

Wir haben nun den König auf dem Throne gesehen — als Herrscher zugleich gerecht und milde, als Landesvater herablassend und liebevoll, — betrachten wir ihn auch als den glücklichen Gatten einer herrlichen Frau, einer Frau, die eine eben so gute Königin wie Mutter war. — Will man den Menschen im seiner wahren Gestalt erkennen, nach Geist und Herz, dann begleite man ihn aus dem stürmischen Treiben der großen Welt in den engen Kreis seines häuslichen Lebens. Was dort Beruf und Etiquette von ihm fordert und sein Wesen umschleiert, das streift er hier von sich ab, und nun tritt der innere Mensch aus ihm heraus. So auch der König und die Königin. Herabgestiegen vom Throne, glichen sie einfachen Privatleuten, die, von inniger Liebe durchdrungen, nichts von dem Zwange steifer Frömlichkeiten wissen. Oft sah man sie im Schloßgarten zu Charlottenburg unter traulichem Gespräch, Arm in Arm, ohne alle Begleitung lustwandeln, und wer sie nicht persönlich kannte, entdeckte nichts an ihnen, wodurch gekrönte Häupter sich von andern Sterblichen unterscheiden. Noch einfacher und natürlicher, als irgendwo, war ihr Leben in Paretz, wo sie im Sommer oft mehrere Tage und Wochen verweilten. Der Prediger Lehnert*) zu Falkenrehde bei Potsdam schildert dies Leben so:

*) Siehe dessen „Leben Fr. Wilh. III. zu Paretz." S. 9 ꝛc.

„Der König hatte gleich im ersten Jahre der Besitznahme von Paretz (1796), als er mit seinen Brüdern eines Sonntags dort anwesend war, und eben dem Amtmanne nach ländlicher Gewohnheit von dem Gesinde und den Amtsleuten der Erntekranz gebracht wurde, dem festlichen Aufzug von ferne zugesehen, und war, ohne weitere Kenntniß davon zu nehmen, Abends wieder abgereist.

Ein Paar Jahre darauf (1798) befand er sich mit seinem Hofe um dieselbe Zeit wieder in Paretz, und eine große Anzahl von Menschen aus der umliegenden Gegend hatte sich dort eingefunden, in der Meinung, es würde diesmal eine besondere ländliche Erntefeier Statt finden.

Der König, den die Anwesenheit so vieler Menschen allerlei Standes befremdete, erkundigte sich, was dies veranlaßt habe. Als man ihm sagte, es habe sich die Sage verbreitet, der König selbst wolle ein Erntefest geben, antwortete er: „Am nächsten Sonntage."

Erwartungsvoll sah man dem verheißenen festlichen Tage entgegen, der eine noch viel größere Volksmenge nach Paretz zog.

Nach eingenommenem Mittagsmahle, wobei die Garde-Hautboisten Janitscharen-Musik vorgetragen hatten, begab sich der König mit seinem Gästen aus dem Speisesaal in's Palais, worauf der festlich geordnete Zug unter dörflicher Musik, die reich bebänderte und geschmückte Erntekrone voran, sich vom Amte aus nach dem Schlosse in Bewegung setzte.

Sobald derselbe ankam, trat der König vor die Thür auf den Schloßplatz, wo der Zug sich in einem Halbkreise aufstellte, hörte die an ihn gerichtete Rede der Großmagd aufmerksam an und schickte diese dann mit der Erntekrone zu seiner Gemahlin und Familie in's Palais.

Jetzt begannen unter allgemeiner Fröhlichkeit die Tänze, an welchen auch die Königin freudlichen Antheil nahm; der König, in gleicher Herablassung forderte die Oberhofmeisterin von Voß auf und tanzte ebenfalls mit.

Nachdem hier mehrere Tänze ausgeführt waren, ordnete sich der Zug wieder zur Rückkehr nach dem Amte, um auf einem, vor demselben eingerichteten freien Platze sich weiter im Tanzen zu erlustigen. Der König und die Königen begaben sich in die vorderen Zimmer des Amthauses und betrachteten bei den geöffneten Fenstern mit Wohlgefallen das heitere Treiben und Wogen der fröhlichen Menge.

Das Vergnügen des Tages noch allgemeiner zu machen, ließ der König durch den Hofmarschall die mittlere Klassen der Hofleuten im Eßsaale zum Tanz versammeln, und viele von den sich eingefundenen Fremden aus dem gebildeteren Stande zur Theilnahme daran einladen, erschien nach dem Abendessen auch selbst in der Mitte der Tanzenden und dankte für die angenommene Einladung. Der Ball, wozu die Garde-Hautboisten die Musik ausgeführt hatten, endete hier um 11 Uhr.

Dies war der zufällige Anfang eines Erntefestes, das von jetzt an alle Jahr in ganz gleicher Weise zu Paretz gefeiert und mit jeder Wiederkehr immer zahlreicher besucht wurde.

In seiner Vielseitigkeit und durch die Menge der Buden erhob es sich bald zu einem wahren Volksfeste, das seinen eigenthümlichen Reiz in der Anwesenheit des Königs und der Königin hatte, die, aller Hoheit sich entäußernd, in freundlicher Herablassung unter den fröhlichen Schaaren umherwandelten und nirgends die allgemeine Freude störten und hemmten, wohl aber mehrten und förderten.

So geschah es öfters, daß die Königin halbe, wohl ganze Buden mit Eßwaaren auskaufte, sie in Körben herumtragen und unter Jung und Alt vertheilen ließ, oder in Würfelbuden eine Menge Loose ausnahm und zum freien Ausspielen für ärmere Kinder bezahlte.

Einige Auszeichnung vor den früheren erhielt die ländliche Feier des Erntefestes im Jahre 1802, wo der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin mit seiner Gemahlin Helena, Großfürstin von Rußland, zum Besuche der königlichen Familie, die schon seit drei Wochen hier verweilte, nach Paretz gekommen war.

Die Königin hatte sämmtliche Kinder des Orts, Knaben und Mädchen, neu kleiden lassen; diese gingen dem Zuge, der die Erntekrone überbrachte, festlich geschmückt voran, stellten sich, während die Dorfmusik spielte, zu zwei Seiten an der Thür des Schlosses auf und traten, nachdem die Rede gehalten und die Krone überreicht war, zur Königin, die sie liebreich um sich sammelte und mit großer Freundlichkeit ihren Dank entgegen nahm.

So wurde Paretz für Beide ein Lieblingsort, an welchem sie stets die gewünschte Zufluchtsstätte fanden und Tage und Wochen in ungetrübter Zufriedenheit verlebten.

Um durch nichts in dem heitern Genusse des ländlichen Aufenthalts gehemmt und beengt zu werden, entfernten sie hier Alles, was die Hof-Etiquette Steifes und Zwängendes herbeiführt, und umgaben sich nur mit solchen Personen, die ihren Herzen verwandt waren und gleiche Gesinnungen mit ihnen theilten.

In dieser Uebereinstimmung der Gemüther und einer freien leichten Bewegung, die ohne Verletzung der reinen Sitte und schuldigen Ehrerbietung, Allen gestattet war, fühlte sich Jeder so behaglich und wohl, daß bei aller Einförmigkeit der Freuden und Ergötzun-

gen, welche das kleine Paretz in seiner Abgeschiedenheit darbieten konnte, für den König und die Königin wenigstens nie ein Ueberfluß oder eine Leere eintrat, und sie inmitten der sie umgebenden ländlichen Natur den glänzenden Hoffesten und Zerstreuungen in der Residenz gern entsagten.

Als eine fremde Fürstin einst in Paretz die Königin fragte, ob sie denn bei ihrem oft wochenlangen Aufenthalt an diesem einsamen Orte sich nicht zu Zeiten langweile, gab sie die charakteristische Antwort: „Ach nein; ich gefalle mir als gnädige Frau von Paretz.

Und diese Frau mit dem Herzen voll herablassender Liebe war die Königin von Preußen. Welch ein schöner Ruhm, dies sagen zu dürfen! Maria Theresia war eine große Kaiserin, so unumschränkt auf dem Throne, daß sie selbst ihrem Gemahl keinen Antheil an der Regierung gestattete; aber sie war ihrem Volke keine so liebevolle Mutter, wie es Louise ihren treuen Preußen war. Doch ihr Andenken wird nie erlöschen; denn ihr Namen steht mit Flammenzügen in den Tafeln der Geschichte eingegraben.

VI. Staatsmänner.

Durchdrungen von der Liebe zu seinen Unterthanen und beseelt von dem festen Vorsatze, sie glücklich zu machen, hielt es Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung für unumgänglich, die Männer, denen er nicht traute, vom Staatsruder zu entfernen und dies geprüftern Händen zu übergeben. Nun befanden sich beim Regierungsantritt des Königs im Cabinet die Obersten von Köckeritz, von Zastrow und die Geheim-Räthe Menken und Lombard.

Der Oberst von Köckeritz und seine Stellung im Cabinet sind dem Leser schon bekannt. Der Oberst von Zastrow war dagegen General-Adjutant des Königs und ihm der Vortrag der Militair-Angelegenheiten zugetheilt. Er war bei reicher Lebenserfahrung ein ernster, in seinem Fach aber dennoch gewandter Mann.

Der Geheimerath Menken (Anastasius Ludwig) war dem Könige zu diesem wichtigen Posten von Köckeritz empfohlen worden, und schon hieraus läßt sich auf seinen Character schließen. Menken, dessen Vorfahren sich bereits Ruhm erworben hatten, war schon während der Regierungszeit Friedrich's des Großen durch den Minister Herzberg in der geheimen Kanzlei angestellt (1776) und später in Gesandschafts-Angelegenheiten an den schwedischen Hof gesendet worden. Von hier wurde er, da er den Hauptzweck seintr Sendung: zur Versöhnung König Gustav's **III.** mit der Königin Mutter mitzuwirken, glücklich erreicht hatte, nach Berlin zurückberufen und von Friedrich **II.** noch ferner in auswärtigen Angelegenheiten verwendet. Unter Friedrich Wilhelm **II.** wurde Menken weniger beschäftigt und als er beim rheinischen Feldzuge, auf welchem er eine Zeitlang den König begleitete Gesinnungen äußerte, die mit denen des Königs nicht ganz übereinstimmten, verlor er die Gunst desselben gänzlich, worauf er nach Potsdam zurückgeschickt und seitdem fast gar nicht mehr beschäftigt wurde. Zufrieden mit seinem Schicksal, benutzte Menken die ihm gewordene Muße zu fleißigen Studien und war nicht wenig überrascht, als er sich, nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's **III.**, plötzlich mit dem höchsten Vertrauen des von ihm hochverehrten jungen Monarchen beschenkt sah. In der That hatte der König das höchste und begründetste Zutrauen zu Menken, dessen Stellung im Cabinet allerdings

auch die wichtigste war, denn er hatte den Vortrag der innern Angelegenheiten der Polizei, der Finanzen, der Justiz, der Gnadengewährungen ꝛc., demnach ein Departement, das eben so groß an Umfang, als an Wichtigkeit war. Der edle Menken blieb indessen nicht lange im Amte, da ein unheilbares Halsübel ihn zwang, sich von anhaltender Thätigkeit zurückzuziehen; doch auch jetzt noch zog ihn der König öfter zu Rathe, sobald er in wichtigen und zweifelhaften Fällen die Meinung eines erfahrenen und redlichen Rathgebers zu hören verlangte. Sein Nachfolger war der Kammergerichtsrath Beyme. Der König hatte diesen Mann schon als Kronprinz bei einem Besuch des Kammergericht kennen gelernt, indem er damals zufällig einen Vortrag von ihm hörte. Er wählte ihn deshalb selbst zum Geheimen Cabinets-Rathe.

Carl Friedrich von Beyme ist zu Königsberg in der Neumark den 10. Juli 1765 von bürgerlichen Aeltern geboren; sein Vater war Regiments-Chirurgus in dem dortigen Regimente des Prinzen Wilhelm von Braunschweig, und er starb, als dieser sein Sohn erst 5 Jahre alt war. Den ersten Unterricht fand der Knabe in den Schulen zu Soldin und Königsberg. Beyme's Mutter, der die Söhne mehr noch, als der Schule zu verdanken hatten, war eine Frau von hellem Kopfe, von lebendigem Rechtsgefühl, von entschiedenem Character. Praktisch und mit ihrem Streben einsichtig auf das Wirkliche gestellt, wollte sie, daß ihre Söhne in dem öffentlichen Unterricht das Nöthige erlernten, ohne sich zu Hause weiter bei den Büchern aufzuhalten; vielmehr sollten sie die schulfreie Zeit dazu verwenden, sich bei Handwerkern umzusehen und zu versuchen, um das Leben und seine Forderungen auch von dieser Seite sich bekannt zu machen. Diese volksthümliche Richtung leitete zur richtigen Erkenntniß

der Wirklichkeit hin, die beschränkte wissenschaftliche Neigung fachte dieselbe, als verbotene Frucht, als freie Wahl, nur noch kräftiger an und die Söhne bildeten in sich früh und unbewußt die sichere Klarheit des Charakters aus.

Auf dem Waisenhause in Halle setzte Beyme die Vorbereitungswissenschaften fort. Er fand in den Francke'schen Stiftungen, deren Gönner er seitdem verblieben, keinen Zwang in Sachen des Gewissens, und es entwickelte sich hier die religiöse Freiheit so in ihm, daß des Jünglings kirchliche Gesinnung noch des Greises Ueberzeugung und Bekenntniß war. Gleichgesinnte, die mit Beyme das Waisenhaus, auch zum Theil die Universität besuchten, standen ihm als Freunde, als Vertraute durch alle heitern und trüben Tage eines halben Jahrhunderts hindurch nahe, so verschieden ihre spätern Bahnen gingen. Beyme widmete sich den Rechten, aber die Lehrer seiner Fakultät zogen ihn gar wenig an; selbst Nettelbladt, der viel Gerühmte. genügte ihm nicht. Dafür boten die Philosophen und Historiker, auch Semler, der Kirchengeschichtsforscher, Wünschenswürdiges. Der eigene Fleiß umfaßte die Werke won Hugo Grotius mit unablässiger Anstrengung, mit so glücklichem Erfolge, daß die Studien, welche die eigentliche Lebensaufgabe waren, sich rasch und glücklich daran knüpfen ließen.

Den 22. Mai 1784 ward Beyme in Berlin als Referendar vereidet, sein Examen ward ein glänzendes genannt; der einzige Unzufriedene war er, der die Art der Prüfung unzweckmäßig fand, weil er von sich selbst und der Welt mehr forderte.

Denn 10. Juli 1788 ward Beyme als Kammergerichts-Assessor vereidet, und an demselben Tage, seinem 33sten Geburtstage, auch zum Mitarbeiter an der Redaction des allgemeinen Gesetzbuches, unter dem Vor=

sitze des ehrwürdigen Nestors preußischer Juristen, des Herrn v. Grolmann, ernannt.

Der 14. September 1791 ward Beyme Kammergerichtsrath. Der jüngste Kammergerichtsrath war damals Censor, auch zu den Examinatoren gehörte er; und der wahrhaft wissenschaftlich gebildete Mann, der Freund gelehrten Fleißes, wußte beiden Aemtern würdigst zu genügen. Was Beyme als Richter dem Gerichtshofe war, bleibt einer spätern Geschichte vorbehalten. Ein Zeugniß seiner juristischen Gesinnungen ist gedruckt, es ist das schöne Gutachten, welches er als Mitglied der Criminal-Deputation des Kammergerichts verfaßte: über die Zwangsmittel bei Untersuchungen zur Erreichung von Geständnissen. Beyme hielt dafür, daß in der künftigen allgemeinen Criminal-Prozeßordnung nicht nur die Tortur ohne alle Ausnahme, sondern auch überhaupt der Gebrauch aller und jeder Zwangsmittel zu untersagen sei.

Lombard, von niederer Herkunft, hatte unter Friedrich dem Großen die Stelle eines Cabinets-Secretairs bekleidet, war aber bei Friedrich Wilhelm II., dessen besondere Gunst er erlangt hatte, zu dem Range eines Geheimen-Cabinetsrathes gestiegen. Als Friedrich Wilhelm III. die Regierung antrat, ward Lombard's Stellung eine zweifelhafte; der König zögerte lange, ihm sein Vertrauen zu schenken, vielmehr hielt er ihn beständig in einer gewissen Entfernung, und zog ihn erst später näher an sich, als er zu fernerem Mißtrauen keinen Grund mehr zu haben glaubte; dennoch hat Lombard in der Folge das Vertrauen des Königs wieder verloren. Lombard war kränklich und daher zu anstrengenden Arbeiten eben so wenig fähig als geneigt, dabei weder sehr unterrichtet, noch besonders scharfblickend in der Politik; aber er besaß viele Gewandheit im Benehmen und Lebhaft-

tigkeit in der Conversation, namentlich in der französischen Sprache, die er sehr fertig sprach. Seine Stellung im Cabinet war die unbedeutendste, weil der König die auswärtigen Angelegenheiten meist mit dem Minister selbst berieth.

Von den Ministern erwähnen wir der Reihe nach:

1) Schulenburg-Kehnert. — Er ward im Jahre 1743 auf dem Schlosse Kehnert an der Elbe geboren, erhielt seine Erziehung auf dem Altstädter Gymnasium zu Brandenburg, bezog später die Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg, kam im Jahre 1756 auf die Ritteracademie zu Brandenburg und trat endlich noch während des siebenjährigen Krieges als Cornet in das damalige Kürassier-Regiment „von Ilow" ein. Im Jahre 1764 nahm er seinen Abschied und lebte bis zum Jahre 1766 zu Stendal. Hier war er von den Ständen des Salzwedelschen Kreises zum Landrath und zwei Jahre später zum Vice-Director der Magdeburger Kriegs- und Domainen-Kammer ernannt. Wieder zwei Jahre später, im 29sten seines Lebens, wurde er zum Stellvertreter und Nachfolger des Ministers von der Hagen berufen. Er bekleidete nunmehr nach und nach die Stellen eines wirklichen Geheimen Staatsraths, eines Vicepräsidenten und dirigirenden Ministers beim General-Directorium u. s w. In diesen so verschiedenen und wichtigen Stellungen erwarb er sich das Vertrauen Friedrich's des Großen in einem so hohen Grade, daß dieser ihn beim Ausbruche des baierschen Erbfolgekrieges zum Kriegsminister mit der unumschränkten Diposition über alle Kriegskassen ernannte. Im Jahre 1782 machte ihn der König zum Chef der Seehandlung und zwei Jahre spater schenkte er ihm den schwarzen Adlerorden.

Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in den Grafenstand, aber dessen ungeachtet zog er sich einige Zeit

auf seine Güter zurück, trat jedoch im Jahre 1790 als General-Lieutenant und dirigirender Präsident des eben organisirten Ober-Kriegs-Collegiums wieder in den activen Dienst, und wurde 1791 zum Cabinets-Minister ernannt. Er zog sich jedoch nach Beendigung des Feldzuges am Rhein abermals auf seine Güter zurück, bis ihn endlich Friedrich Wilhelm III., kurz nach dem Antritt seiner Regierung nach Berlin berief und ihm die wichtige Stelle eines General-Controlleurs der Finanzen ertheilte.

2) Christian Heinrich Karl Graf von Haugwitz. — Er war im Jahre 1758 in Schlesien geboren und genoß eine seinem Stande würdige Erziehung. Bei einem ausgezeichneten Geiste war in ihm eine gewisse empfindsame Gemüthsart vorherschend, die ihn still und nachdenkend machte. Nachdem er in Göttingen gründlich studirt hatte, unternahm er eine Reise nach Italien, und trat in Toscana mit dem nachherigen Kaiser Leopold II. in ein vertrautes Verhältniß. Nach seiner Rückkehr wählten ihn die schlesischen Stände zum General-Landschafts-Director, woduch sie ihm einen Beweis ihrer Achtung geben wollten.

Leopold bestieg Joseph's Kaiserkrone. Seine Pläne, welche auf die Unterdrückung der Unruhen in Frankreich, durch Hülfe der großen Mächte, gerichtet waren, fanden in Berlin, wo der unversönliche Gegner Oestreichs, Graf von Herzberg, an der Spitze des Cabinets stand, wenig Anklang. Der Kaiser vermeinte, daß der preußische Gesandte am Wiener Hofe, Baron Jacobi-Klöst, ihm dabei hinderlich sei; er machte daher Friedrich Wilhelm II. auf seinen Freund Haugwitz aufmerksam und ersuchte ihn, den bisherigen Gesandten abzurufen und diesen als solchen nach Wien zu senden. Herzberg hatte seine Feinde, welche diese

willkommene Gelegenheit benutzen, ihn zu stürzen; sie bewogen daher den König, auf die Bitte des Kaisers einzugehen.

Darauf befahl Friedrich Wilhelm II. dem Grafen Haugwitz, als Gesandter Preußens nach dem Wiener Hofe abzugehen. Der Graf schützte aber Unkenntniß mit den diplomatischen Verhältnissen vor und suchte sich der ihm zugedachten Ehre zu entziehen. Doch nach dem wiederholten Befehl seines Königs erkannte er, daß er die Gnade beider Monarchen verscherzen würde, wenn er sich länger weigere, und erklärte nun, daß er zwar den Gesandschaftsposten annehmen, aber auf jedes Gehalt Verzicht leisten wolle, indem er in Wien aus eigenen Mitteln mit einem Aufwande leben könne, wie es der Würde seiner Nation angemessen sei. So trat der Graf v. Haugwitz die diplomatische Laufbahn an.

Jetzt gestaltete sich das Verhältniß beider Höfe anders. Herzberg sah sich bald genöthigt, gegen seine Ueberzeugung zu handeln, und trat deshalb vom Schauplatze seines Wirkens ab. Nun schloß Friedrich Wilhelm II. mit Leopold II. den Pillnitzer Vertrag; die Folge desselben war der unglückliche Feldzug in der Champagne und die nutzlosen Kämpfe am Rhein. Indeß schenkte der König dem Grafen v. Haugwiß sein ganzes Vertrauen und übertrug ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, jedoch unter der obersten Leitung des Grafen v. Finkenstein. In dieser Stellung suchte Haugwitz Preußens Würde bei allen zweifelhaften Verhältnissen zu bewahren, und es als die Macht zu erhalten, welche in der politischen Waage den Ausschlag gab. Dafür belohnte ihn Friedrich Wilhelm II. mit dem schwarzen Adlerorden und schenkte ihm bedeutende Güter in Südpreußen. Friedrich Wilhelm III. änderte in der Stellung des

Grafen vorläufig nichts, obgleich es seinem Scharfblick nicht entging, daß Haugwitz eine besondere Zuneigung zu Frankreich hege, dessen Machthaber ihm zu schmeicheln wußten. Dies dauerte jedoch nur bis zu dem Augenblick, wo Friedrich Wilhelm diese gefährliche Nachbarschaft erkannte, ein anderes System ergriff und dadurch den Grafen Haugwitz, dessen friedlicher Charackter gegen die entgegengesetzte Meinung keinen ernsten Widerstand gestattete, bewog, dem Baron von Hardenberg, dessen Ansichten mit denen des Königs mehr übereinstimmten, das Feld zu räumen und sich auf seine Güter zurückzuziehen.

3) Graf von Finkenstein, zur Zeit der erste Staats- und Cabinets-Minister. Er war geboren im Jahre 1714, begannn seine diplomatische Laufbahn im 21sten Jahre seines Lebens mit dem Gesandtschaftsposten am Hofe zu Stockholm, und ward, nachdem er nach und nach in Kopenhagen und Petersburg Gesandter gewesen und im Auftrage Friedrich's des Großen in wichtigen Unterhandlungen zu Georg II. von England gegangen war, bereits im Jahre 1749 zum Staats- und Cabinets-Minister ernannt, welchen Posten er seitdem länger als 50 Jahre verwaltete. Friedrich der Große liebte und ehrte ihn wie einen Freund, und schenkte ihm kurz vor seinem Tode mit den Worten: „Fink, wir werden uns bald trennen müssen; behalt' Er mich im Andenken!" eine prachtvolle, mit Brillanten besetzte Dose, im Werthe von 12,000 Thalern. Darauf genoß er die Gunst Friedrich Wilhelm's II. und das Vertrauen Friedrich Wilhelm's III. in gleichem Grade, obwohl man bei seinem hohen Alter nicht mehr allzugroße Forderungen an ihn machen konnte. Allein das Jahr 1800 setzte seinem ruhmreichen Leben ein plötzliches Ziel. Am 3. Januar ließ er sich nämlich Vormittags zwei Stun-

den lang von seinem Secresair Depeschen vortagen und unterzeichnete diese; dann ließ er seinen Kammerdiener kommen, zahlte demselben die Summe aus, welche er beim Beginn jedes neuen Jahres an die Armen zu geben pflegte, und ließ das Geld in seiner Gegenwart verpacken, um es den betreffenden Behörden zur Vertheilung zu übersenden. Als der Kammerdiener ihm endlich sagte, daß im Vorzimmer ein Armer warte, welcher bisher auch alljährlich ein Geschenk erhalten habe, ging der Minister sogleich zum Schrank und gab dem Diener das bestimmte Geld, mit welchem sich dieser entfernte, um es dem Armen einzuhändigen. Allein wie erschrak der Diener, als er wenige Augenblicke darauf zurückkehrte und seinen Herrn todt im Lehnsessel sitzend fand. Der Tod hatte den ruhmgekrönten Greis, wie zum Lohne für sein thatenreiches schönes Leben, schnell und schmerzlos hinübergeführt in eine bessere Welt.

4) Karl August Baron v. Hardenberg. — Er war geboren zu Hannover am 31. März 1750 und genoß eine äußerst sorgfältige Erziehung, verbunden mit einer eben so guten Schule. Seine Studien begann er zu Göttingen und vollendete sie in Leipzig. Von der Academie zurückgekehrt, arbeitete er in seinem Vaterlande im Fache der Justiz und der Verwaltung; indeß war ihm das amtliche Leben noch zu eng, er nahm also seinen Abschied und ging auf Reisen. Nachdem er England, Frankreich und Holland gesehen, begab er sich nach Wetzlar. Hier war durch den Kaiser Joseph so eben eine Visitation des Reichs-Kammergerichts verordnet, und es fand sich nun eine Menge von jungen geistvollen Männern ein, die bei den hier versammelten großen Juristen Belehrung suchten. Natürlich ließ auch Hardenbrg keinen Augenblick vorübergehen, seine Kenntnisse zu erweitern.

Zu einem gleichen Zwecke begab sich der junge Mann nach Regensburg, dem Sitze des Reichstages; man betrachtete diesen als die Academie der Geschäftskunde. Hier blieb Hardenberg ein ganzes Jahr; dann ging er nach Berlin, um Friedrich's des Großen Regenten-Grundsätze und die vorzüglichen Einrichtungen seiner Verwaltung kennen zu lernen.

Im Jahre 1778 ward er Geheimer Kammer-Rath in Hannover, indeß entzweite er sich mit dem Herzoge von Walis, der ihn bewog, im Jahre 1782 die hannöverschen Dienste für immer zu verlassen. Darauf nahm ihn der Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig in seine Dienste, ernannte ihn zum wirklichen Geheimen-Rath im Ministerio und schenkte ihm sein volles Vertrauen. — Er war es, der das Testament Friedrich's des Großen, welches derselbe in Braunschweig niedergelegt hatte, nach Berlin überbrachte; hier ward er dem Könige Friedrich Wilhelm II. bekannnt, und je länger Hardenberg in Berlin verweilte, je mehr gewann er die Gunst des Königs.

Als nun Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1790 die Fürstenthümer Anspach und Baireuth erwarb, bat er den Herzog von Braunschweig, ihm den Baron v. Hardenberg für diese Länder als Minister abzutreten Der Herzog willigte ein und Hardenberg kam so in preußische Dienste. Bald darauf, am 16. Januar 1791, wurde von dem Markgrafen von Baireuth der eigentliche Abtretungs-Traktat unterzeichnet und Hardenberg zum Königlich Preuß. wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsminister ernannt. Im Februar 1792 empfing er im Namen seines Königs in den fränkischen Fürstenthümern die Erbhuldigung und führte dort die preußische Verfassung ein. Endlich ernannte ihn der König zum Ritter des rothen Adlerordens und zum Cabinets-Minister.

Im Jahre 1795, als der Graf von Golz in Basel plötzlich starb, sandte ihn der König dorthin, wo er, wie oben schon erwähnt, mit Bartelemy, dem französischen Gesandten, die vom Ersteren begonnenen Friedensunterhandlungen fortsetzte und durch den Abschluß des Baseler Friedens dem preußischen Staate Ruhe und Hülfe in seinen Finanzverlegenheiten erwarb. Der König verlieh ihm als Lohn dafür den schwarzen Adlerorden.

Jetzt setzte er die Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer fort, was um so schwieriger war, als sie dem Schauplatze des Krieges nahe lagen, und französische Truppen-Durchmärsche leiden mußten, welche zu gestatten Preußen sich verbindlich gemacht hatte. Dennoch brachte er die Organisation der Länder nach preußischer Verfassung zu Stande, mediatisirte die dortige Reichs-Ritterschaft und beseitigte die verschiedenen Grenzstreitigkeiten mit den benachbarten Fürsten. — Friedrich Wilhelm III. rief ihn bei seiner Thronbesteigung nach Berlin und zog ihm hier sehr bald einen großen Wirkungskreis. —

Dies waren die bedeutendsten Männer, in deren Hände Friedrich Wilhelm III. bei seinem Regierungsantritt das Staatsruder legte. Aber wir haben im Eingange dieser Rubrik gesagt, daß es der König für unumgänglich nöthig hielt, die Männer, denen er nicht traute, von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu entfernen. Dazu gehörte zuerst der Minister von Wöllner nebst seinen Vertrauten, dem Ober-Consistorial-Rath Hermes und dem Geheim-Rath Hillmer, deren Herkommen und spätere Wirksamkeit wir keiner Erwähnung werth hatten. Dann ist der General v. Bischofswerder zu nennen, der, aus einem armen adligen Geschlecht in Sachsen stammend, den 7jährigen Krieg mitgemacht und endlich im

Jahre 1779 in der Suite Friedrich's des Großen eine Anstellung erhalten hatte. Hier lernte ihn der Prinz von Preußen kennen und machte ihn zu seinem General-Adjutanten und vertrautesten Gesellschafter. Als darauf der Prinz den Thron bestieg, hob er diesen Mann rasch von Würde zu Würde empor und schenkte ihm das vollste Maß seiner Gunst. Bischofswerder war von verschlagenem Charakter, vorsichtig und zurückhaltend: daher war er immer sicher, daß man ihm keines Vergehens überführen konnte, weil er nie die Absicht zu einem solchen hatte blicken lassen. Allein Friedrich Wilhelm III. blickte viel zu tief, als daß er durch diesen Schein von Unsträflichkeit hätte getäuscht werden können, und bewog den Herrn von Bischofswerder, seinen Abschied zu nehmen. — An die Stelle Wöllner's berief der König den bisherigen Regierungs-Präsidenten von Massow aus Stettin, welcher die geistlichen Angelegenheiten ganz im Sinne seines erhabenen Herrschers leitete; und Bischofswerder wurde durch den Oberst von Köckeritz überflüssig. —

Die übrigen, im Laufe der Geschichte bereits erwähnten Minister waren sämmtlich verdienstvolle Männer, von denen jedoch nur einige in's 19. Jahrhundert hinüberlebten; Struensee, Heinitz und Schrötter machten durch ihren, in kurzen Zeitraumen auf einander folgenden Tod andern, bis dahin unmittelbar unter den Augen des Königs lebenden Männern Platz. Diese aber werden wir erst in den nachfolgenden Blättern zu schildern suchen.

VII. Regentensorge.

Der rastlose Eifer, mit welchem Friedrich Wilhelm III. das Glück seines Volkes zu begründen strebte,

konnte durch kein Ereigniß, selbst durch die Huldigung nicht unterbrochen werden Sein Auge durchdrang alle Zweige der Verwaltung, und ihm entgingen weder die Mängel im leiblichen, und die Bedürfnisse im geistigen Zustande seiner Unterthanen. Ganz richtig erkannte in aber, daß eine Beseitigung der letzteren die Aufhebung der ersteren zur Folge haben müsse, und richtete deshalb sein Hauptaugenmek auf die Verbesserung der Schulen, weil, wenn der Mensch einen gewissen Grad geistiger Ausbildung gewonnen hat, er auch die Mittel findet, für sein leibliches Wohl zu sorgen. Kaum war Friedrich Wilhelm also von Königsberg zurückgekehrt, so erließ er an den Staatsminister von Massow folgende Cabinetsordre:

,,An den Staatsminister von Massow.

Es kann Euch nicht entgangen sein, daß Ich das Schulwesen in Meinen sämmtlichen Staaten als einen Gegenstand, der alle meine Aufmerksakeeit und Fürsorge verdient, betrachte. Unterricht und Erziehung bilden den Menschen und den Bürger und beides ist den Schulen, wenigstens in der Regel, anvertraut, so daß ihr Einfluß auf die Wohlfahrt des Staats von der höchsten Wichtichtigkeit ist. Dies hat man längst anerkannt und dennoch hat man sonst ausschließend blos auf die sogenannten gelehrten Schulen die Sorgfalt verwandt, die man bei weitem mehr den Bürger- und Landschulen schuldig war, sowohl wegen der überwiegenden Menge der ihrer bedürfenden Unterthanen, als um deswillen, weil bisher, einzelne Versuche ausgenommen, gar nichts dafür geschehen war. Es ist also endlich einmal Zeit, für zweckmäßige Erziehung und Unterricht der Bürger- und Bauerkinder zu sorgen. Der dabei zum Grunde liegende Zweck kann kein anderer, als der sein, sie zu künftigen gutge-

sinnten, gehorsamen und fleißigen Bürgern und Bauern zu bilden, darnach muß die Materie des Unterrichts sorgfältig bestimmt werden. Außer, daß für die neuen Provinzen der Unterricht in der deutschen Sprache hinzukommen muß, und daß die Verschiedenheit der Religion den Religions-Unterricht unterscheidet, muß für alle Provinzen eine Einförmigkeit Staat finden, die dem zu entwerfenden Plane nicht zum Vorwurf gereichen kann. Ueber die so bestimmte Materie ist für zweckmäßige faßliche Schulbücher und sodann für gute Lehrer, die in Seminarien gebildet worden, zu sorgen. Dann muß der gegenwärtige Zustand der Schulen untersucht und die Art und Weise ihrer Reform ausgemittelt werden. Es ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß sehr viele der jetzt sogenannnten gelehrten Schulen, weil sie an sich überflüssig und unzweckmäßig eingerichtet sind, zu bloßen Bürgerschulen reducirt werden müssen. Nächstdem muß man die bisherigen Fonds zu diesen Schulen ausmitteln, die künftig nothwendigen Kosten berechnen, und wenn, wie zu vermuthen, die bisherigen Fonds dazu nicht hinreichen, neue Quellen zur Ergänzung derselben aufsuchen. Sie werden sich z. B. im Schulgelde, fixirten Beiträgen der Kämmereien und Gutsherrn u. s. w. finden lassen, und am Ende muß der Staat selbst zutreten, um das Fehlende, so weit es nur immer die Umstände verstatten, zuzuschließen. Mit allem diesen, werdet Ihr selbst einsehen, muß nach einem festen durchdachten Plane verfahren werden, und Ich trage Euch die Besorgung desselben als Chef des Ober-Schul-Collegiums auf. Eure entschiedenen Verdienste und Euer Eifer für das allgemeine Beste berechtigen Mich zur der gegründetsten Hoffnung, daß Ihr Alles, was in Euren Kräften steht, aufbieten werdet, Meine landesväterliche Absicht in Erfüllung zu bringen. Ich zweifle daran auch um so weniger, als Euch die Thä-

tigkeiten und Einsichten so vieler verdienstvoller Männer des Ober-Schul-Collegii, der Ober-Consistorii und der Provinzial-Consistorien zur Seite stehen, die eine Angelegenheit, wovon das Wohl und Weh aller kommenden Generationen abhängt, gewiß nicht mit Kälte behandelt werden. Auch könnet Ihr, wie alle diejenigen, welche zur Erreichung Meines Zweckes vorzüglich beförderlich sein werden, Euch Meiner höchsten Gnade versichert hatten. Ich verbleibe

Euer wohlaffektionirter König

Friedrich Wilhelm."

Charlottenburg, den 3. Juli 1798.

Dieselbe Sorge trug der König für die Kinder der Soldaten, nur mit dem Unterschiede, daß er die Bedingung stellte: die Lehrer in den Garnisonschulen sollten den Unetrricht nicht zu hoch hinauftreiben, indem das Bekanntwerden mit den höheren Wissenschaften für sie, die künftig in den Stand ihrer Väter übergingen, sehr nachtheilig werden könnte, da diese Halbgelehrsamkeit in der Regel Unzufriedenheit mit den Verhältnissen erzeuge, in denen Jeder lebe. Doch nicht allein auf die Kinder der Soldaten, sondern auch auf diese selbst richtete der König seine Aufmerksamkeit. Es war ihm nämlich nicht entgangen, daß deren Gehalt an baarem Gelde bis dahin zu geringe war und in einem Mißverhältniß mit den Preisen der Lebensmittel stand; deshalb erließ er unterm 25. Januar 1799 eine Verordung, worin er erklärte, daß er die Nothwendigkeit einsähe, seine Krieger von 1. Juni c. besser zu verpflegen. Um diese Mehrkosten aufzubringen, sei künftig Jeder gehalten die auswärtigen Waaren, welche von außerhalb eingeführt würden, zu versteuern, und jede bisherige Befreiung, welche einzelne Stände und Staatsbürger genossen hätten, sollte aufgehoben sein. Auch die

oft erneuerten Befehle, dienstunfähige Krieger mit Civil-Aemtern zu versorgen, wurden unterm 30. Juli in Erinnerung gebracht und verschärft. — Für die Subaltern-Officiere der Armee war unterm 8. October 1798 eine Verordnung erschienen, nach welcher sie bei ihrer Verheirathung ein Einkommen von 600 Thlrn. jährlich nachweisen sollten, widrigenfalls ihnen der Consens verweigert werden müßte. Gehen wir indeß zu wichtigeren Dingen über, die den König mehr und mehr mit ernsten Sorgen erfüllten.

Der Congreß zu Rastadt währte noch immer fort, ohne daß man zu einem genügenden Resultat gelangen konnte. Die Forderungen der französischen Gesandten bewiesen nur zu klar, daß die Regierung Frankreichs lieber Krieg als Frieden wünsche. England benutzte dies und vermochte Oestreich, dem zwischen Rußland, England und der Pforte geschlossenen Bunde gegen Frankreich beizutreten. Bald gab sich dies in gegenseitigen Neckereien auf den Gränzen zu erkennen. Es rückten östreichische Truppen in die Nähe von Rastadt, und der Commandeur derselben erklärte: „er könne über die ungestörte Sicherheit des Congresses keine beruhigende Antwort geben." Der Congreß löste sich in Folge dessen auf, aber zwei der französischen Gesandten wurden bei ihrer Abreise am 28. Apil 1799 unweit Rastadt ermordet. Damit war der Krieg zwischen Oestreich und Frankreich entschieden. Nun versuchten die Verbündeten alles Mögliche, den König von Preußen zu bewegen, ihrem Bunde beizutreten; aber die an ihn entsendeten Unterhändler von Rußland und Oestreich mußten Berlin verlassen, und weder Versprechungen noch Drohungen vermochten die Festigkeit des Königs zu erschüttern. Seine Erklärung war einfach aber bestimmt: — daß er dem seit dem Baseler Frieden angenommenen Systeme treu bleiben, und nichts

auf der Welt ihn davon abbringen werde. Darauf begann der Krieg auf's Neue.

Doch von allen Feldzügen, welche die Franzosen gegen Deutschland unternommen haben, war derjenige von 1799 der unglücklichste. Sie verloren ganz Italien wieder, in der Schweiz reihte sich Niederlage an Niederlage, und von Deutschlands Boden wurden sie über den Rhein zurückgeworfen. Da überzeugten sich Frankreichs Machthaber, daß ihr Heil nur in der Hand des Einen liege, der in den Einöden Syriens und bei den Pyramiden kämpfte und nicht ahnte, daß der Congreß in Rastadt aufgehoben und alle Früchte seiner Siege verloren gegangen seien. Sobald er durch seinen Bruder Lucian davon Kunde erhielt, verließ er das Heer von Aegypten und begab sich zu Schiffe nach Frankreich. Ein Wunder war die Schnelligkeit seiner Reise, aber ein noch größeres Wunder sein Entkommen mitten durch die englischen Kreuzer, welche das mittelländisch Meer bedeckten. Schon am 9. October 1799 landete Napoleon Buonaparte in Frejus, und 8 Tage darauf empfingen die jubelnden Pariser den zurückgekehrten Helden, von welchem sie die Wiederherstellung des französischen Waffenglücks erwarteten. Es schien für Frankreich ein schon erloschener Stern wieder emporgeflammt zu sein, und selbst die Muthlosesten schöpften neue Hoffnung.

Während das Glück aber Napoleon Bonaparte den englischen Schiffen entrinnen ließ, war es ihm auf einer andern Seite nicht weniger günstig gewesen. Kaiser Paul von Rußland wollte nämlich Deutschland retten und Frankreichs Uebermacht vernichten, allein er entdeckte, daß Selbstsucht die Triebfeder der Handlungen Englands und Ostreichs war und diese Mächte und ihre eigenen Zwecke erreichen wollten; er fand sich daher bewogen, von der Coalition zurückzutrten.

Nun standen den Franzosen auf dem Festlande nur noch Oestreichern gegenüber.

Napoleon Bonaparte selbst entdeckte bei seiner Ankunft in Frankreich, daß man mit der höchsten Staatsbehörde unzufrieden war; schnell stürzte er durch Waffengewalt am 9. November das Directorium, und am 13. Dezember erwählte ihn das dankbare Volk zum ersten Consul.

Jetzt näherte sich der Kaiser von Rußland dem Könige von Preußen abermals, allein Friedrich Wilhelm ließ sich durch nichts bewegen, seine ruhige Haltung gegen Frankreich zu verändern, sondern er nahm vielmehr eine feindliche Stellung gegen England an. Diese Macht behauptete eine unumschränkte Seeherrschaft und verletzte dadurch die Freiheit anderer Völker. Bisher waren die Handelsschiffe unter Bedeckung von Kriegs-Schiffen ihrer Nation frei durch alle Meere gesegelt, weil man annahm, die Bedeckung gebe schon die Ueberzeugung, daß man mit den kriegführenden Völkern nichts zu schaffen habe. Diesen Satz des Völkerrechts wollte England nicht länger gelten lassen, und so nahm es ein dänisches Kriegsschiff unter dem Vorwande, daß es den Schleichhandel mit Kriegsbedürfnissen begünstige; ein schwedisches Handelsschiff zwang es, bei der Eroberung zweier spanischen Kriegsschiffe mitzuwirken, und was sonst der Gewaltthätigkeiten mehr waren. Preußen war indeß von England immer noch verschont geblieben; als aber von den englischen Kreuzern auch ein Schiff unter preußischer Flagge weggenommen worden war, da konnte der König sich nicht länger weigern, den Anträgen Rußlands nachzugeben, und trat nun feindlich gegen England auf. — So umwölkten die kriegerischen Ereignisse das Haupt des Königs immer mehr mit

ernsten Sorgen. Doch kehren wir nun in's eigene Vaterland zurück.

Während die auswärtigen Angelegenheiten den König in Anspruch nahmen, hatte er dennoch nicht aufgehört, auch für die Verbesserung der inneren Verhältnisse die größte Sorge zu tragen. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er den Medicinal- und Heilanstalten, indem er den berühmten Hufeland nach Berlin berief und zugleich eine regelmäßige Revision der Apotheken verordnete. Die öffentlichen Unterrichts-Institute vermehrte er überdies durch die Bau-Akademie in Berlin. In den Kreis ihrer Lehrgegenstände zog er alle Zweige der Arithmetik und Geometrie, dann aber besonders die bürgerliche Baukunst in Verbindung mit den Wasserbauten. Ferner erließ er eine Instruktion zur Prüfung der Predigtamts-Candidaten.

Eben so allseitig waren die Verordnungen in polizeilicher Hinsicht. So gründete der König zwei Landarmenhäuser in Uckermünde und Neu-Stettin. Auch suchte er den vielen Feuersbrünsten dadurch zu steuern, daß die einmal abgebranten Gebäude feuersicher wieder aufgeführt und in den Dörfern nicht mit Schindeldächern versehen werden sollten.

Nicht geringere Sorge widmete der König einzelnen Personen, wenn es sich erwies, daß sie deren bedürftig waren. So z. B. verlor der Lieutenant X. seine Gattin, welche ihm vier ganz unmündige Kinder hinterließ. Das Vermögen dieses Mannes war zu geringe und der Sold eines Lieutenants noch weniger ausreichend. Dennoch wollte er seinen Söhnen eine gute Erziehung geben und das dazu Nöthige auf irgend eine Weise verdienen. Er dachte nun hin und her auf Mittel, wie dies anzufangen wäre, und kam endlich auf den Gedanken, einen Grundriß von Berlin anzufertigen. Zur Aufnahme desselben bedurfte er aber der Genehmigung

des Königs; er trug daher diesem seinen Plan vor, erklärte dessen Zweck und bat um die allerhöchste Erlaubniß dazu. Der König gewährte seine Bitte und fügte in dem Cabinets-Schreiben noch die gnädigen Worte bei: „Ich habe auf Eure Lage und auf das Beste Eurer Kinder besonders Rücksicht genommen, und zeige Euch hiermit an, wie ich dem Militair-Departements aufgetragen habe, Euch monatlich 10 Thlr. auszuzahlen, und zwar so lange, bis das jüngste Eurer Kinder 20 Jahr alt ist, oder, was noch früher eintreffen könnte, bis Ihr eine Compagnie erhalten habt.

Ueberhaupt verwundete der Anblick eines Leidenden des Königs liebevolles Herz in einem solchen Grade, daß er seine hohe Männlichkeit gänzlich ablegen und Thränen tiefen Schmerzes weinen konnte. Dies beweist folgende Anekdote:

Eine Soldatenwittwe bat den König um eine gnädige Unterstützung für ihre zahlreiche Familie. Der König ließ diese Frau zu sich bescheiden, obgleich er gerade krank war. Das wußte die Bittstellerin, und im Palais angekommen, hoffte sie auch nicht, den König selbst zu sprechen. Sie befand sich mit ihren Kindern in einem Zimmer allein und mußte eine Zeit lang warten. Darauf erschienen zwei in Mänteln gehüllte Personen, von denen sich die eine genau nach Allem erkundigte. Wie nun die Frau mit rührender Beredtsamkeit ihre traurige Lage schilderte, entfiel dem Auge der andern Person eine Thräne und in demselben Augenblick erkannte die Wittwe den König. Dieser, tief ergriffen von dem, was er sah und hörte, versprach der Frau eine monatliche Pension, unterhielt sich dann noch lange mit den Kindern und entließ sie endlich mit einem Geschenk.

Auf solche Weise bethätigte Friedrich Wilhelm, daß er seinem Volke ein wahrer Vater sei, daß er für

den Einzelnen eben so viele Sorge trage, wie für Allen, und die Millionen seiner Unterthanen mit gleicher Liebe umfasse. Wo ist der König, der wie Friedrich Wilhelm III. dem Leiden einer armen Soldatenwittwe Thränen weinte? — Ein anderer Fürst hätte eine so unbedeutende Frau vielleicht keines Blickes gewürdigt, oder sie höchstens mit einer Kleinigkeit beschenkt; denn ihm wäre gar nicht eingefallen, daß sie die hinterbliebene Wittwe eines Soldaten, die Mutter des Kindes eines Kriegers sei.

VIII. Die Reise.

Nachdem der König in Berlin die Revue abgehalten hatte, trat er mit der Königin am 24. Mai 1799 die Reise in die westlichen Provinzen an, theils um deren Zustand in der Nähe kennen zu lernen, theils auch, um bei einigen fremden Fürsten einen Besuch abzustatten. Den 25. Mai Abends kam das königliche Paar nach Magdeburg und reiste am 28. nach Braunschweig, wo sie bis zum 29. blieben und bis Petershagen gingen. Am 30. hielt der König die Revue ab; am 1. Juni ging die Königin über Minden nach Hildburghausen, zum Besuch ihrer Schwester, während der König erst am 3. über Minden, Bielefeld und Lippstadt nach Hamm ging. Am 4. erreichte er Wesel, hielt die Revue ab und reiste am 7. bis Hamm zurück. Am nächsten Tage ging er über Lippstadt und Paderborn nach Kassel, wo kurz vorher die Königin in Begleitung ihrer Geschwister, des Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz und der Erbprinzessin von Thurn und Taxis aus Hildburghausen über Eisenach angekommen

war. Sie fuhren sogleich nach Wilhelmshöhe, das den hohen Herrschaften zur Wohnung angewiesen wurde. Hier besahen sie die Merkwürdigkeiten und nahmen an den ihnen bereiteten Festen Theil, bis sie am 12. nach Eisenach aufbrachen. Am 13 gingen sie nach Coburg, am 14. über Culmbach nach Baireuth, wo ihrer der herzlichste Empfang wartete. Sie blieben am 15. dort und reisten am folgenden Tage nach Fürth. Hier hatten sich viele Zuschauer aus der Gegend und mehrere süddeutsche Fürsten eingefunden. Auch die nach dem Tode des Prinzen Ludwig an den Prinzen von Solms-Braunsfels wieder verheirathete Prinzessin, Schwester der Königin, war anwesend. Am 17. und 18. war Revue; am 19. reisten der König und die Königin nach Anspach, wo sich auch der Kurfürst von Pfalzbaiern aus München und viele andere Fürsten eingefunden hatten. Sie verweilten hier am 20sten und reisten am 21sten über Uffenheim nach Maindernheim, die Königin in Begleitung ihrer Geschwister. Den 22sten trafen sie zu Aschaffenburg bei dem Kurfürsten von Mainz ein und gingen Abends über Hanau nach Wilhelmsbad, wo sie von dem Landgrafen von Hessen-Kassel empfangen wurden. Hier machten sie nun Station; eine ansehnliche Zahl von Fürsten und hohen Herrn war anwesend. Von Wilhelmsbad aus wurde am 25. ein Besuch in Darmstadt, am 26. in Rumpenheim, am 27. in Frankfurt am Main gemacht. Es versteht sich von selbst, daß für die Unterhaltung der hohen Gäste bestens Sorge getragen war. Erst am 30. reisten der König, die Königin und ihre Geschister (ohne die Prinzessin von Solms-Braunsfels) ab nach Eisenach, am andern Tage bis Weimar, wo sie den 2. Juli blieben; am 3. gingen sie von Weimar nach Halle, wo der König sich alles Bemerkenswerthe, namentlich die Frankeschen Stiftungen, die

Bibelanstalt, den botanischen Garten, das Observatorium rc. zeigen ließ, am andern Morgen fuhren sie nach Giebichenstein und sahen ein Fischerstechen an; dann reisten sie ab und kamen Abends nach Dessau zur fürstlichen Familie. Am 7. Juli kehrten sie von Dessau nach Potsdam zurück. Einige Tage darauf am 11. Juli, übersandte der König dem Waisenhause zu Halle 100 Stück Friedrichsd'or zu einer guten Mahlzeit für die Kinder, wozu man den Geburtstag des Königs wählte; an diesem aber ging eine Cabinetsordre vom 27. Juli ein, wonach der König dieser Anstalt eine jährliche Unterstützung von 4000 Thaler zusicherte. Diese Cabinetsordre war an den die Anstalt leitenden Kanzler Niemeier gerichtet und lautete wie folgt:

„Würdiger, besonders lieber Getreuer! Die jetzt Eurer einsichtsvollen Direction anvertrauten, ihrer Entstehung, Umfang und Wirkung nach so einzigen Stiftungen des unvergeßlichen Franke, haben für den, ein ganzes Jahrhundert hindurch aus eigenen Kräften dem Staate geleisteten, nicht zu berechnenden Nutzen, einen gegründeten Anspruch auf dessen Dank und thätige Unterstützung zu ihrer fernern Erhaltung in ihrer ganzen bisherigen Wirksamkeit. Ich eile, diese heilige Pflicht zu erfüllen, und thue es mit desto größerem Vergnügen, seitdem ich diese Anstalten selbst näher kennen gelernt habe und dadurch zu den größten Erwartungen für die Zukunft, deren Erfüllung mir Eure persönlichen Eigenschaften verbürgte, berechtigt worden bin. Das General-Directorium erhält heute den Befehl, vom 1. Januar 1800 an jährlich 4000 Thlr. zum Unterhalt des Pädagogii und Waisenhauses auszuzahlen, der Etats-Minister von Massow aber den Auftrag, für die zweckmäßigste Verwendung dieser zum vierten Theil für das Pädagogium bestimmten Summe mit Eurem gutachtlichen Rath zu sorgen. Der

uneigennützige, redliche Eifer für die Bildung der Jugend, der von dem Stifter bis auf Euch vererbt ist und dem allein die vielen wohlthätigen Anstalten ihre Entstehung und Fortdauer verdanken, bedarf keiner Aufmunterung, aber Ich versichere Euch, daß Ich die Früchte Eurer fortgesetzten Bemühung jederzeit erkennen werde als Euer gnädiger König.

Charlottenburg, den 27. Juli 1799.

Friedrich Wilhelm."

IX. Vermischtes.

Nunmehr begann die Regierung Friedrich Wilhelm's III. einen ruhigen, durch große Zeitereignisse weder gehemmten, noch beschleunigten Lauf, und wenn auch einzelne Begebenheiten den König berührten, so unterbrachen sie doch den stillen Frieden seines Herzens nicht. Glücklich im Kreise seiner Familie, konnte er sich auch auf dem Throne glücklich fühlen; denn wie er geliebt ward von seinen leiblichen Kindern, so wurde er angebetet von seinen Unterthanen. Das aber ist das höchste Loos, welches einem Könige zufallen kann — ein erhabeneres hat das Schicksal nicht!

Am 14. October 1799 schenkte die Königin ihrem lieben Gemahl wieder eine Tochter, die in der Taufe die Namen Friederike Auguste Karoline Amalie empfing; und so zählte denn der König schon zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen, nämlich den Kronprinzen, des jetzt regierenden Königs Majestät — den Prinzen Wilhelm, des jetzigen Prinzen von Preußen Königliche Hoheit — die Prinzessin Charlotte, jetzige Kaiserin von Rußland, und endlich die eben geborne Prinzessin.

Nun begann das Jahr 1800, ohne jedoch viel Merkwürdiges darzubieten. Die durch den am 3. Januar erfolgten Tod des Ministers von Finkenstein erledigte Stelle besetzte der König durch den Minister von Alvensleben, indem er diesen in den Grafenstand erhob und ihn zum ersten Minister ernannte. Indeß brachte der 31. März einen Todesfall, der dem Vaterherzen des Königs eben so nahe ging, wie dem Mutterherzen der Königin; denn die am 14. October vorigen Jahres geborne Prinzessin Amalie starb am Stickhusten.

Der Tod, der das neue Jahr gleichsam durch den Hinübertritt des Ministers v. Finkenstein eingeleitet hatte, lichtete mit dem Ablauf des Jahrhunderts die Reihen der höchsten Staatsdiener noch mehr. Am 17. März starb der Minister Graf v. Blumenthal nach einer 57jährigen ehrenvollen Dienstzeit. Er war bereits 1763 von Friedrich dem Großen zum Staatsminister ernannt und hauptsächlich mit der Verwaltung des Staatsschatzes beauftragt worden. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in den Grafenstand und ertheile ihm die höchsten Orden. Bei Friedrich Wilhelm's III. Regierungsantritt war Blumenthal erster dirigirender Minister des General-Ober-Directoriums des Krieges, der Finanzen und der Domainen und ersten Staats-Tresorier. Der neue König entband ihn jedoch, seines hohen Alters wegen, aller übrigen Berufsgeschäfte, bis auf die Verwaltung des Schatzes, die der König nun nach Blumenthal's Tode, dem General-Controlleur der Finanzen, Minister v. d. Schulenburg übertrug, dem er sein Vertrauen im höchsten Grade schenkte. Diesem in jeder Beziehung so ausgezeichneten Staatmanne, auf den wir bei anderer Gelegenheit zurückkommen werden, zeigte der König die neue Vermehrung seiner Berufspflichten mittelst eines eigenhändigen,

überaus gnädigen Schreibens an, mit welchem er ihm zugleich eine prachtvolle mit Brillianten besetzte goldene Dose aus der nachgelassenen Sammlung Friedrich's des Großen, überschickte.

Bald sollte der Wirkungskreis dieses unermüdlichen Staatmannes durch gleiche und ähnliche Veranlassungen von neuen vergrößert werden. Durch den Tod des Ministers von Werder (22. Juni) wurden die von diesem bekleideten Aemter, als namentlich die General-Postmeisterwürde, die Leitung des Stempel- und Kassen-Departements beim General-Directorium nur die Departements von Magdeburg und Halberstadt, und von der Kurmark erledigt. Der Verstorbene ward durch keinen neuen Minister ersetzt, da es die Absicht des Königs war, die Zahl der Minister beim General-Direktorium auf drei einzuschränken. Werder's Functionen wurden daher unter die andern Minister verheilt, und der beispiellos thätige Schulenburg, entsprechend der Inschrift einer Ehrenmedaille, die ein Jahr früher auf ihn geprägt worden war: „unermüdet für Preußens Wohl," übernahm das Post- und Stempelwesen, indem er gleichzeitig auf jede Gehalszulage verzichtete, weil früher mit der General-Postmeisterstelle kein besonderes Gehalt verbunden war, und erst Friedrich Wilhelm II. dem Minister Werder aus besonderer Rücksicht eine Zulage von zwei Tausend Thalern jährlich dafür bewilligt hatte. Das Departement von Magdeburg übernahm der Minister (später Fürst) von Hardenberg; das von der Kurmark der Minister von Voß, dem, da er bereits die Departements von Pommern, der Neumark und Südpreußen hatte, zur Erleichterung zwei dirigirende Geheim-Räthe, Bornstedt und Klewitz, beigeordnet wurden.

Nach Beendigung der Fühlings-Revue ging der König mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, nach Stargard, kam am 25. Mai Abends dort an und ging am 29. nach Graudenz, wo er die Revue abbhielt. Er reis'te dann nach Mockerau und Thorn, am 4ten nach Posen, wo er bis zum 7ten blieb, und ging dann über Meseritz, Drossen und Frankfurt. Am 9. Juni kam er wieder in Charlottenburg an. Die Königin war während dieser Zeit in Potsdam.

Eine interessante Reise traten der König und die Königing von Berlin aus nach Schlesien am 14. August an; sie reiseten jedoch nicht zusammen. Der König ging über Grüneberg, Goldberg und Hirschberg nach Warmbrunn, die Königin über Naumburg am Bober, Sagan, Bunzlau, Löwenberg und Hirschberg bis Warmbrunn. Sie langte am 19. August Abends daselbst an und wurde von dem Grafen Schafgotsch, in dessen Schlosse sie Wohnung nahm, und von den Gemeinden, Schützengilden, Bergknappen und Forstleuten feierlich empfangen. An dem ihr zu Ehren gegebenen Ball nahm sie trotz ihrer Ermüdung Theil; auch war eine große Illumination veranstaltet. Am 17. August langte der König mit dem Prinzen Heinrich unerwartet an. Nach 10 Uhr Morgens begaben sich die hohen Herrschaften in großer Begleitung nach Hermsdorf, setzten sich dann zu Pferde und bestiegen den Kynast, dessen herrliche Aussicht, wie das Echo in der Burgruine, sie sehr bewunderten. Sie fanden hier ein Dejeuner bereitet. Von da begaben sie sich in das Vitrilwerk bei Schreibershau und nach dem Kochelfall, und dieser an interessanten Punkten so reiche Weg machte ihnen die lebhafteste Vergnügen. Gegen 7 Uhr kamen sie nach Warmbrunn zurück; nach dem Mittagessen reis'te der König nach Buchwald ab, die Königin besah aber zuvor die Bäder, ehe sie dahin ihm

folgte. Am 18. August Morgens verließen sie Buchwald und wurden in Bruckenburg von der Familie des Grafen Schafgotsch empfangen. Bei der Schlingelbaude setzten sich die hohen Herrschaften zu Pferde, und der Muth und die Ausdauer, mit welchen die Königin reitend diesen beschwerlichen Theil des Weges zurücklegte, erregte Bewunderung. Die Schneekoppe selbst erstiegen sie zu Fuß und bewunderten sodann von den höchsten Gipfel Deutschlands, umgeben von einer unzählbaren Menge Volks, die weite Aussicht. Böhmische Bergleute waren mit ihren Fahnen herbeigezogen und gaben mit Kanonen eine dreimalige Salve. Nach eingenommenen Erfrischungen und Anzeichnung ihrer Namen an die Wand der Kapelle, wurde um 2 Uhr der Rückweg angetreten; in der Hampelbaude nahmen sie noch die dortige Wirtschaft in Augenschein und ruhten in der geistlichen Baude etwas aus. Ueberall herrschte die größte Ruhe und Ordnung. Am 19. August gingen die hohen Herrschaften gemeinschaftlich von Buchwald über Landshut nach Waldenburg, wo sie nach dem schiffbaren Stollen fuhren und am Navigations-Bassin ein Corps von 400 Bergleuten in neuen Uniformen aufgestellt fanden. Hier begaben sie sich zu Schiffe, begleitet von drei Kähnen mit dem Gefolge; die Stollen war mit Wachslichtern erleuchtet. In 170 Lachter Entfernung vom Mundloche wurden sie mit mit bergmännischer Musik und in einem bewillkommenden Chorgesang empfangen, und in einiger Entfernung vom Stollorte mit einer transparenten Inschrift; sie besahen dann die Kohlenörter und die zu ihrer Förderung getroffenen Anstalten. Auch die Rückfahrt wurde mit einem Chorgesang begleitet. Das Unerwartete der Scenerie machte einen großen Eindruck auf das königliche Paar, der sich durch wiederholtem Beifall äußerte; die Königin

nahm ihren Grubenanzug und Schachthut mit. Ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit hatte ihr hier, wie überall alle Herzen gewonnen.

An diese Genüsse, welche die Natur gewährte, reihten sich Feste mit fürstlicher Pracht. Unter andern gab der Graf von Jochberg ein Tournier, und zwar auf den Trümmern der Vörstenburg (Fürstenstein) in einen neuen, nach gothischem Styl aufgeführten Gebäude, welches theilweise eine Ritterburg vorstellte. Das Spiel war im Freien und die Königin vertheilte die Preise. Nach Beendigung des Tourniers kehrte man in die Burg zurück, wo bei dem jetzt beginnenden Tanz die Ritter in ihren Costümen blieben — Am 24. August reis'te das königliche Paar wieder ab und traf endlich, nach Betretung dieser schlesischen Städte, am 2. September in Charlottenburg ein, von wo es am nächsten Tage nach Potsdam ging.

Am 18. Januar 1801 wurde das Säcularfest der Krönung Friedrich's I. und der Erhebung Preußens zum Königreiche feierlich und würdevoll begangen. Der König ließ an diesem Tage die Armen und die Zöglinge aller Militair- und Civil-Erziehungs-Anstalten speisen, und den Invaliden und Hospitaliten ein Geschenk reichen.

Am 29. Juni schenkte die theure Landesmutter ihrem Gatten und dem Lande wiederum einen Prinzen, welcher in der Taufe die Namen Friedrich Carl Alexander erhielt und jetzt intermistischer General-Inspecteur der zweiten Armee-Abtheilung ist. Im folgenden Jahre ward wiederum eine große Reise nach den östlichen Provinzen angetreten und hiermit zugleich eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander von

Rußland verbunden. — Ende Mai begab sich der König und die Königin zur Revue nach Pommern, wo die Anwesenheit des Königspaares in Stargard den Ständen Gelegenheit gab, ihre Verehrung gegen dasselbe in einem glänzenden Feste darzulegen, welches in zwei dazu im Exerciergarten erbauten Sälen, die der Directionsmaler Verona aus Berlin herrlich verziert hatte, gegeben ward. Auch hier erfreuten König und Königin Jedermann durch die Herablassung und Huld, welche sie stets gegen alle ihre Unterthanen bezeigten.

Als am Tage nach dem Feste sich ein großer Theil der Gesellschaft in den genannten Sälen versammelt hatte, um sich an der Erinnerung des vorigen so schönen Tages zn erfreuen, trat ganz plötzlich und unerwartet das königliche Paar in die Mitte der treuen Pommern, verweilte dort im freundlichen Gespräch bis 10 Uhr und kehrte dann zu Fuß, wie es gekommen war, wieder nach seinem Absteige-Quartier zurück. Am 29. Mai reisten beide nach Graudenz; der König bezog die elende Hütte, welche sich Friedrich der Große auf dem Felde von Mockerau zur Abhaltung der Revue hatte bauen lassen, und musterte dort die Truppen. Am 4ten Juni reiste er zur Revue nach Königsberg, wo dit Stadt es wiederum an Freuden-Bezeugungen nicht fehlen ließ, und am 7ten über die Nehrung längs dem Strande nach Memel. Beim Sandkruge erfolgte die Ueberfahrt in einem zierlich geschmückten Boote und unter dem Donner der Kanonen von dem im Hafen liegenden Handelsschiffen so vieler verschiedenen Nationen, Hunderte von Booten begleiteten die königliche Schaluppe. Letztere wurde von den Behörden der Stadt Memel, sowie von der Geistlichkeit und Kaufmannschaft daselbst, die das geliebte Königspaar zum ersten Mal in ihren Mauern begrüßten, sehr feierlich empfangen.

Am folgenden Morgen ergötzte den König eine besondere Kavallerie. Die litthauischen Mädchen reiten ohne alle Ausnahme, und zwar nicht auf Quersätteln, sondern wie die Männer, und tragen dabei gleich den Krakusen, eine weiße, mit bunten Borten verzierte Decke, welche wie ein Mantel von der Schulter, auf welcher sie mit einer großen runden Schnalle befestigt ist, hinabhägt. Eine große Zahl derselben, erfreut über die freundliche Aufnahme, welche sie am Tage zuvor von der Königin genossen hatten, erschien zu Pferde und ritt bei der Wohnung des Königspaares in feierlichen Zuge vorüber.

Der Zweck der Reise war eine Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser Alexander, welcher seinem im März ermordeten Vater Paul in der Regierung gefolgt war und mit dem Könige sich persönlich über die bei den Verwickelungen politischer Verhältnisse zu nehmenden Maßregeln zu besprechen und dessen Wohlwollen zu gewinnen wünschte.

Am 10. Juni traf der Kaiser zu Memel ein, wo man ihm zwei Ehrenpforten errichtet hatte. Der General Graf von Kalkreuth hatte ihn an der Grenze, der König aber eine Viertelmeile von der Stadt empfangen; und nach gegenseitiger herzlicher Umarmung setzten sie sich zu Pferde und hielten gemeinschaftlich ihren Einzug in die Stadt. Hier ward die innige Freundschaft zwischen beiden Monarchen geschlossen, welche nur der Tod zu trennen vermochte, und diese erste Zusammenkunft hat wohl tiefer auf die Verhältnisse beider Staaten eingewirkt, als man damals ahnete. — Die Monarchen speisten stets zusammen und besuchten die Bälle, welche die Stadt gab, gemeinschaftlich; der Kaiser tannzte häufig mit der Königin, und Alles zeigte von dem herzlchen Einverständnisse, in welches beide Fürsten getreten waren.

Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen kehrte Alexander wieder nach Rußland zurück, während der König und die Königin über Tilsit nach Warschau, und von dort über Posen wiederum nach Berlin reisten.

Auf dieser Reise traf es sich, daß ein Offizier bei dem Könige um die Einwilligung zur Heirath mit einem Mädchen anhielt, welches nicht das bestimmte Heiratsgut besaß, um verbunden mit seinem Einkommen, ihre Subsistenz zu sichern. Der König entgegnete: er könne das Gesetz nicht durchlöchern; als ihm aber der Offizier vorstellte, daß er sich bereits zu sehr vergessen habe, um als ein Mann von Ehre wieder zurücktreten zu können; als ferner der König erfuhr, daß derselbe ein kenntnißreicher, sittlicher und tüchtiger Offizier sei, so schenkte er ihm so viel, als noch an der gesetzlich festgestellten Summe fehlte, und ertheilte dann den Consens.

Am 3. August, dem Geburtstage des Königs, starb in Rheinsberg Prinz Heinrich, Bruder Friedrich's des Großen und dessen Siegesgefährte im 7jährigen Kriege, dem großen Manne zwar an umfassendem Talent und Geisteskraft nachstehend, aber tüchtig als Feldherr und glücklich als Unterhändler, indem er als solcher Bedachtsamkeit mit Klugheit vereinigte. Schon Friedrich der Große entfernte ihn von den Staatsgeschäften; unter der Regierung seines Nachfolgers fühlte er sich ebenfalls zurückgesetzt, und es verbreitete sich daher in ihm ein Geist der Bitterkeit, der sich oft über die Maßregeln der Regierung aussprach. Er neigte sich sogar zu den französischen Grundsätzen, sowie er denn überhaupt ein Verächter deutscher Sitten und des deutschen Geschmacks war. Friedrich Wilhelm's III. Regierung fand ihn schon altersschwach und lebensmüde.

An demselben Tage richtete man in Königsberg die Statue Friedrich's I. auf; der König hatte dieselbe,

welche bereits im Jahr 1697 gegossen war, dann eine Zeit lang auf dem Molkenmarkte in Berlin gestanden, und von hier fortgebracht, im Zeughause aufbewahrt und dabei vergessen war, der Stadt Königsberg am 1. Januar 1801 geschenkt. Dort gewann sie erst ihre Bedeutung; denn hier war es, wo der erste König, indem er sich die Krone aufsetzte, den Grund zu Preußens Größe legte. In der Schenkungsurkunde des Königs heißt es:

„Die Treue der Preußen ist in den Jahrbüchern der Geschichte ein unvergleichliches Beispiel von National-Tugend, der Stolz ihrer Landesherrn. — Urtheilt hiernach, unter welchen Erinnerungen ich am bevorstehenden Krönungsfeste mich der reinsten Freude über die Vorzüge dieses edlen Volkes überlassen werde. Um dieselbe noch zu erhöhen, komme ich Euren Wünschen entgegen und widme der Nation die Statue Friedrich's I. zum immerwährenden Denkmal gegenseitiger Liebe und Treue.

Die großen Verluste, welche Oesterreich in seinen Kriegen mit Frankreich nach und nach erlitten, zwangen dasselbe am 16. Januar 1801 zu Treviso einen Waffenstillstand, und am 9. Februar 1801 zu Lüneville vereint mit Deutschland einen Frieden abzuschließen, durch welchen der Friedensschluß von Campo-Formio bestätigt ward. Frankreich erhielt dadurch das ganze linke Rheinufer; den deutschen Fürsten welche dadurch Verluste erlitten, wurden Entschädigungen versprochen. Toskana fiel an Parma, und aus diesen Besitzungen wurde am 21ten März 1801 das Königreich Etrurien geschaffen. Kaiser Paul I. von Rußland starb plötzlich am 21sten März 1801, und den Thron bestieg

Alexander I. Preußen empfing später für die aufgegebenen Rheinprovinzen durch den Reichsdeputationsschluß vom 25. Februar 1803 die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, Erfurt mit dem Eichsfelde, einen Theil von Münster und andere kleine Gebiete. Der Fürst von Nassau-Oranien erhielt für Holland Corvey und Fulda; Baiern bekam Würzburg und Bamberg; Baden erhielt Heidelberg, Mannheim und Constanz; Hannover bekam Osnabrück, auch Hessen erhielt Entschädigung. Außerdem wurden Würtemberg, Hessen-Kassel, Salzburg und Baden zu Kurfürstenthümern erhoben; Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Hamburg, Lübeck und Bremen blieben freie Reichsstädte.

Rußland hatte sich noch unter dem Kaiser Paul ganz von England abgewandt und gründete am 16. Dezember 1800 zu Petersburg eine nordische Convention zwischen Rußland, Schweden und Dänemark zur Herstellung einer bewaffneten Neutralität, welche jedoch gegen die englische Seeherrschaft gerichtet war. Am 12. Februar 1801 trat auch Preußen dieser Convention bei, und demgemäß besetzten nun die Dänen Hamburg und Lübeck, die Preußen aber zu Ende März das Kurfürstenthum Hanover, das Herzogthum Oldenburg und die Stadt Bremen. England forderte Dänemark auf, die Verbindung aufzugeben. Als es dies verweigerte, erschien eine englische Flotte vor Kopenhagen, und es erfolgte am 2. April 1801 eine Seeschlacht zum Nachtheil der Dänen, die nun aus der Verbindung zurücktraten. Alexander beendigte die Zwistigkeit mit England durch einen am 17. Juni geschlossenen Frieden, durch welchen jeder neutralen Flagge freie Schiffahrt bedungen war. Preußen räumte demgemäß die vorher genannten besetzten Länder.

Der Kurfürst von Köln, zugleich Bischof von Münster,

war gestorben, da eben damals wegen der Entschädigungen in Folge des Lüneviller Friedens unterhandelt wurde, so ließ der König dem Reichstage zu Regensburg, wie bei den beiden Capiteln der erledigten Stifter erklären, daß bis zur Erledigung der Angelegenheiten keine Wahl zur Wiederbesetzung Statt finden könne. Allein das Capitel zu Münster schritt dessen ungeachtet zur Wahl eines Bischofs. Der König ließ deshalb am 24. September eine Protestation bekannt machen, in welcher er sich bündigst verwahrt, und erklärt, diese Wahl für nicht gültig und nicht bestehend anzusehen, auch von dem vermeintlichen neuen Bischof keine Kenntniß zu nehmen, was er sich vorbehalte, besonders dann geltend zu machen, wenn von wirklicher Säcularisation, Competenzen und dergleichen die Rede sein werde.

Am 23. Februar 1803 beschenkte die Königin ihren Gemahl wieder mit einer Prinzessin, die in der Taufe die Namen: „Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene" erhielt. Bald darauf nach der Revue in Berlin, reiste der König mit der Königin über Halle nach Erfurt, dann in die fränkischen Fürstenthümer, und endlich nach dem Wilhelmsbade, wo sie acht Tage blieben. Am 30. Juni trafen sie wieder in Charlottenburg ein.

Am 12. Januar 1804 vermählte sich Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, mit der Prinzessin Marie Anna von Hessen-Homburg. — Zu Ende Mai ging der König mit dem Prinzen Heinrich zur Revue nach Stargard und Mockerau, kehrte zurück und reiste dann in Begleitnng der Königin zur Revue nach Schlesien. Hier waren durch furchtbare Ueberschwemmungen große Zerstörungen angerichtet worden; der König schenkte

den Unglücklichen 70,000 Thaler, und gab überdies zur Wiederherstellung der durchbrochenen Oderdämme noch 120,000 Thaler.

Am 13. December wurde die Königin von einem Prinzen entbunden, der in der Taufe die Namen Friedrich Julius Ferdinand Leopold empfing, aber schon nach 16 Monaten wieder starb.

Am 25. Februar 1805 starb die Mutter des Königs, die er so herzlich geliebt hatte; ihr Tod erfüllte ihn mit tiefer Trauer. Doch auch das Hinscheiden einiger Minister ging dem Köninige nahe, z. B. des Freiherrn Anton Friedrich von Heinitz. Er starb in einem Alter von 77 Jahren, bedauert von Allen, die seine ausgezeichnete Wirksamkeit gekannt hatten. Schon am 21ten October 1803 war der Graf Philipp Karl von Alvensleben verstorben, und am 18. October sank auch der vortreffliche Karl August Struensee v. Karlsbach in's Grab. Der Nachfolger desselben mar der berühmte Freiherr von Stein.

Inzwischen verwickelten sich die politischen Verhältnisse immer mehr. Frankreich rüstete in Boulogne eine Flotte, um damit in England zu landen; letzteres suchte bei den auswärtigen Mächten Hülfe, und wandte sich an Rußland. Der russische Kaiser Alexander war entrüstet über den Eingriff Buonaparte's in die Rechte des deutschen Reiches, wo Ruhe und Ordnung durch seinen Einfluß wieder hergestellt war; als aber Frankreichs erster Consul auf empörende Weise das Gebiet des Markgrafen von Baden verletzte, dort am 15ten März 1804 den Prinzen von Enghien aufheben und bei Vincennes erschießen, und am 18. Mai sich selbst zum Kaiser ausrufen ließ, da faßte Ale-

xander den höchsten Widerwillen gegen ihn, und der Krieg ward geschlossen.

Auch Schweden verband sich jetzt mit England, und schickte den französischen Gesandten fort, während Oestreich sich rüstete, um die erlittene Schmach zu rächen; nur Preußen behielt sein Benehmen bei und behauptete seine Neutralität.

In einer, in Halberstadt zwischen dem Könige, dem Herzoge von Braunschweig, dem Grafen Schulenburg und dem Minister von Hardenberg gehaltenen Conferenz ward auch die Beibehaltung des bisherigen Systems beschlossen? denn den König leitete die Ansicht, daß Preußen von Frankreich nicht mehr beleidigt sei, daß letzteres vielmehr Preußen bei der Abfindung im Jahre 1803 bestens unterstützt habe. Er habe also keinen Grund zum Kriege, außerdem habe die Verbindung mit Oestreich im Jahre 1793 keinen Segen gebracht, und eben so wenig habe Rußland, bei der zweiten Coalition, von Oestreich Unterstützung gefunden. Gerechtigkeit und Klugheit forderten daher, daß man sich strenge auf die eigene Vertheidigung beschränke, und sich parteilos gegen die kriegführenden Mächte verhalte.

Die Verlegenheiten für den König wurden bei diesem angenommenen System immer größer. Rußland und Schweden wollten von Pommern aus den Händen der Franzosen Hanover entreißen, da diese das arme Land bis aufs Blut aussogen, Preußen aber hattte sich gegen Frankreich verbindlich gemacht, von dieser Seite keinen Angriff auf Hanover zu dulden, und dafür von Napoleon zu Gunsten des unglücklichen Landes die Verminderung der in demselben aufgestellten französischen Truppen erlangt. — Rußland meinte dagegen, daß es diese Uebereinkunft nicht zu achten habe, weil es bei der Landung und dem Marsche

von Stralsund nach Hanover den preußischen Boden nicht berühre.

Rußland sandte den General Buxhöwden nach Berlin, und verlangte die Erlaubniß des Durchmarsches für seine nach Oestreich eilende Völker durch Schlesien. Unmöglich wollte man Preußen durch dieses ungebührliche Ansinnen beleidigen, oder konnte man es für so schwach halten, daß es diesem System entgegen, eine Verletzung der Neutralität gestatten würde. Man hielt vielmehr wohl dafür, daß es nur eines Anstoßes bedürfe, um den König zu bewegen, ebenfalls gegen Frankreich aufzubrechen. — Friedrich Wilhelm blieb aber seinem Systeme treu, und indem er diesen Antrag anlehnte, ließ er Truppen an die Grenze rücken, um den Russen den Durchmarsch mit Gewalt zu verwahren, und endlich sogar um seine Neutralität zu schützen seine ganze Armee mobil machen.

Aber der Schlag, der sein System vernichtete kam, unerwartet von einer ganz entgegengesetzten Seite her; es war Bernadotte's Verletzung der Neutralität Preußens in den erzwungenen Durchmarsch durch die fränkischen Fürstenthümer. Der König hatte lang eingesehen, daß diese durchaus abgesonderten Besitzungen bei einem solchen Kriege, wie der bevorstehend , gegen absichtliche oder unabsichtliche Verletzungen niecht schützen könne, und war daher der Meinung gewesen, daß man, um alle Verwickelungen und allen Anlaß zum Hader zu vermeiden, dieselben zu allen kriegführenden Theilen öffnen, und nur verlangen solle, daß sich kein Theil darin festsetze, und Keiner Requisitionen darin ausschreibe, sondern alle Lieferungen baar bezahlt würden. Diese weise Ansicht ward von seinen Rathgebern, denen noch immer die glorreiche Zeit Friedrich's des Großen vorschwebte, nicht unterstützt; man hielt es für unmöglich, daß es Jemand

wagen würde, das preußische Gebiet zu überschreiten, und erklärte es daher für unverletzlich. Inzwischen waren die Oestreicher vorgedrungen, hatten Baiern, welches sich mit Frankreich vereinigt hatte, erobert und standen Ende September bei Ulm und Memmingen, die Ankunft der Russen erwartend.

Napoleon stürzte sich auf sie mit Blitzesschnelle, seine Völker eilten in sechs Heerhaufen von Boulogne herbei; das siebente war das Corps von Bernadotte, welches in Hannover stand. — Sein Plan war, die Oestreicher zu umgehen und sie zu vernichten, ehe die Russen herankämen. Zu diesem Zweck mußte Bernadotte, um den Oestreichern in den Rücken zu kommen, den kürzesten Weg wählen, und dieser führte durch die Fürstenthümer Anspach und Baireuth. — Hätte er um die Erlaubniß zum Durchmarsch nachgesucht, die ihm ohnehin abgeschlagen wäre, so wäre der Plan verrathen und die Zeit versäumt worden; er marschirte also unter Verletzung der ersten Grundsätze des Völkerrechts, quer durch die preußischen, in Franken liegenden Staaten; ihm folgten die französischen Heerhaufen von Davoust, von Marmont, und die Baiern unter Wrede, so daß über 100,000 Mann durch die preußischen Staaten, und zwar nicht ohne Excesse und Plünderungen zu begehen marschirten. — Der Plan gelang. Die Oestreicher wurden von allen Seiten umgangen, bei Nördlingen geschlagen, bei Ulm eingeschlossen und gefangen genommen; die herrliche Armee war vernichtet. — Preußen, das durch die gewaltthätige Verletzung seines neutralen Gebiets durch die französischen Heere alle bisher, im Vertrauen auf Treue übernommenen Verpflichtungen gegen Frankreich, für aufgehoben erklärt und seine Heere in Bewegung gesetzt hatte, ward dringend zur thätigen Theilnahme und zur Vernichtung des gemeinschaftlichen Feindes aufgefordert. Am 3. Novem-

der schon war zwischen dam Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen persönlich eine Uebereinkunft zu Potsdam geschlossen worden; neue Bewegungen der preusiischen Truppen waren erfolgt, und der Staats-Minister, Graf von Haugwitz, war mit Friedens-Vorschlägen in das Hauptquartier Napoleon's abgangen, mit dem Auftrage, wenn die Annahme der Bedingungen verweigert würde, im Namen Preußens den Anfang des Krieges gegen Frankreich auf den 15. December zu erklären. Aber sei es, daß der preußische Unterhändler dem Kriege mit Frankreich abgeneigt oder mißtrauisch gegen den glücklichen Erfolg der Waffen der Verbündeten war, er ließ sich's gefallen, daß Napoleon alle Erörterungen bis nach dem Ausgange der bevorstehenden Schlacht verschob. Das war am 29. November, und am 2. December hatte Napoleon die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz geschlagen, welche den Hoffnungen der verbündeten Mächte mit einem Schlage ein Ende machte. Jetzt, da die russische östreichische Macht geschlagen war, konnte sich Preußen durch Beharren auf jenen Vorschlägen der Rache des Siegers nicht mehr blosstellen, und Graf Haugwitz schloß am 15. December zu Wien mit Napoleon einen Vertrag, nach welchem der Frieden zwischen Frankreich und Preußen befestigt sein sollte. Am 26. December mußte darauf auch, da Preußen die Bedingungen Napoleon's angenommen, und das russische Heer auf dem Rückzuge war, das geschwächte Oestreich den Frieden zu Preßburg schließen, unter schweren, theuern Opfern.

Beim Ausbruche des Krieges mußten die kleineren süddeutschen Fürsten, denen weder Oestreich noch Frankreich Neutralität zugestand, darauf bedacht sein mit welcher Parthei sie es halten sollten. Nach den früheren Vorfällen konnten sie nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite der Sieg fallen werde. Oestreichs Lage flößte

kein großes Vertrauen ein, so wenig als seine bisher befolgte Politik, welche stets für die Erhaltung der östreichischen Monarchie, die Reichsstände preisgegeben hatte. Ihre Länder lagen Frankreich am nächsten, vertheidigungslos, der Rache Napoleon's bloßgestellt. Preußen gab ihnen ein Beispiel, welches Verhältniß zu Frankreich zu wählen sei. War es ein Wunder, wenn Baden, Würtemberg und Baiern ihre Rettung in besondern Friedesschlüssen mit Frankreich suchten? Aber sie thaten es erst, als Napoleon's Heere ihre Fürstenthümer überschwemmten. Auf dem Zuge gegen Oestreich hatte Napoleon sie in ein Bündniß mit Frankreich gezogen; sie mußten es annehmen, weil ihnen die Freundschaft mit Frankreich viele Vortheile geben, die Feindschaft Alles nehmen konnte.

Nach der Besiegung Oestreichs war es Napoleon's Politik, welche diesen seiner siegreichen Verbündeten den größten Theil der Früchte seines Sieges schenkte: Baiern mit Anspach und Baireuth, das Preußen gegen Hannover abtreten mußte, und mit einer langen Reihe östreichischer Ländär, Würtemberg mit allen vorderöstreichischen Herrschaften in Schwaben vergrößert und beide zu Königreichen erhoben. Baden erhielt Breisgau und wurde ein Großherzogthum. Endlich verlor Oestreich auch Venedig; welches Napoleon für sich nahm, so wie hundert Millionen Franken Kriegs-Contribution.

X. Die Auflösung des deutschen Reichs.

Der Erfolg hatte bewiesen, daß Baiern, Würtemberg und Baden für ihren Privatvortheil gut gewählt hatten, und ihrem Beispiel folgten bald mehrere. Napoleon's Politik fand es klug, Deutschlands Macht durch thatsächliche Trennung der Reichsstände vom Reichs-Oberhaupte zu vernichten. Fein knüpfte er die Fäden an zu dem Netze, mit dem er die kleineren deutschen Fürsten umspann. Was der Schrecken vor der Macht des Sieges bei den Fürsten eingeleitet hatte, das vollendete die Dankbarkeit, zu der er sie großmüthig verband, durch das Geschenk reicher Ländereien, und das eben so lockende und schmeichelnde der Souverainetät.

Im Juli 1806 schlossen 19 deutsche Fürsten, unter Napoleon's Protectorat, einen Bund. Dieser Bund deutscher Reichsstände unter französischer Oberhoheit wurde zu Paris geschlossen. Er war das Werk Napoleon's, welcher darin ein Mittel zur Herrschaft über Deutschland erblickte, und die Reichsstände hätten, wenn auch den Willen, doch nicht die Kraft gehabt, dem Ansinnen des französischen Kaisers zu widerstreben. Durch diesen Bund erklären die Fürsten in der Eigenschaft von souverainen Herrschern ihre Trennung vom deutschen Reiche.

Es ist außer allem Zweifel, daß der Rheinbund, nach dem Plane Napoleon's, nicht anders sein sollte, als eine Brücke für ihn, zur Oberherrschaft über Deutschland und zur Einverleibung der deutschen Reichs-Länder in das französische Kaiserreich. Aber Napoleon wußte seine geheimsten, eigentlichsten Gedanken stets mit schönen Namen und vorgeschützten wohlklingenden Absichten zu bemänteln. Wo er herrschen wollte, erklärte er, er müsse für die Ruhe und den Frieden

Europa's sorgen; wo er einen Staat durch alle möglichen Mittel zum Kriege nöthigte, spielte er vor den Augen der Welt stets den Friedliebenden; wo er unterdrückte, wußte er sich als Schöpfer einer neuen und besseren Lage der Dinge herauszustellen. In diesem Geiste war seine Erklärung über die Stiftung des Rhein-Bundes abgefaßt, welche er am 1. August der Reichs-Versammlung zu Regensburg mittheilte, und worin er geradezu erklärte: das deutsche Reich habe aufgehört!

Die Lage, erklärte er, in welche der Preßburger Friede die mit Frankreich verbundenen Höfe mittelbarer, und die zwischen jenen und an ihren Grenzen gelegenen Fürsten unmittelbarer Weise versetzt habe, sei mit der Eigenschaft eines Reichsstandes nicht länger vereinbar gewesen; es sei also sowohl für jene, als für diese Fürsten nothwendig geworden, das System ihrer Verhältnisse noch einem neuem Plane zu ordnen, und dadurch einen Widerspruch zu entfernen, der eine fortwährende Quelle von gegenseitigen Bewegungen, Unruhen und Gefahren geworden sein würde. Frankreich, welchem seinerseits an dem Bestande des Friedens im südlichen Deutschland so wesentlich gelegen sei, habe nicht zweifeln können, daß von dem Augenblicke an, wo er seine Truppen über den Rhein zurückgezogen haben würde, die Uneinigkeit, als eine unvermeidliche Folge widersprechender und ungewisser nicht genug bestimmter und übelverstandener Verhältnisse, die Ruhe der Völker von Neuem auf das Spiel setzen und vielleicht den Krieg auf dem festen Lande nochmals entzünden dürfte; Frankreich sei überdies auch verpflichtet gewesen, zum Glück und Wohl seiner Verbündeten mitzuwirken und sie in den Genuß aller jener Vortheile zu setzen, die ihnen der Preßburger Frieden versicherte und garantirte; es habe also den Bund, den die süd-

und westdeutschsn Fürsten unter sich geschlossen, nicht als eine nothwendige Ergänzung jenes Friedens=Tractats ansehen können. Die von Jahrhundert zu Jahrhundert nach und nach und immer stärker auf einander gefolgten Abänderungen hatten die deutsche Reichs=Verfassung schon leit langer Zeit in ein bloßes Schattenwerk von sich selbst verwandelt. Die Zeit habe alle Verhältnisse von Größe und Stärke, welche ursprünglich unter den verschiedenen Gliedern des deutschen Staaten=Vereins, zwischen jedem von ihnen und dem Ganzen, wozu es als ein Theil gehörte, ehemals obwalteten, umgeändert. Die Reichs=Versammlung habe aufgehört, einen Willen zu haben, der ihr sonst eigen gewesen; die Urtheilssprüche der höchsten Reichsgerichte haben nicht mehr zum Vollzug gelangen könen; Alles habe von einer so großen Schwäche gezeugt, daß der Reichsverband Niemanden mehr habe sichern können, und nur ein Mittel der Zwietracht und Uneinigkeit unter den Mächtigen geworden sei. Die Folgen der drei politischen Verbindungen europäischer Mächte gegen Frankreich haben diese Schwäche auf den höchsten Grad gebracht. Ein Kurfürstenthum sei dadurch unterdrückt worden, daß Hannover mit Preußen vereinigt wurde: ein nordischer König habe einer Reichsprovinz seinen übrigen Staaten einverleibt: der Preßburger Frieden habe dem Könige von Baiern und Würtenberg und dem Beherrscher von Baden die vollkommene Souverainetät zugestanden: ein Vorrecht, das die übrigen Kurfürsten ohne Zweifel auch verlangen würden und mit Grund verlangen konnten, welches aber weder mit dem Buchstaben, noch mit dem Geiste der deutschen Reichs=Verfassung vereinbar wäre. Er, der Kaiser der Franzosen, sei daher verpflichtet, zu erklären, daß er das Dasein der deutschen Reichs=Vefassung nicht mehr anerkenne, wohl aber die ganze und absulute Souveraine=

tät eines jeden der Fürsten, deren Staaten jetzt Deutschland ausmachen, und mit ihnen in eben den Verhältnissen stehe, welche zwischen den übrigen unabhängigen Mächten Europa's obwalten. Er, der Kaiser der Franzosen habe den Titel eines Protectors (Beschützers) des rheinischen Bundes angenommen, nur aus friedlicher Absicht, damit seine Vermittelung zwischen den schwächsten und stärksten Mitgliedern immer eintreten könne, und dadurch jeder Art von Uneinigkeiten und Unruhen vorgebeugt werde. Indem er auf solche Art den theuersten Angelegenheiten seines Volkes und seiner Nachbarn Genüge leiste und für die künftige Ruhe Europa's, insbesondere Deutschland, welches immer der Schauplatz des Krieges gewesen, dadurch Sorge trage, daß er den Widerspruch beseitige, der die Völker und Fürsten unter einen nur scheinbaren Schutz eines Systems gestellt habe, das in der That ihren politischen Interessen und Verträgen entgegen sei, hoffe er, daß endlich die Nationen Europa's ihre Ohren den Einflüsterungen Derjenigen verschließen werden, welche auf dem festen Lande einen ewigen Krieg stiften möchten; daß französischen Heere den Rhein zum letzten Male überschritten haben würden, und daß die Völker Deutschland künftig nur in der Geschichte der vergangenen Zeit das schreckliche Bild der Unordnungen aller Art, der Verwüstung und Metzeleien, die immer Begleiter des Krieges seien, erblicken werden. Er habe erklärt, daß er die französischen Grenzen niemals über den Rhein hinaus ausdehnen werde. Er sei diesem Versprechen treu geblieben. Jetzt sei sein einziger Wunsch, daß er die Mittel, welche die Vorsehung ihm anvertraut habe, dazu anwenden könne, die Meere frei zu machen, dem Handel seine Freiheit wiederzugeben, und auf diese Art die Ruhe und das Glück der Welt sicher zu stellen.

So wußte Napoleon sein Werk, den Rheinbund in einem Lichte darzustellen, als ob ihm die deutschen Völker für das Segensreiche, was er gestiftet, danken müßte. Es fehlte auch nicht an solchen Deutschen, deren schwächeres Auge, von der Sonne des größten Helden der Zeit geblendet, in ihm den Schöpfer einer neuen Zeit erblickten und lobpreisend verkündeten, daß jetzt erst im Rheinbunde das goldene Zeitalter Deutschlands beginnen werde; der größere Theil der Deutschen aber sah in dem Rheinbunde nur die tiefste Erniedrigung ihrer Nation, das Grab des deutschen Reiches.

Diese Mängel legten die Fürsten des Rheinbundes in einer Erklärung dar, die sie gleichfalls am 1. August 1806 der Reichs-Versammlung zu Regensburg übergaben.

Sie erklären, die Begebenheiten der letzten drei Kriege und politischen Veränderungen, welche daraus entsprungen seien, haben die traurige Wahrheit in das hellste Licht gesetzt, daß das Land welches bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers mit einander vereinigen sollte, für diesen Zweck nicht mehr hinreiche, oder vielmehr, daß es in der That schon aufgelöst sei. Das Gefühl dieser Wahrheit sei schon seit langer Zeit in dem Herzen jedes Deutschen, und so drückend auch die Erfahrung der letztern Jahre gewesen, so habe ich doch im Grunde nur die Hinfalligkeit einer in ihrem Ursprunge ehrwürdigen, aber durch den, allen menschlichen Anordnungen anklebende Umbestand, fehlerhaft gewordenen Verfassung bestätigt. Nur diesem Umstande müssen man ohne Zweifel die im Jahre 1795 im Reiche selbst hervorgetretene Trennung zuschreiben, welche eine Absonderung der Interessen des nördlichen und südlichen Deutschlands zur Folge gehabt haben. Von diesem Augenblick an haben nothwendig alle Begriffe von gemeinschaftlichem Vaterland und Interesse

verschwinden müssen; die Ausdrücke: Reichskrieg und Reichsfrieden, seien Worte ohne Sinn geworden; vergeblich habe man Deutschland mitten im deutschen Reichskörper gesucht. Die Frankreich zunächst gelegenen, von allem Schutz entblößten und allen Drangsalen eines Krieges, dessen Beendigung in den verfassungsmäßigen Mitteln zu suchen nicht in ihrer Gewalt gestanden, ausgesetzten Fürsten haben sich gezwungen gesehen, sich durch besondere Friedensschlüsse von dem allgemeinen Verbande in der That zu trennen. Der Frieden von Lüneville, und mehr noch der Reichsschluß von 1803 hätten allerdings hinlänglich scheinen sollen, und der deutschen Reichs-Verfassung neues Leben zu geben, indem sie die schwachen Theile des Systems hinwegräumten und die Hauptgrundpfeiler desselben befestigten. Allein die in den letztverflossenen zehn Monaten unter den Augen des ganzen Reiches vorgefallenen Ereignisse haben auch diese letzte Hoffnung vernichtet, und die gänzliche Unzulänglichkeit der bisheriden Verfassung auf's Neue außer allem Zweifel gesetzt. Bei dem Drange dieser wichtigen Betrachtungen haben die Souverains und Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands sich bewogen gefunden, einen neuen, den Zeitumständen angemessenen Bund zu schließen. Indem sie sich durch diese Erklärung von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reiche lossagen, befolgen sie blos das, durch frühere Vorgänge und selbst durch Erklärungen der mächtigern Reichsstände aufgestellte System. Vergeblich aber würden sie sich geschmeichelt haben, den gewünschten Endzweck zu erreichen, wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes versichert hätten, wozu sich nunmehr der Kaiser der Franzosen, derselbe Monarch, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt ha-

ben, verbinde. Seines Ruhmes halber eben so sehr, als wegen der eigenen Interesse des französischen Kaiserstaates, werde Napoleon die Aufrechthaltung der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland, und die Befestigung der innern und äußern Ruhe sich angelegen sein lassen. — So erklärten sich die Fürsten.

Der deutsche Kaiser hatte die Ehre Deutschlands, seines Hauses und seiner Krone in fast ununterbrochenen Kämpfen in der letzten Zeit ritterlich verfochten. Während die kleinen Reichsstände für die deutsche Sache nichts gethan, und das mächtige Preußen in der allgemeinen deutschen Sache sich für neutral erklärt, hatte der deutsche Kaiser alle Kräfte seines Hauses aufgeboten und kaum blutig von Kampfplatz vertrieben, ihn immer wieder auf's Neue schlagfertig und muthig betreten. Jetzt aber, da so viele wichtigen Glieder des deutschen Reiches, von Ganzen sich losrissen, Oestreich selbst erschöpft war und Napoleon allgewaltig: jetzt sah der deutsche Kaiser, daß die Zeit gekommen sei, welche das Schicksal als das Ende des deutschen Reiches bestimmt hatte. Tausend Jahre hatte das heilige deutsche Reich bestanden, als Kaiser Franz II. am 6. August 1806 erklärte, daß er seit dem Abschlusse des Preßburger Friedens nur erwartet habe, ob die durch denselben herbeigeführten wesentlichen Veränderungen im deutschen Reiche es ihm ferner möglich machen würden, den ihm als Reichsoberhaupt obliegenden schweren Pflichten zu genügen. Die letzten Ereignisse aber haben ihm die Ueberzeuguug gegeben, daß es unmöglich sein werde, die durch den kaiserlichen Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, und seit der gänzlichen Trennung mehrerer Reichsstände von dem Reiche und seit ihrer Vereinigung zu einem besondern Bunde, sei jede Hoffnung dazu vernichtet. Er aber: sei es seinen Grundsätzen und seiner Würde

schuldig unter diesen Umständen auf eine Krone zu verzichten, die nur so lange Werth in seinen Augen haben könne, als er dem von Kurfürsten, Fürsten und Ständen und übrigen Angehörigen des deutschen Reiches ihm bezeugten Zutrauen zu entsprechen und den übernommenen Pflichten des kaiserlichen Amtes nachzukommen in Stande gewesen sei. Er erkläre demnach, daß er das Band, welches ihn bis jetzt an dem Staatskörper des deutschen Reiches gebunden, als gelös't ansehe; daß er das Amt und die Würde eines Reichsoberhaupts durch den Rheinbund als erloschen, und sich dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das deutsche Reich befreit betrachte; und daß er die deutsche Kaiserkrone, die er in dieser Eigenschaft bis jetzt getragen, nebst dem deutschen Reichsscepter niederlege. Zugleich entbinde er Kurfürsten, Fürsten, Städe und alle Reichsangehörigen, insbesondere auch die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte und die übrigen Reichsdienerschaft von ihren Pflichten, womit sie an ihn, als das gesetzliche Oberhaupt des Reiches, gebunden gewesen, dagegen spreche er alle seine deutschen Provinzen und Reichsländer wechselseitig von den Verpflichtungen, die sie bis jetzt gegen das deutsche Reich getragen, los, indem er dieselben fortan in ihrer Vereinigung mit mit dem östreichischen Staatskörper als Kaiser von Oestreich regieren werde.

Der edle Schmerz, der durch diese würdige Erklärung durchblickte, fand in vielen tausend deutschen Herzen Wiederklang. Und war dieser Schmerz in dem deutschen Herzen über den Einsturz des tausendjärigen deutschen Reiches groß, so war der Unmuth über die Uebermacht und die Gewalt, die ein Fremder über Deutschland übte, noch größer, und noch bitterer die Klagen derer, die unter den Trümmern der umgestoßenen, alten Verfassung begraben wurden; denn mit dem Reiche stürzten auch die Reichs-Institute, Reichsstädte

und Geschlechter, das Eigenthum und Glück vieler Privatpersonen und manche lobenswerthe Einrichtung. Die Reichsgerichte, in denen man Stützen der Landesverfassungen und unpartheitsche Richter in Sachen der Unterthanen erblickt hatte, hörte auf; auch die letzten zwei Reichsstädte im südlichen Deutschland: Frankfurt und Nürnberg, die bisher noch ihre Reichsfreiheit gerettet hhtten, verloren jetzt, indem erstere an den Kurfürsten von Mainz, der unter dem Namen Fürst Primas, Vorstand des Rheinbundes war, und letztere an den König von Baiern fiel. In Nürnberg wollte Napoleon noch vor der Uebergabe der Stadt ein Beispiel geben, was Derjenige zu erwarten habe, der fernerhin für deutsche Nationalität etwas thun und in dem Umsturz des deutschen Reiches nicht die Rettung und das Glück Deutschlands erkennen wollten. Flugschriften, welche den Schmerz der aufgelös'ten Nationalität und den bittern Unmuth über die fremde Herrschaft in Feuerworten aushauchten, und in vielen tausend Exemplaren in Deutschland insgeheim verbreitet wuren, waren Napoleon in die Hände gefallen. Ergrimmt darüber, daß es ihm leichter gewesen sei, in Deutschland Provinzen zn erobern, als die Meinungen und den Geist seiner Bewohner zu beherrschen, ließ er mitten in der freien Stadt Nürnberg durch französische Soldaten den Verleger jener Flugschriften, den Buchhändler Palm überfallen, nebst vier Unglücksgefährten nach Braunau schleppen, vor ein Kriegsgericht stellen, uud zum Tode verurtheilen. Palm wurde erschossen, die Uebrigen aber begnadigt. Oohne Mitwirkung einer deutschen Obrigkeit, ohne irgend eine herkömmliche Form des Rechts, verfuhr Napoleon in einer freien Stadt, oder wenn er sie bereits als nicht mehr frei ansah, im Gebiete eines seiner Verbündeten, in deren innere Angelegenheiten sich nie

zu mischen, er kurz zuvor durch einen feierlichen Vertrag festgesetzt hatte. Die Fürsten des Rheinbundes und ihre Unterthanen konnten daraus sehen, was sich der französische Gewalthaber erlaube. Wie die Reichsritterschaft schon früher, so wurden auch jetzt die kleinen Reichsfürsten Unterthanen der nächst gelegenen Rheinbundfürsten. Die sämmtlichen Fürsten von Hohenlohe, Oettingen, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Truchseß von Waldenburg, Fürstenberg, Fugger, Leiningen, Hessen-Homburg, Wiedrungen, Oranien und Fulda traf dieses Schicksal. Zwar hatten diese noch ein milderes Loos, denn es war durch die Rheinbundsakten gesorgt, daß sie der Willkühr der neuen Herren entzogen wurden. Sie verloren nichts, als ihre Selbständigkeit, die gesetzgebende Gewalt, das Recht der obersten Gerichtsbarheit, die Oberpolizei, und das Recht, Auflage zu erheben. Auch das Militair-Conscriptions- und Rekrutirungsrecht verloren sie an den Souverain. Viel trauriger war die Lage des ehemaligen unmittelbaren Reichsadels. Französische Commissaire übergaben die standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Gebiete an die Rheinbundfürsten, gleichsam als hätte Frankreich ein Recht auf dieselben. Am schmerzlichsten aber war für das deutsche Volk die Aufhebung der althergebrachten landständischen Verfassung, welche übrigens nicht nur von den Fürsten des Rheinbundes, sondern auch von solchem, die demselben nicht angehörten, nach der Auflösung des Reiches vorgenommen ward. Der König von Würtemberg, der Großherzog von Baden, der König von Schweden, durch seine deutschen Provinzen Reichsstand, hatten noch vor der Auflösung des Reiches die Landesverfassung aufgehoben, der König von Dänemark in Holstein, der Großherzog von Hessen in seinen sämmtlichen Provinzen nach Auflösung des Reiches, den Landständen ein

Ende gemacht. Der Name Souverainität, worin Napoleon nur die Unabhängigkeit von jedem Oberlehnsherrn sah, wurde von den Rheinbundsfürsten als Unumschränktheit augedeutet, die alten Volksfreiheiten als nicht zeitgemäß, und mit den veränderten Umständen unvereinbar erklärt, und die unumschränkte Gewalt, wie sie Napoleon in Frankreich übte, in den innern Einrichtungen und in der Verwaltung der Reihnbundstaaten eingeführt. Nur in Sachsen und dem neuen Großherzogthum Berg, das Napoleon seinem Schwager Mürat gegeben, dauerten die Landstände fort. War auch vieles in den althergebrachten Verfassungen der meisten deutschen Länder mit dem Reiche selbst gealtert und nicht mehr zeitgemäß, so machte dies doch nur ihre Verbesserung, nicht ihren Umsturz nothwendig.

Bei seinem Beginne bestand der Rheinbund aus sechzehn Mitgliedern, aus zwei Königen, dem von Baiern und Würtemberg, vier Großherzogen, dem von Frankfurt, Baden, Darmstadt und Berg, aus zehn Fürsten, zwei von Nassau, zwei von Hohenzollern, zwei von Solms, und denen von Aremberg, Isenburg Lichtenstein und Leyen. In Kurzem aber wuchs der Bund so sehr, daß er bald ganz Deutschland, bis auf Oestreich und Preußen, in sich schloß.

Dem Protecor des Rheinbundes, also sich selbst, behielt Napoleon das Recht, den Vorstand desselben, den Fürsten Primas zu ernennen, vor. Kein Bundesglied durfte seine Truppen ins Feld rüsten, als auf die Aufforderung Napoleon's; kein neues Bundesglied durfte aufgenommen werden, ohne seine Zustimmung. An allen Kriegen Frankreichs mußten die Glieder des Bundes, als an gemeinschaftlichen, Theil nehmen; die Größe der zu stellenden Truppenzahl sollte der Bundestag bestimmen. Kein Bundesglied durfte mit einer andern Macht ein Bündniß-

schließen. Vermittler in Streitigkeiten der Bundesglieder untereinander war Napoleon. Das Gebiet eines jeden Bundesgenossen gegen die Unternehmungen der Uebrigen zu sichern, verpflichtete sich Napoleon. Auch den Schutz des Bundesgebietes, überhaupt gegen fremden Angriff, durch Stellung von zweimal hunderttausend Mann, übernahm Napoleon. Zwar erklärte er, die innern Angelegenheiten eines jeden Bundesstaates betrachte er als ihm fremde, in die er sich nicht mischen werde, die Fürsten des Rheinbundes seien Souveraine, über welche es sich keinen Theil der Souverainität anmaße, welchen der deutsche Kaiser ehemals als Oberlehnsherr ausgeübt: aber es lag in den angeführten Grundzügen der Bundesacte, und der Erfolg zeigte es, daß durch den Rheinbund die Gewalt des Fremdlings in Deutschland, und seine Einmischung gesetzlich begründet woroen war. Nicht nur in auswärtigen Angelegenheiten, sondern auch in ihren innern hingen die Bundesstaaten der Wahrheit nach von dem französischen Kaiser ab. Sie waren ganz und gar in das französische Interesse hineingezogen, und statt für deutsche Interessen wurden die Völker der deutschen Bundesstaaten für die französischen aufgeopfert, und bluteten fortan auf den Schlachtfeldern Napoleon's, der ganzen Welt das schmähliche Schauspiel gebend, wie Deutsche gegen Deutsche kämpften, um Frankreich groß und Deutschlands Ketten ewig zu machen.

Es war zwar nicht das erste Mal, daß Deutschland dieses Schauspiel gab. Schon im dreißigjährigen Kriege hatten die Deutschen gelernt, unter fremder Fahne sich für fremde Interessen zu bekämpfen. Schon damals übte Frankreich einen entschiedenen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten, ja es hatte auf den aufgeklärtesten Theil der Deutschen größeren Einfluß, als der deutsche Kaiser, da

dieser durch die Verfolgung der Protestanten und durch die Reformation halb Deutschland gegen sich in die Waffen rief. Damals zuerst hatten sich deutsche Fürsten gewöhnt, von besondern Bündnissen unter sich oder von auswärtigen Mächten den Schutz zu suchen, den sie vom Reich und dem Reichsoberhaupt nicht zu finden glauben durften. Damals zuerst hatten deutsche Reichsstände gelernt, Vergrößerung ihrer eignen Macht jedem gemeinsamen nationalen Interesse vorzusetzen. Schon beim westphälischen Frieden war an dem deutschen Reiche so viel gerüttelt, gerissen und zerstückelt worden, daß von der Oberhoheit des Kaisers und von der Einheit des Reiches wenig mehr als der Name blieb. Jeder Reichsstand hatte damals das Recht erhalten, Krieg zu führen, Frieden und Bündnisse zu schließen, mit wem er wollte, nur nicht gegen das Reich. Von da an hatten die westlichen Reichsstände öfter Bündnisse und Verträge mit Frankreich und andern fremden Mächten geschlossen, entweder um Gewinnens willen, oder um Schutz gegen die um sich greifende Gewalt der mächtigern Reichsstände zu finden. Um Silber und Gold, um die berüchtigten Subsidiengelder hatten deutsche Fürsten Leib und Blut von Tausenden ihrer Unterthanen an fremde Mächte überlassen und deutsches Blut war für den Vortheil der Fremden geflossen, aber niemals gegen das Reich. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich die mächtigern Reichsstände bekriegt, ganz wie souveraine Herrn, aber für ihre Einzel-Interesse, nicht für fremde; die deutschen Völker hatten nur über ihr nächstes Vaterland das gemeinsame Deutschland vergessen, sie standen aber nie dem Fremden bei, um ihnen die Uebermacht über Deutschland zu erringen. Jetzt aber war es so weit gekommen, daß ein Drittheil Deutschlands durch den Rheinbund französisch geworden war und ein fremder

Eroberer mit dem Herzblute von hunderttausend Deutschen Deutschland bekämpfen konnte. Das ist die tiefe Schmach Deutschlands, und das war der große Schmerz in allen edlen deutschen Herzen, nicht der Einsturz des längst wankenden, deutschen Reichsbaues, der seit lange nur noch kümmerlich zusammengehalten hatte und bloß ein Schatten alter Herrlichkeit gewesen war. Das hatten besonders die letzten Kriege des Reichs aufs Klarste herausgestellt, wie jeder Begriff von Nationaleinheit verloren gegangen war und nirgend ein kräftiges Zusammenwirken, nirgend eine rege Theilnahme an der gemeinsamen deutschen Sache sich offenbarte.

XI. Preußens Kriegserklärung.

Napoleon hatte den Rheinbund gestiftet, ohne mit Preußen, seinem Verbündeten, darüber Rücksprache zu nehmen; jetzt aber hegte er die Ueberzeugung, daß der Frieden auf dem Lande, wie auf dem Meere hergestellt werden würde; deshalb war für den Kaiser Frankreichs kein Grund mehr vorhanden, Preußen zu bedrohen; im Gegentheil, es lag in seinen Interesse, Verzeihung für alle die Beleidigungen zu erhalten, mit denen er es seit einigen Monaten überhäuft hatte, nnd er fing an, zn bereuen, Preußen so hart behandelt zu haben. Er beschloß, in dem beunruhigten Könige neues Vertrauen hervorzurufen.

Die Gründung des Rheinbundes war nun für Napoleon die erste Veranlassung, wieder ein freundschaftliches Verhältniß mit Friedrich Wilhelm anzuknüpfen. Am 22. Juli schrieb deßhalb Herr von Talleyrand an Herrn von Laforest, den französischen

Gesandten am Berliner Hofe, indem er ihm die Bundesacte mittheilte:*)

„Es liegt an Preußen, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, um sein System zu vergrößern und zu befestigen. Es wird den Kaiser Napoleon geneigt finden, seine Absichten und Pläne zu unterstützen. Es kann unter einen neuen Bundesgesetze die Staaten vereinigen, welche noch zum deutschen Reiche gehören, und die Kaiserkrone an das Haus Brandenburg bringen. Es kann, wenn es dies vorzieht, einen Bund der norddeutschen Staaten bilden, die mehr in seinem Wirkungskreise liegen. Der Kaiser billigt schon jetzt jede Anordnung dieser Art, welche Preußen für geeignet halten dürfte."

Friedrich Wilhelm hatte von dem Herrscher Frankreichs seit langer Zeit keine Beweise der Achtung und des Vertrauens erhalten; die letzten freundschaftlichen Anträge dieses Fürsten schienen daher eine wohlthätige Wirkung zu haben. „Der König sieht sich nicht nur für den Bundesgenossen Frankreichs, sondern gür den persönlichen Freund des Kaisers Napoleon an," sagte der Graf von Haugwitz zu Herrn von Laforest. Die offiziellen Schreiben entsprachen dieser Versicherung.

Preußen beschäftigte sich nun damit, den Bund zu organisiren, dessen Seele es sein sollte. Es forderte Sachsen, Hessen-Kassel und die Fürsten von Meklen-

*) Aus der bereits erschienenen „**Histoirs des Cabinets de l'Europe.**" von Armand Lefebre, einem höchst wichtigen an neuen Aufschlüssen reichen Werke, welches ganz nach den Actenstücken in dem Archiv des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten geschrieben worden ist. Siehe die „Blätter der Gegenwart" von Dr. A. Diezmann. 16t. Jahrg. Nr. 8 Febr. 1845 Leipzig.)

burg auf, mit ihm einen Bund zu schließen, ähnlich dem, welchen der Kaiser Napoleon mit den übrigen deutschen Fürsten geschlossen habe. Dabei ließ der König auch Dänemark und die Hansestädte sondiren. Den Antrag jedoch, die Kaiserwürde an sein Haus zu bringen, lehnte Friedrich Wilhelm ab, wie er sagte: „aus Rücksicht für das erhabene Haus, welches das Scepter Deutschland verlieren sollte.

Inzwischen ging die Königin Louise nach Pyrmont, wo sie mit der Erbgroßherzogin von Weimar, der Schwester des Kaisers Alexander, mit der Prinzessin von Koburg, der Gemahlin des Großfürsten Constantin, und mit der Kurfürstin von Hessen zusammentraf. Alle waren Gegnerinnen Napoleon's und sprachen sich auch öffentlich als solche aus. Dies konnte nicht verschwiegen bleiben; bald wußte man in den Tuilerien, was man in Pyrmont gesprochen hatte.

Der Kaiser Frankreichs nahm das Alles von einer nur zu ernsten Seite auf und glaubte seitdem nicht mehr an die freundschaftlichen Versicherungen Preußens. Anfangs behauptete er zwar noch die ihm eigenthümliche kalte Ruhe, aber plötzlich änderte er sein ganzes System und trat gegen Preußen feindselig auf. Dem Schwager des Königs, Prinzen von Oranien und Fürsten von Fulda, war bei Errichtung des Rheinbundes seine bisherige Souverainetät enzogen worden, und ungeachtet Napoleon's Verheißung, daß die Geldforderungen, welche derselbe au die ehemalige batavische Regierung zu machen hatte, gesichert sein sollten, verbot der Kaiser selbst die Auseinandersetzung mit ihm, dazu die zum Königreich Holland unter Ludwig Napoleon erhobene Republik sich bereit erklärt hatte, und die Erinnerungen Friedrich Wilhelm's an die Gerechtsame seines Schwagers blieben unberücksichtigt.

Der Großherzog von Berg, welcher vor Kurzem erst zum Landesherrn erhoben worden war, besetzte mitten im Frieden die Preußen zugehörigen Abteien Essen, Werden und Elten. Wesel, welches dem neuen Großherzog zugetheilt war, ward durch einen Machtspruch Napoleon's zum französischen Reiche geschlagen, und dieses dadurch mit einer starken Festung am Rheine mehr bereichert. Außerdem war die Bürgschaft verletzt worden, welche Preußen andern Staaten für die Sicherung ihres Landesgebiets geleistet hatte. So wurde Rugusa der türkischen Oberherrlichkeit, Gradiska und Aquileja den Östreichern entrissen und von den Franzosen in Besitz genommen. Noch weiter ging die Nichtachtung aller Verpflichtungen, welche der französische Kaiser gegen den König von Preußen übernommen hatte, indem er den Kurfürsten von Hessen durch das Versprechen, ihm das Fürstenthum Fulda zu übergeben, in den Rheinbund zu ziehen suchte. Die tiefste Kränkung aber stand dem König von Preußen noch bevor.

Es unterhandelte damals England, wo der friedliebende Fox die auswärtigen Angelegenheiten besorgte zuerst für sich allein, und als der Kaiser von Rußland den von seinem Gesandten Dubril abgeschlossenen Friedensvertrag verworfen hatte, auch für diese Macht Frieden mit Frankreich. Die Aussicht auf Versöhnung mit diesen Mächten mochte Napoleon's Betragen gegen Preußen noch übermüthiger machen. Aber Alles zerschlug sich, weil Frankreich, dem Könige Ferdinand Sicilien nicht lassen, England die angebotene Entschädigung nicht annehmen wollte. In diesen Unterhandlungen nun bot der Kaiser England die Rückgabe Hannovers an, wie er in denselben die balearischen Inseln, das Land eines anderen Verbündeten, als Entschädigung für den König von Sicilien vorschlug.

Die französischen Armeen blieben außerdem in Deutschland zurück, ja sie verstärkten sich sogar, und es war nicht mehr zweifelhaft, daß in Kurzem Preußen von Frankreich würde angegriffen werden. Noch immer suchte Friedrich Wilhelm den Frieden zu erhalten. Was diesen einigermaßen sichern zu können schien, war die Rückkehr der französischen Heere auf das linke Rheinufer. Diese verlangte der König. Aber er erhielt darauf nur die Antwort, daß die französischen Truppen aus Westphalen zurückgezogen werden sollten, wenn preußischer Seits alle Rüstungen eingestellt würden. Ferner sollten die freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen dem vom Könige beabsichtigten nordischen Bunde nicht betreten dürfen, vielmehr würde Frankreich sie in seinen Schutz nehmen. Bei allen Hochachtungsversicherungen, welche der französische Kaiser diesen Erwiederungen hinzufügte, erlaubten sich dagegen öffentliche Pariser Schriften die bittersten Schmähreden gegen den preußischen Hof und seine Maßregeln.

Die preußische Nation, die sich als die Nation Friedrich's des Großen fühlte, war schon lange für den Krieg; seit der Verletzung der Neutralität des preußischen Gebiets fühlte sich die preußische Nationalehre gekränkt. Amtliche Erklärungen und Reden der englischen Minister hatten der Ehre Preußens tiefe Wunden geschlagen. Schon beim Bekanntwerden des Vertrages, welchen Graf Haugwitz mit Napoleon in Bezug auf die Besitznahme des englischen Hannover durch die Preußen abgeschlossen, hatte England auf die preußischen Schiffe, die in seinem Bereich waren, Beschlag gelegt. Mehr als 700 preußische Schiffe waren in englischen Häfen oder auf dem Meere von den erbitterten Engländern weggenommen worden; täglich thaten die englischen Caper dem preußischen Handel neuen Schaden. Der König von Schweden, Verbün-

deter Englands, sperrte zugleich alle Häfen vom Ausflusse der Memel bis zur Mündung der Peene und ließ die preußischen Schiffe aufbringen. Diese bitter Früchte des Vertrages erregten den Haß der Nation. Dem Grafen Haugwitz, der ihn abgeschlossen, wurden zu Berlin die Fenster eingeworfen.

Der König, mit leidenschaftslosem Auge die Lage seines Reiches und die möglichen Folgen eines Krieges würdigend, widerstand lange dem Strome der kriegerisch Gestimmten, und als er sah, daß für den Frieden durch eine klare Auseinandersetzung des Rechts nichts mehr zu hoffen sei, und daß nur die Wahl zwischen einem Kriege mit England, Schweden, vielleicht sogar mit Rußland, oder zwischen einem Kriege mit Frankreich bleibe, erhielten die preußischen Heere Befehl, sich zu sammeln. Es wurde mit England unterhandelt, die Verzichtleistung auf Hannover von Seite Preußens versöhnte schnell mit dieser Macht, und wie der preußische Gesandte nach London zurückkehrte, so erschien Lord Morpeth im preußischen Feldlager. Auch mit Schweden ward Friede. Rußlands Beistand wurde gesucht, doch konnte man die Ankunft desselben vor Ende des Jahres nicht hoffen. Oestreich war näher, auch stand bereits in Böhmen ein östreichisches Heer von 80,000 Mann; allein auf seine Hülfe war nicht sicher zu rechnen. Auch gab das östreichische Kabinet auf die Vorstellungen des preußischen wirklich die Erklärung: das Heer und die Finanzen Oestreichs haben sich noch nicht von den Wunden des letzten Krieges erholt, und jenes Heer müsse die Neutralität Oestreichs und sein Gebiet unverletzt erhalten. Süd- und Westdeutschland, das Preußen früher für sich gehabt hatte, war jetzt auf der Seite Napoleon's. Nur auf den Beistand der Kurfürsten von Sachsen und Hessen glaubte Preußen mit Sicherheit rechnen zu können. Aber der Kurfürst von

Sachsen zeigte erst Neigung zu einem Bunde, als die preußischen Heere sein Land besetzten. Hessen verweigerte den Beistand, nur Braunschweig und Meklenburg schlossen sich freiwillig an.

Während der Rüstungen dauerten die Unterhandlungen fort, ohne das gewünschte Resultat herbeizuführen. Auch Napoleon bewaffnete sich, und erließ einen Aufruf an den Rheinbund, ein Gleiches zu thun. Seit einem Monat, sagte er in dem Aufruf, rüste Preußen gegen Frankreich und den Rheinbund, das wisse die ganze Welt; was aber die Ursache davon sei, habe er noch nicht errathen können.

Alles war in Aufregung. Der kriegerische Enthusiasmus des Volkes überstieg allen Glauben, als das preußische Heer im Felde stand. Preußen, hieß es, ist berufen, Deutschlands Ehre zu retten und Europa an dem Uebermuthe Frankreichs zu rächen. Nur der König und das Ministerium theilten die Schwärmerei der Uebrigen nicht. Beide suchten darum noch immer den Frieden zu erhalten, und man bot Frankreich zu dem Ende folgende drei Bedingungen an: 1) die französischen Heere sollten sogleich den deutschen Boden räumen; 2) Wesel sollte vom französischen Reiche getrennt und 3) die drei vom Großherzogthum Berg in Besitz genommenen Abteien sogleich an Preußen zurückgegeben werden; endlich sollte Napoleon keinen Fürsten außer dem Rheinbunde hindern, an dem nordischen Bunde unter Preußens Protectorat Theil zu nehmen.

Den 8ten October hatte der König, als die letzte Frist einer beruhigenden Antwort zur Erhaltung des Friedens festgesetzt. Als man bis dahin umsonst eine Antwort Napoleo'n erwartet hatte, erließ der König am 9. October die Kriegserklärung gegen Frankreich aus seinem Hauptquartiere zu Erfurt.

Napoleon gab seine Antwort durch den Aufruf an seine Heere, den er aus seinem Hauptquartiere zu Bamberg erließ, und worin er erklärte: „während sie sich bereits gegen dte Grenzen Frankreichs zurückgezogen, habe man unter der Maske von Freundschaft und Bündniß in Preußen neue Ränke geschmiedet; das Kriegsgeschrei habe zu Berlin ertönt, und sie seien seit zwei Monaten mit jedem Tage mehr herausgefordert worden. Dieselbe Partei, derselbe Geist des Verderbens, der vor vierzehn Jahren die Preußen in die Ebenen von Champagne geführt habe, beherrschte ihre Rathschlüsse; wie damals Paris verbrennen, so wollten sie jetzt ihre Fahnen in den Hauptstädten der Verbündeten Franksreichs aufpflanzen; so wollten sie Sachsen zu einer ihrer Provinzen herabwürdigen; darum wollten sie, daß die französischen Heere über den Rhein zurückgehen, als ob es einen andern Weg der Rückkehr für diese gebe, als den der Ehre und der Triumphbogen? Weil die Mäßigung ihre unbegreifliche Aufgeblasenheit nicht habe besänftigen können, so solle Heer und Volk der Preußen erfahren, daß es leicht sei, Land und Macht durch die Freundschaft des großen Volkes (so nannte Napoleon die Franzosen immer) zu vergrößern, daß aber seine Feindschaft, welche man nur durch Hinwegwerfung aller Weisheit und Vernunft herausfordern könne, schrecklicher sei, als die Stürme des Oceans."

So suchte Napoleon den Nationalhaß bei seinem Heere wieder aufzuwecken und die öffentliche Meinung irre zu leiten.

In einem andern Schreiben an den französischen Senat beklagte er die Leiden des Krieges und den Einfluß des bösen Genius auf Europa; aber er sei gezwungen sich zu vertheidigen.

In einem Aufruf an die Sachseu erklärte er: „Die Preußen haben Sachsen überfallen, er betrete dasselbe als Sachsens Befreier. Ob sie im Zweifel stehen können zwischen Frankreich, das sie schützen, und zwischen Preußen das sie unterjochen und sie zwingen wolle, ihr Blut zu vergießen, nicht nur für ein fremdes, sondern sogar für ein ihnen entgegengesetztes Interesse.“

XII. Auerstädt und Jena.

Der Krieg war entschieden. Oberfeldherr des preußischen Heeres war der Herzog Ferdinand von Braunschweig, ein schon 72jähriger Greis. Dieser war der Meinung, Napoleon werde, in Franken stehend, den Angriff erwarten. Dahin wollte der Herzog, von Erfurt aus durch den Thüringer Wald, auf drei besondere Straßen mit dem Hauptheere vordringen, während der rechte und linke Flügel des preußischen Heeres gleichzeitig auf den äußersten Punkten des Gebirges in die Ebenen Frankreichs hinabstiegen. Der Marquis Lucchesini, früher preußischer Gesandter am französischen Hofe, bestärkte den Herzog in seiner Ansicht: daß Napoleon nicht angreifen werde. Dagegen erhob sich aber der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen, indem er sagte: „Auf diese Weise werde Hof mit den dortigen Magazinen bloßgestellt; habe sich Napoleon der von Hof nach Leipzig führenden Straße bemächtigt, so stehe ihm Sachsen und der Weg in die brandenburgischen Marken offen; deshalb müsse sich das preu-

sische Heer bei Saalfeld, Saalburg und Hof aufstellen." Allein seiner Ansicht fest vertrauend, sagte der Herzog: „für Hof sei nichts zu fürchten; Napoleon erwarte vielleicht nur eine Bewegung, wie die eben vorgeschlagene, um über Fulda nach Eisenach, oder durch den Thüringer Wald vorzudringen." Demnach blieb das preußische Heer in seiner Stellung am Nordabhange des Gebirges, das Centrum unter dem Herzog selbst bei Erfurt, der rechte Flügel unter General Rüchel bis gegen Bach, der linke unter dem Fürsten Hohenlohe bis Jena; ein vereinzeltes Corps unter Tauenzien deckte Hof, und die Vorhut des linken Flügels unter dem Prinzen Louis (Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen) stand bei Rudolstadt. Der Herzog von Weimar sollte mit leichten Truppen auf der Straße von Meinigen vorbringen. So aufgestellt erwartete der Herzog von Braunschweig die Antwoot Napoleon's auf eine Erklärung Friedrich Wilhelm's vom 1. October, welche der General Knobelsdorf als preußischer Gesandter zu Paris dem Herrn von Talleyrand übergeben hatte.

Napoleon sagte, nachdem er das Schreiben des Königs von Preußen gelesen, zu Berthier: „Marschall, man giebt uns ein Ehren-Rendezvous; nie ist ein Franzose ausgeblieben! Da man aber sagt, daß eine schöne Königin Zeuge des Kampfes sein will, so laßt uns höflich sein und ohne Nachtquartier nach Sachsen eilen." — Der Kaiser hatte nämlich erfahren, daß die Königin Louise sich bei der Armee befinde, als Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragoner-Regiments.

Darauf setzte Napoleon seine Heere in Marsch und wählte gerade die Straßen, auf denen man ihn gar nicht erwartete. Der rechte Flügel unter den Marschällen Soult und Ney marschirte gegen Hof; das Centrum unter dem Großherzog v. Berg, dem Prinzen

von Ponto Corvo und dem Marschall Davoust mit der kaiserlichen Garde zog über Bamberg nach Saalburg; der linke Flügel unter Lannes und Augereau über Schweinfurt gegen Saalfeld. Napoleon selbst begab sich durch den Frankenwald nach Schleiz.

Schon am 9. October hatte Marschall Soult in Hof alle preußischen Magazine weggenommen. General Tauenzien, durch die Uebermacht gedrängt, suchte sich über Schleiz mit dem Hohenlohe'schen Heere zu verbinden; allein hier gerieth er in das französische Mitteltreffen. Obgleich aber umringt von allen Seiten, schlug er sich dennoch durch und rettete so seine Ehre.

Der Marschall Lannes war gegen Saalfeld vorgedrungen und hatte bereits die preußischen Vorposten zurückgeworfen, als Prinz Louis wider den Befehl des Fürsten von Hohenlohe mit 6000 Mann herbeieilte und sich muthig auf die überlegenen Streitkräfte des Feindes warf. Die Kanonade der Franzosen brachte indeß die Preußen bald in Unordnung; sie wurden theils in einen Sumpf geworfen, theils zerstreut. Prinz Louis, die Verwirrung der Seinigen gewahr werdend, wollte sein Schicksal nicht von ihnen trennen und stürzte sich todesverachtend auf die Gegner. „Ergeben Sie sich, Oberst!" rief ihm ein französischer Quartiermeister zu, „oder Sie sind des Todes." Der Prinz antwortete mit einem Säbelhiebe, aber der Husar begegnete ihm mit einem Stich, und der Hohenzoller sank todt zu Boden. Seine Tapferkeit wurde selbst vom Feinde geehrt. Napoleon sagte öffentlich: „Glorreich war sein Ende und er verdient beklagt zu werden. Er ist gestorben, wie jeder Soldat zu sterben wünschen sollte."

Inzwischen drangen die französischen Heere vorwärts. Schon am 12. October streiften die leichten Reiter

Murat's bis an die Thore von Leipzig, während an demselben Tage Marschall Davoust in Naumburg eingetroffen war und sich aller preußischen Magazine bemächtigt hatte. Jetzt waren die Preußen in ihrer linken Flanke und im Rücken umgangen. Das Hauptheer unter dem Herzog von Brauschweig stand bei Auerstädt, Hohenlohe bei Jena, die Sachsen an der Schnecke zwischen Weimar und Jena. — So war das preußische Heer schon jetzt verloren, ohne es zu wissen.

Unter diesen Umständen spielte Napoleon die oft wiederholte Rolle, daß er Frieden antrug, während er mit heißester Ungeduld den Kampf erwartete, nur um auf seine Gegner die Schuld des vergossenen Bluts zu wälzen. Er gab der Welt das Schauspiel, an den König von Preußen unterm 22. October im Tone eines menschenfreundlichen, jedoch unerschrockenen, großmüthigen Helden ein Schreiben zu erlassen, worin er sich von der Schuld der Urheber des Krieges zu sein, zu reinigen suchte und den Schein annahm, als wünsche er den Frieden. „Der Erfolg meiner Waffen," schrieb er, „ist nicht ungewiß; Ihre Truppen werden geschlagen werden, aber es wird das Blut meiner Kinder kosten. Wenn es durch irgend einen, mit der Ehre meiner Krone vereinbaren Vergleich geschont werden könnte, so wollte ich Alles thun, um eines so kostbaren Blutes zu schonen; nur die Ehre allein ist meinen Augen noch kostbarer, als das Blut meiner Soldaten. Sire, Sie sind heute noch unangetastet und können auf eine ihrem Range gemäße Art mit mir unterhandeln; ehe ein Monat vergeht, werden Sie in einer verschiedenen Lage unterhandeln."

Der Brief ging am 13. October ab, aber der Capitain Montesquiou, der ihn überbringen sollte, wurde von den Husaren des Fürsten Hohenlohe aufgefangen, daher kam der Ueberbringer erst gegen Abend

im Hauptquartier des Fürsten an, und als der Brief am andern Morgen dem Könige eingehändigt wurde, war es zu spät.

Napoleon hatte aller Wahrscheinlich nach nur einen geringen Eindruck von diesem Schreiben erwartet; denn gleich nach dessen Absendung bereitete er Alles zu einer entscheidenden Schlacht vor. Diese wurde auf zwei Punkten geschlagen; bei Auerstädt und bei Jena. Morgens den 14ten October wollte der Herzog von Braunschweig die wichtigen Engen von Kösen besetzen, als er diese bereits vom Feinde eingenommen fand. Diese wichtigen Pässe, die jedem Feinde den Weg verschlossen, hatte der Herzog durch Säumniß verloren, er wollte sie jetzt mit Gewalt wieder gewinnen und brach mit der ersten Abtheilung hervor, ohne die Stärke des Feindes zu kennen. Als er die Größe des Widerstandes sah, rief er durch Boten die zweite Abtheilung zu Hülfe; aber das Terrain ließ diese nur langsam zum Kampfe kommen. Das Gefecht hatte noch nicht lange gedauert, als der Herzog durch eine Flintenkugel, die, über dem rechten Auge eindringend, auch das linke aus seiner Höhlung trieb, tödtlich verwundet stürzte. Mit dem Oberfeldherrn war der Schlachtplan, die Einheit der Operationen verloren. Auch der Führer der ersten Abtheilung, Graf Schmettau, fiel tödtlich verwundet. Das Feuer der französichen Batterien wüthete fürchterlich: aber die Preußen wehrten sich wie Verzweifelte. Die Generale und Prinzen setzten sich allen Gefahren aus und stellten sich selbst an die Spitze der Regimenter; allein sie wurden auf beiden Seiten und im Rücken durch die französischen Schlachthaufen überflügelt, umzingelt und geschlagen. Dem Könige selbst wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Die Gefahr wuchs. Da begegnete der General Blücher dem Könige im Getümmel der Schlacht; noch standen

starke Haufen frischer Truppen: 20,000 Preußen unter General Kalkreuth waren noch gar nicht zum Gefecht gekommen; — die Reiterei war leicht zu sammeln. Blücher rieth dem Könige, das Letzte zu versuchen; aber dieser zog es vor, mit den Heerhaufen des Fürsten Hohenlohe und des Generals Rüchel sich zu vereinigen und die Schlacht am nächsten Tage zu erneuern. Der Rückzug wurde beschlossen; doch er lös'te sich bald in Verwirrung und Flucht auf. Noch ahnte der König nicht, welcher Schlag die beiden andern Heeres-Abtheilungen bei Jena betroffen hatte. —

Hier hatte Napoleon, treu seinem Grundsatze: daß nichts dem Vortheile aufwiege, dem Feinde zuvorzukommen und ihn zuerst anzugreifen, — in der Nacht alles sorgfältig zu Schlacht geordnet, obgleich seine schwere Reiterei erst am nächsten Mittage zu ihm stoßen konnte, und die Reiterei der Garde 36 Stunden entfernt war. Dagegen hatte Hohenlohe die steilen Höhen bei Jena unbesetzt gelassen. Napoleon, ließ in der Nacht einen Weg in den Felsen hauen, Artillerie auf die Anhöhe bringen und den Landgrafenberg besetzen. Er war nicht wenig erstaunt über die Nachlässigkeit seiner Gegner in Besetzung dieser Höhen. Durch Tausende von Soldaten, welche die ganze Nacht mit dem Corps der Schanzgräber arbeiteten, machte Napoleon das Unmögliche möglich. Der Kaiser bivouakirte mitten unter seinen Garden auf der Höhe; die Wachtfeuer der beiden Armeen waren einander auf halbe Kanonenschußweite nahe; die Schildwachen berührten sich fast, und es konnte jede Bewegung gehört werden. Die preußischen Vorposten vernahmen den Holzschlag in der Tiefe und das dumpfe Gerassel und die aufgefahrenen Kanonen; sie sahen den Fackelzug des Kaisers und hörten das Geschrei der ihn begrüßenden

Krieger; aber Alles ward nicht beachtet und, wie Augenzeugen behaupteten, nicht einmal dem Fürsten gemeldet. Es wäre übrigens immer noch nichts verloren gewesen; denn Napoleon lagerte auf dem Landgrafenberge, während Tauenzien den Dornberg inne hatte, welcher jenen beherrscht; den noch höheren Windknollen aber hatte Napoleon unbesetzt gelassen, und von hier aus hätte ihn Hohenlohe, wenn er nicht in jener Nacht zu Kappelndorf ruhig geschlafen, völlig vernichten können. Aber selbst am Morgen des 15. Octobers glaubte man im preußischen Hauptquartiere noch an keine Schlacht, vielmehr wähnte man den größeren Theil der französischen Macht nach Naumburg und Kösen gezogen.

Ein dicker Nebel verdunkelte den Tag. Mit dem ersten Grauen desselben hatte Napoleon sein Heer in Schlachtordnung gestellt: er ritt an mehreren Linien vorüber. Die Stelle, wo seine Armee schwach war, verbarg er weder sich noch seinen Soldaten; er hatte, wie schon gesagt, fast gar keine Reiterei. Daher empfahl er seinen Soldaten, vor der preußischen Cavallerie, die man als so furchtbar schilderte, auf der Hut zu sein, und erinnerte sie, daß sie, vor einem Jahre, ganz um dieselbe Zeit, Ulm erobert hätten; daß jetzt die preußische Armee, wie damals Mack, umringt sei, indem sie ihre Operationslinie und ihre Magazine verloren habe; daß sie in diesem Augenblick nicht mehr für ihren Ruhm, sondern für ihren Rückzug streite, daß sie versuchen werden auf verschiedenen Punkten sich durchzuschlagen, und daß die Armeecorps, welche dieselbe passiren ließen, sich um ihren Ruf und ihre Ehre bringen würden.

Die Soldaten beantworteten diese Anrede mit dem Geschrei: „Vorwärts!" Die Plänkler eröffneten das Treffen, das kleine Gewehrfeuer wurde heftig, die

Kanonen donnerten. Erschreckt fuhr der Fürst von Hohenlohe zu Kappellendorf aus dem Schlafe empor; aber noch glaubte er weder an die Anwesenheit Napoleon's, noch an die Uebermacht der feindlichen Streitkräfte; und während er sich frisiren ließ, war Tauenzien schon durch die Franzosen vom Dornberg herabgeworfen, und somit der festeste Punkt verloren. Das preußische Heer war überrascht worden; aber es zeigte eine Tapferkeit, welche selbst die Franzosen ehrten. Besonders war es die Reiterei, die ihre Manöver mit solcher Pünktlichkeit vollzog, daß das französische Mitteltreffen zurückwich und Napoleon selbst das Handgemenge noch um einige Stunden zu verschieben wünschte, um in der eingenommenen Stellung die Verstärkungen, welche gegen Mittag zu ihm stoßen sollten, und vorzüglich seine Reiterei zu erwarten. Aber der Ungestüm der Franzosen riß ihn selbst mit fort. In weniger als einer Stunde war Alles im Kampfe, und Napoleon selbst sagt davon: „Gegen 300,000 Mann, mit 800 Kanonen auf beiden Seiten, verbreiteten überall den Tod und boten ein in der Geschichte seltenes Schauspiel dar. Auf beiden Seiten manöverirte man fortdauernd, wie bei einer Parade.

Bald war der Sieg nicht mehr zweifelhaft. Napoleon war an Zahl überlegen, und sobald er seine Streitkräfte alle in's Treffen bringen konnte, mußte es sich entscheiden. Stufenweise, wie von Sprossen einer Leiter herab, entwickelten sich die kaiserlichen Garden und die Corps des Marschals Lannes von den Höhen. Ein kräftiger Angriff auf die durch eine kleine Oeffnung aus den Thalengen hervorbrechenden Massen hätte Wichtiges für die Preußen bewirken können; der Augenblick wurde versäumt, und jetzt trafen die französische Reserve=Reiterei und zwei neue Divisionen des Marschalls Ney auf dem Schlachtfelde ein.

Die ganze französische Macht, die bisher in der Reserve gestanden, ließ jetzt Napoleon vorrücken, und so unterstützt warfen die französischen Linien die Preußen, trotz ihrer verzweifelten Tapferkeit, in einem Augenblick. Die Preußen traten den Rückzug an. Die erste Stunde geschah er in Ordnung. Sich zurückziehend wandten sich die preußischen Tapfern immer noch gegen den Feind, und hielten ihn durch wohlgeordnetes Feuer in Schranken. Sobald aber die französischen Dragoner-Divisionen und die Kürassiere den Großherzog von Berg an der Spitze, am Gefechte Theil nahmen wurde der Rückzug gänzliche Unordnung. Weder die preußische Reiterei, noch das Fußvolk konnten ihren Anfall aushalten; vergebens bildete es sich in Viereck-Bataillone. Fünf dieser Battaillone wurden durchbrochen: Artillerie, Reiterei, Fußvolk, Alles wurde geworfen und gefangen. Die Franzosen kamen mit den Preußen in Weimar an.

Der Fürst Hohenlohe hatte bei seinem Rückzuge seine Hoffnung auf den General Rüchel gesetzt, dessen Corps seitwärts detachirt war. Im günstigen Augenblick erscheinend, hätte er für die Entscheidung der Schlacht viel thun können; aber er war unnützer Weise zu weit entfernt worden, und kam zu spät zur Schlacht, zu spät um den Rückzug zu decken. Als er endlich auf dem Wahlplatze erschien, erneuerte er, völlig unterrichtet von der Streitmacht des Feindes, und von seinem Franzosenhaß getrieben, im ungünstigen Augenblicke den Kampf gegen den Siegesstrom der französischen Massen. Er griff an, erhielt aber einen Schuß in die Hüfte, ritt zum zweiten Mal in's Feuer, geschützt durch den Ordenstern unter's Herz ge-

schossen und aus der Schlacht getragen. Gleich darauf wurde auch sein Heerhaufe geworfen und geschlagen. Jetzt erst hatten sich Hohenlohe's Truppentheil in wilde Flucht aufgelös't: die Einen waren nach Weimar zu geflohen, die Andern nach Naumburg, wo sie mit dem Heere des Herzogs von Braunschweig zusammenstießen, während sie überall von den Siegern gedrängt wurden. Der König selbst war einige Mal in Gefahr, gefangen zu werden. Die Verwirrung der geschlagenen Heere war ohne alle Grenzen. So viele Führer waren gefallen, kein Plan, kein bestimmter Sammelplatz; dazu kam das Dunkel, die Kälte der Herbstnacht. Endlich, um das Maß voll zu machen, war der Weg nach Preußen abgeschnitten, und nur auf großen Umwegen konnten die Geschlagenen ihre Heimath erreichen.

Mehr als 20,000 Todte oder Verwundete ließen die Preußen auf dem Schlachtfelde. Von beiden Seiten war der Verlust ungewöhnlich. Die Landleute aus der ganzen Gegend mußten aufgeboten werden, um die Todten, die in großen Haufen das Schlachtfeld bedeckten, zu begraben. Zu Jena, Weimar und in den umliegenden Ortschaften lagen in den ersten Tagen nach der Schlacht in manchen Häusern 20 bis 40 Verwundete von beiden Seiten.

An der Schnecke wurden 6000 Sachsen und mehr als 300 Officiere zu Gefangenen gemacht. Napoleon ließ die Officiere versammeln und erklärte ihnen: „Es mache ihm Verdruß, zu sehen, daß ihre Armee ihn bekriegt habe; er habe die Waffen nur ergriffen, um die Unabhängigkeit des sächsischen Volkes zu sichern und zu verhüten, daß es unter Preußens Scepter käme. Seine Absicht sei, sie alle frei zu lassen, wenn sie ihr Ehrenwort geben, nie wieder gegen Frankreich zu dienen. Ihr Souverain, dessen Eigenschaften er Ge-

rechtigkeit widerfahren lasse, habe dadurch eine ausnehmende Schwäche bewiesen, daß er den Drohungen der Preußen nachgegeben und dieselben sein Gebiet habe betreten lassen. Dem Allem müsse ein Ende gemacht werden. Die Preußen müßten in Preußen bleiben und sich nicht mehr in Deutschlands Angelegenheiten mischen. Die Sachsen sollten unter Frankreichs Schutz einen Theil des rheinischen Bundes ausmachen: einem Schutze, der nicht neu sei, indem sie seit 200 Jahren ohne Frankreich unter östreichische oder preußische Botmäßigkeit gekommen wären. Er habe erst dann die Waffen ergriffen, als die Preußen in Sachsen eingefallen waren; diesen Gewaltthätigkeiten müsse ein Ziel gesetzt werden. Das feste Land von Europa bedürfe der Ruhe, und ungeachtet der Intriguen und Leidenschaften, welche mehrere Höfe in Bewegung setzten, müsse diese Ruhe Statt haben, sollte sie auch den Sturz einiger Kronen kosten."

Wirklich wurden auch alle sächsischen Gefangenen mit den Proclamationen des Kaisers an die Sachsen nach Hause geschickt, mit der Versicherung, daß man gegen ihre Nation nichts im Sinne habe.

Zwei Tage darauf schloß Napoleon mit Sachsen einen Vertrag ab, worin letzteres für neutral erklärt wurde. Der Tod vieler Treuen war für den Kurfürsten Grund genug, eine Partei zu verlassen, die er nur mit Widerwillen ergriffen hatte; und überdies war di Schlacht bei Jena nur die erste Entladelung des Gwitters, das Preußen niederschmetterte.

Am Tage nach der Schlacht umzingelte der Großherzog von Berg in aller Frühe Erfurt, wohin sich ein Theil des preußischen Heeres geflüchtet hatte. Am 16ten ergab sich die Stadt ohne alle Vertheidigung. 14,000 Mann, woruner 6 Generäle vom höchsten Range, wurden zu Kritegsgefangenen gemacht; ebenso

fiel ein wohlversehener Artillerie-Park von 120 Kanonen in die Hände der Franzosen. Die Vornehmsten der Gefangenen waren der Prinz von Oranien und der Feldmarschall Möllendorf. Während man jedoch die Gefangenen nach Eisenach abführte, wurden sie durch ein preußisches Corps unter dem Lieutenant Hellwig in Freiheit gesetzt.

Nach diesen Vorgängen suchte der König von Preußen einen sechswöchentlichen Waffenstillstand zu erlangen; aber Napoleon gab die kurze Antwort: „Nach einem erfochtenen Siege könne er dem Feinde nicht Zeit lassen, sich wieder zu sammeln.“

Noch war ein unversehrtes preußisches Corps vorhanden: die Reserve-Armee unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg. Unbekannt mit der Niederlage des Königs und des Fürsten Hohenlohe, war dieser Heerestheil nach Halle vorgerückt, ohne vorher die Gegend zu recognosciren; selbst die Brücken der Saale hat man unbesetzt gelassen. — Prinz Eugen ritt eben in die Stadt zum Mittagsmahle, als die Franzosen unter dem Fürsten von Ponto Corvo zu den Thoren hereinströmten. In weniger als einer Stunde waren die Preußen geworfen. Die preußische Cavallerie vertheidigte sich heldenmüthig, aber die allgemeine Flucht riß sie mit fort. 5000 gemeine Soldaten, 74 Führer und 34 Kanonen nebst 4 Fahnen fielen in die Hände der Franzosen. Die großherzigste That, welche die Geschichte bei dieser Gelegenheit aufbewahrt hat, ist die eines preußischen Fähndrichs. Dieser, ein 15jähriger Knabe sah sich unweit Halle von französischen Dragonern verfolgt; und da er seine Fahne nicht lassen wollte, sprang er mit ihr in die Wellen der Saale und wurde von den Rädern einer Mühle zermalmt. Der Rest der Reserve floh nach Magdeburg. Dorthin hatten sich auch Kalkreuth's Corps und die

Trümmer des Hohenlohe'schen Heeres gezogen. Der König hatte dem Fürsten von Hohenlohe den Auftrag gegeben, den Rest des Heeres über die Oder zurückzuführen. Die Truppen fingen schon an, muthlos zu werden, und selbst bei dieser bedenklichen Lage fehlte unter den Anführern dasjenige Einverständniß, welches ihrer Stellung erst die gebührende Achtung verschaffen muß. Schon bei Nordhausen trennte sich Kalkreuth von Hohenlohe; Blücher folgte dem Oberfeldherrn, trotz dessen Befehlen, sich anzuschließen, immer nur in einiger Entfernung. Da Hohenlohe's Truppen ohne Munition und Lebensmittel waren, verlangte der Fürst, vor Magdeburg angekommen, von dem Befehlshaber dieser mit reichen Vorräthen versehenen Festung Unterstützung. Dieser verweigerte es; doch kam der Fürst bis nach Prenzlau. Hier wurde er überall von den Feinden angegriffen. Von Blücher abgeschnitten, war er fast ohne Cavallerie; denn die Regimenter, welche er bei sich hatte, waren entmuthigt, die Pferde ermüdet, so daß der Kampf gegen eine überlegene Reiterei die übelsten Folgen hätte haben können. Nach waren nur die Straßen auf dem rechten Ufer der Uker frei. Der Oberst Massenbach aber, der von einer Sendung zu dem feindlichen Feldherrn zurückkehrte, glaubte vom rechten, statt vom linken Ufer des Flusses hergekommen zu sein, und da man nicht herausbringen konnte, auf welchem Ufer man sich befinde, so glaubte man ihm; man hielt den letzten Rückzugweg für abgeschnitten und das Heer von allen Seiten umzingelt. Bei größerer Entschlossenheit hätte man sich muthig durchzuschlagen versucht; aber Hohenlohe fürchtete sein Heer nutzlos aufzuopfern und — capitulirte. „Ich habe nicht das Glück gehabt," schrieb er an den König, „die anvertraute Armee über die Oder zu führen. Ich bin das unglückliche Opfer der Nichtbefolgung meiner früher gemachten

Vorschläge. Mich trifft nur das Unglück, nicht die Schande. Ich habe eine Armee angeführt, die ohne Brod, ohne Fourage und ohne Munition auf dem Boden eines Kreises einen Paß erreichen sollte, der auf der Sehne neben dieses Kreises lag, und auf dieser Sehne bewegte sich der Feind. In der Sache selbst, nicht in der Unzweckmäßigkeit meiner Anordnungen lag die Unmöblichkeit, den Zweck zu erreichen."

Drei Fürsten: der von Hohenlohe, der Prinz August von Preußen, Bruder des gefallenen Louis, und der Prinz von Schwerin, dazu mehrere Generale, 16,000 Mann Fußvolk, größtentheils Garde oder Grenadiere, 6 Regimenter Reiterei, 45 Fahnen und 64 bespannte Artilleriestücke fielen in die Hände der Franzosen.

Blücher scheint dieses Ende geahnt zu haben, darum suchte er mit dem Kern der geretteten Cavallerie seinen eigenen Weg allein Schon hatte ihn ein französisches Corps umzingelt, aber er beredete den feindlichen General, daß zwischen Peeußen und Frankreich eben ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, und so kam er durch. Er zog später den Heerhaufen des Herzogs von Weimar und eine Menge einzelner Flüchtlinge an sich, und wandte sich nach der Elbe, um jenseits derselben die Franzosen so lange zu beschäftigen, bis sein König und die verbündeten Russen Zeit gewännen, mit gesammter Kraft herbeizuziehen. Aber unablässig von drei feindlichen Corps verfolgt und angegriffen, in Gefahr umgangen zu werden, und die Unmöglichkeit erkennend, die Elbe zn erreichen, warf er sich in die neutrale freie Stadt Lübeck. Dieser wurde von den Franzosen mit Sturm genommen, und Blücher verlor in einer blutigen Schlacht mehrere Tausende seiner Leute, Lübeck aber erfuhr alle Greuel einer erstürmten Stadt. Mit 10,000 Mann floh er noch bis Radkau, fand aber keine Schiffe, um sich über

die See zu retten. Hier, wo die Ostsee auf der einen und das neutrale dänische Gebiet auf der andern Seite jede weitere Flucht unmöglich machte, mußte er capituliren. Mehr als 50 deutsche Meilen weit hatte er den Rückzug ehrenvoll durchgeführt, in größter Ordnung, unter beständigem Kampfe mit einem weit überlegenen Feinde, bei den ungeheuersten Strapazen. In den letzten 14 Tagen war der Mangel an Lebensmittel auf's Höchste gestiegen; viele sanken vor Ermattung nieder, aber sie wollten lieber sterben als sich ergeben. Beim Anblick dieses Elends folgte Blücher dem Drange der Umstände und gab sich, umzingelt von den Feinden, gefangen. Aber selbst diese konnten den Tapfern ihre Bewunderung und Hochachtung nicht versagen; sie wurden auch in der Gefangenschaft als Helden behandelt. Bald jedoch wurde Blücher gegen den von einem preußischen Streifcorps gefangenen Marschall Victor wieder ausgewechselt und er sammelte eine neue Schaar auf der Insel Rügen.

So waren die Trümmer des preußischen Heeres vernichtet, alle Generale gefangen, verwundet oder todt. Tödtlich verwundet, von körperlichen Schmerzen gequält, erschüttert durch die schreckliche Schläge, die Preußen niederwarfen, hatte der unglückliche Herzog Ferdinand von Braunschweig auf einer Bahre sich bis nach seiner Residenz Braunschweig tragen lassen. Todtenstille herrschte auf den Straßen, die Seinen waren geflohen, sein Schloß war leer. „Ich verlasse nun Alles und bin von Allem verlassen!" rief der greise Fürst schmerzvoll aus. Aber über seine eigenen Schmerzen vergaß er die Sorge für sein Volk nicht. Er schickte seinen Hausmarschall zu Napoleon und ließ um Schonung seiner Lande bitten und um eine Ruhestätte für sich zum Sterben. Aber Napoleon ließ ihm sagen: Wenn er in seiner Hauptstadt Braunschweig keinen

Stein auf dem andern ließe, so wäre dies nur Wiedervergeltungsrecht, da er dasselbe einst Paris gedroht habe. Die Einwohner des Landes Braunschweig werde er möglich schonen, aber einen Herzog von Braunschweig kenne er nicht mehr, er kenne nur einen preußischen General Braunschweig. Der General Braunscheig solle als solcher behandelt werden; aber wenn das Haus Braunschweig aufgehört habe zu regieren, so soll es diesen Verlust dem Anstifter zweier Kriege danken u. s. w.'' So mußte sich der 72jährige blinde Fürst noch weiter tragen lassen, bis Ottensee bei Altona im Dänischen, wo er verschied, nur wenige Tage seine und seines Hauses Aechtung überlebend. In der dortigen Dorfkirche wurde er beigesetzt, fern von den Gräbern seiner Ahnen.

Dritter Abschnitt.

Von der Schlacht bei Jena bis zum Vertrage von Kalisch.

(Von 15. October 1806 bis zum 28. November 1813.)

I. Treulosigkeit

Welch' großes Unglück bei Auerstädt und Jena über Preußen hereingebroch war, davon hatte man am 15. October 1806 in Berlin noch keine Ahnung; die Nachricht vom Tode des Prinzen Ludwig war deshalb auch noch nicht hinreichend, die Einwohner zu vermögen, an diesem Tage die Feier der Geburt des Kronprinzen zu unterlassen. Allein am 17ten traf die Königin ein und ihr folgte der Major von Dorville mit der Schreckenpost, daß Alles verloren sei. Dies wurde durch Placate bekannt gemacht, worauf die Königin mit ihrer Familie sofort nach Königsberg ging.

Das war ein Schlag für die Einwohner der Residenz, von dem getroffen zu werden, sie bis dahin für unmöglich hielten; doch das Maß der Leiden war noch nicht gefüllt: 10 Tage nach der Schlacht bei Jena zogen die Franzosen in Preußens Hauptstadt ein. —

Napoleon war an diesem Tage erst in Potsdam angelangt, wo er die Gruft Friedrich's des Großen besuchte, dann den Degen, den schwarzen Adlerorden, die Generalschärpe dieses Helden und endlich die Fahnen, die seine Garde im siebenjährigen Kriege getragen, mit sich nahm. Am 27. October hielt der Kaiser seinen feierlichen Einzug in Berlin. Hier beschäftigte er sich nur damit, das eroberte Land zur Fortsetzung des Krieges zu benutzen, und während dieser Zeit fielen die preußischen Festungen eine um die andere.

Schon am 24. October fiel die nur 2 Stunden von Berlin entfernte Citadelle Spandau. Der Commandant hatte eine Besatzung von 1200 Mann, herrliche Magazine und große Munitions-Vorräthe; aber er vertheidigte die Festung auch nicht durch einen Flintenschuß, sondern gab sich auf die bloße Aufforderung kriegsgefangen.

Noch wichtiger war Stettin, der Schlüssel zu Pommern und Westpreußen. 6000 Mann mit 160 Kanonen und großen Magazinen von Lebensmitteln besetzten diese Festung, welche ebenfalls ohne alle Gegenwehr übergeben ward. Hierdruch gewannen die Franzosen den freien Weg über die Oder und eine treffliche Operationslinie.

Cüstrin, mitten in Morästen gelegen, war einer der festesten Plätze Preußens, im besten Zustande und durch 4000 Mann und 90 Kanonen gedeckt. Der König hatte dem Befehlshaber vor seiner Abreise die Vertheidigung dieser Festung auf's dringendste an's Herz gelegt. Als aber die ersten Feinde heranrückten, übergab der Commandant diesen wichtigen Punkt unaufgefordert an 1500 Mann Franzosen, indem er ihnen am 31. October persönlich entgegentritt und nach einer kurzen Unterhandlung die Festung räumte. Durch sie waren die Franzosen aller Plätze an der Oder Meister.

Der Hauptpunkt, auf dessen Unüberwindlichkeit der König baute, war Magdeburg, eine schon seit Jahrhunderten berühmte Festung. 20 Generale, 800 Officiere, 20,000 Mann Fußvolk, 400 Mann Reiterei und 2000 Mann Artillerie lagen darin; 800 Stück Geschütz standen auf den Wällen; von Pulver und allen andern Bedürfnissen waren ungeheure Vorräthe in den Magazinen aufgehäuft. Am 25. October erschien der Marschall Ney mit ungefähr 10,000 Mann vor der Stadt und zwar ohne alles schwere Belagerungsgeschütz; es konnte daher von einem eigentlichen Angriff gar nicht die Rede sein; überdies war die Stadt mit Allem auf viele Monate versehen. 74 Tage lang lag Ney davor und beschloß die Werke mit einem unbedeutenden Feuer aus einigen leichten Feldkanonen. In der Festung commandirte ein alter Herr, von Natur untauglich, durch Jahre und Lebensart schwach und nur durch Geburt und Herkunft auf einen so wichtigen Posten gestellt. Dieser, einer 14tägigen Belagerung überdrüssig und zu stolz, das Commando, zu dem er zu schwach war, einem Andern zu überlassen, nahm nicht länger Anstand, die von 24,000 Mann vertheidigte und mit ungeheuren Mitteln ausgerüstete Festung dem, um mehr als die Hälfte schwächeren Feinde zu überlassen. Keiner von den 20 Generalen, keiner von den 800 Officiren stand auf, diese schmachvolle Uebergabe zu verhindern, oder nur ein Wort dagegen zu erheben. Der Commandant suchte sich später durch die Behauptung zu rechtfertigen: daß das Bombardement der Belagerer eine so große Verheerung in der Festung angerichtet habe, daß die Einwohner revoltirt hätten und er dadurch gezwungen gewesen wäre, auf das Begehren der Bürger die Stadt den Franzosen zu übergeben. Die Nichtigkeit dieses Vorwandes erhellt jedoch daraus, daß Magdeburg nur 3000 wehrlose Bürger hatte, die der Commandant

mit seinem 24,000 Mann starken Besatzungscorps leicht hätte in Schranken halten können. Wie bei den andern Capitulationen, so wurden auch hier die gemeinen Soldaten gefangen nach Frankreich abgeführt, die Offiziere aber und selbst die Cadetten, Fahnenjunker, Fähndriche, Feldwebel und Wachtmeister hatten für sich bewirkt, daß sie auf ihr Ehrenwort entlassen wurden und Waffen, Bagage und Pferde mitnehmen durften.

Am 20. November fiel Hammeln, die am sorgfältigsten gerüstete Festung der Monarchie. Am 19. November war der französische General Savary mit einem einzigen leichten französischen Regiment und zwei holländischen Regimentern vor Hameln angekommen. In der Festung lagen sechs Generale, 9000 Mann Infanterie, eine Compagnie reitender Artillerie und 3000 Mann Cavallerie. Die Festung war auf 6 Monate lang für 10,000 Mann mit Allem wohl versehen, und dennoch wurde sie gleich am Tage nach der Ankunft einer Hand voll Feinde ohne Schuß und Schwertstreich übergeben, um — wie man sich nachher entschuldigte — unnützes Blutvergießen zu verhindern.

Bald darauf fielen an einem Tage die Citadellen von Nienberg und Plassenburg.

Nunmehr konnte der König nichts mehr sein nennen, was ehedem vom linken Ufer der Oder bis an den Rhein hin zu seinm Reiche gehört hatte.

Während der Zeit hatte sich Napoleon in Berlin damit beschäftigt, die Verwaltung der von ihm bereits eroberten Preußischen Lande umzugestalten. Er theilte denselben in 5 Bezirke; die Beamten mußten ihm als Oberherrn den Huldigungseid leisten, und französische

Behörden hatten die oberste Leitung aller Angelegenheiten. Alles wurde nach französischem Fuße umgeändert. Zur Erhaltung der innern Ruhe und Ordnung und zur Ersparung eines größeren Kriegsheeres in den besetzten Landen errichtete man Bürgergarden, und die Erhebung der gewöhnlichern Steuern, wie der zum Druck des Landes außerordentlich auferlegten Steuern, geschah von nun an im Namen des französischen Kaisers.

Aber nicht die preußischen Lande allein traf dieses Loos, sondern alle, die mit Preußen verbunden oder einer Verbindung verdächtigt waren. Nur die sächsischen Häuser wurden geschont.

So stand Napoleon siegreich da, auf allen Seiten vom Glück begünstigt. Daß von einem solchen Sieger ein erträglicher Friede schwer zu erlangen sein würde, war außer allem Zweifel. Aber der König von Preußen, durch das Waffenunglück niedergebeugt, wünschte den Frieden. Schon am 21. October erschien ein preußischer Abgesandter, der Marquis Lucchesini, zu Wittenberg, um die Forderungen des Siegers zu hören. General Duroc, dem Napoleon die Leitung der Unterhandlungen übertragen hatte, verlangte damals, der König solle alle seine Provinzen zwischen dem Rhein und der Elbe abtreten, 100 Millionen Livres zur Entschädigung für die Kriegskosten zahlen und für die Zukunft jeder Einmischung in die Angelegenheiten Deutschlands entsagen.

Diese Bedingungen waren hart, aber die Lage Preußens von der Art, daß man fürchten mußte, der ungehemmte Siegeslauf Napoleon's und neue Erfolge möchten noch härtere zu Tage fördern, und General Duroc erinnerte unverholen, man solle retten, was man retten könne, und nicht auf's Spiel setzen, was man noch habe. Der König hatte keine Wahl. Schon am 27. October überbrachte der General von Zastrow

an Napoleon ein Schreiben des Königs, worin dieser seine volle Zustimmung zu den Bedindungen des Friedens aussprach. In den ersten Tagen des Novembers trafen die preußischen Uuterhändler zu Berlin mit Duroc und Talleyrand zusammen und erklärten sich bereit, die zu Wittenberg vorgeschlagenen Friedensbedingungen zu unterzeichnen. Inzwischen hatte Napoleon's Glück und Sieg Fortschritte gemacht, die er früher selbst kaum gehofft haben mochte, und er ließ den preußischen Unterhändlern erwiedern: er sei über die Zeit und die Art und Weise, der Krone Preußen den Frieden zu bewilligen, mit sich selbst noch nicht einig. Die Herrschaft desjenigen Gesetzes, welches den Volksherrschern theuer sein müsse, als alle geschriebenen Rechte — das Gemeinwohl — entbinde ihn nicht nur seines früheren Wortes, sondern nöthige ihn sogar, mit aller Strenge die Größe und Macht eines Fürsten zu vermindern, den im Zeitraum weniger Monate seine feindseligen Gesinnungen zuerst mit den Feinden Frankreichs verbunden und dann von freien Stücken zu den Waffen getrieben haben. Vielleicht hätte ihn die Erinnerung an das frühe gute Vernehmen zwischen beidrn Mächten noch zur Mäßigung seines Unwillens über die geachtete und beleidigte Freundschaft bestimmen können; allein wichtige Gründe veranlassen ihn jetzt, rücksichtslos alle Vortheile der Uebermacht und der Vorrechte des Sieges gegen Preußen geltend zu machen. Die französischen Heere seien des Kriegführens und des Siegens müde; allein sie wollen nicht länger zugeben, daß den von ihnen Ubetwundenen Kräfte genug übrig bleiben, andern zu schaden und Frankreich zur Wiederergreifung der kaum niedergelegten Waffen zu zwingen, um sie von Neuem zu besiegen. Bis jetzt habe der Kaiser von seiner Großmuth gegen die Uebetwundenen nur Undank und Treulosigkeit geerntet. In jedem Jahre sproßten

mit den Sommermonate immer neue Verbindungen gegen Frankreich hervor. Jetzt, aber da Napoleon die Ursache entdeckt habe, wodurch die Völker Europa's aufgereizt würden, sinne er auf Mittel, sie gänzlich aus dem Wege zu räumen. Es gehe aus vielen Beweisen klar hervor, daß die Umtriebe englischer Agenten an Europa's Höfen den Samen der Zwietracht und Eifersucht ausstreuten, und den über die Größe des französischen Reiches neidischen oder durch dieselbe in Furcht gesetzten Fürsten Argwohn einflößten. Mit dem Golde, welches dieser handelnden Nation durch die Herrschaft der Meere reichlich zufließe, erkaufe das britische Ministerium das Blut ganzer Nationen, indem es die Habsucht und Ehrgeiz der Regierenden in Englans Sold erhalte. Mit solchen Küsten habe Pitt's unversöhnlicher Haß gegen Frankreich, so lange dieser Minister am Leben gewesen sei, den Kriegsfunken, der, zur drohenden Flamme aufgelodert im Herbst 1805 durch das Blut des schönsten Theils der russischen Heere gelöscht worden sei, stets lebhaft erhalten. Durch dieselben Künste sei es nur erst vor wenigen Monaten gelungen, im Cabinet des Kaisers Alexander — wider dessen Ueberzeugung von eigenem Interesse — die Nichtanerkennung des vom russischen Bevollmächtigten in Paris geschlossenen Friedens durchzusetzen. Nur England allein sei auch an den aufrührerischen Anreizungen schuld, welchen die Beförderer der gegenwärtigen Unglücksfälle Preußens unbedachtsamer Weise Gehör gegeben. Denn kaum haben die feindlichen Entschlüsse des Kaisers von Rußland und das Waffengetöse an der Spree die geheimen Wünsche des Ministers Georg's **III.** erfüllt, als schon Lauderdale in Paris angefangen habe, übermüthig mit seltsamen Anträgen hervorzutreten, ganz darauf berechnet, eine Unterhandlung abzubrechen, die, wären jene Umstände nicht da=

zwischen gekommen, leicht ganz Europa durch Frieden hätte beglücken können. Auf diesen Zweck bleibe unaufhörlich das Absehen des Kaisers Napoleons, der für die Zukunft jedes andern Ruhmes überdrüssig sei, zum allgemeinen Besten gerichtet; und er gedenke jetzt sicher dahin zu gelangen, wenn er den Zustand der preußischen Monarchie nach dem Grade der Mäßigung bestimme, welche England durch Rückgabe eines Theils seiner Eroberungen an den Tag legen werde.

So machte also Napoleon den Frieden mit Preußen von dem mit England abhängig. doch schlug Duroc einen Waffenstillstand vor. Nur zwei Bedingungen setzte er fest: die eine, daß der König von Preußen die Truppen seines Verbündeten, des Kaisers von Rußland, während der Dauer des Waffenstillstandes nicht in sein Gebiet zulasse, oder sie wieder auf das ihrige zurückweise; die andere, daß dem französischen Heere ein großer Theil von Südpreußen und Schlesien nebst den festen Plätzen Coblenz, Danzig, Graudenz, Thorn, Lenczyc, Glogau, Breslau, wie auch Hameln und Nienburg, die damals noch nicht gefallen waren, übergeben werden.

Die erste Bedingung war unausführbar; die zweite gewährte dem Könige für den Verlust seiner letzten Festungen und andere große Opfer nicht den geringsten Vortheil, im Gegentheil machte ihre Erfülluug ihn vollends wehrlos und gab ihn ganz der Willkür des Siegers preis. Noch ehe der König sich entschied, übergab Talleyrand eine Note, worin Napoleon erklärte: „vier Bündnisse europäischer Mächte gegen Frankreich haben sich bereits gebildet, das letze habe den gegenwärtigen Krieg herbeigeführt; aber alle seien besiegt worden, und mit einer in der Geschichte beispiellosen Mäßigung habe Napoleon die besiegten Fürsten ohne bedeutende Verminderung ihres Ge-

bietes wieder auf ihre Throne eingesetzt. Auch jetzt sei er gleiche Mäßigung zu üben nicht abgeneigt, obgleich er die Bildung eines fünften Bündnisses gegen Frankreich schon im Geiste voraussehe. Uebrigens haben im Laufe dieser stets sich erneuernden Kriege Frankreich, Spanien, Holland ihre Colonien in den andern Welttheilen verloren. Es sei natürlich, es sei gerecht, die Lande, welche durch das Gesetz des Krieges in Napolen's Hände gekommen seien, als Ersatz für diese Colonien zu betrachten." Am Schlusse der Note war klar ausgesprochen, daß Preußen keinen Frieden mit Frankreich haben könne, wenn nicht auch England und Rußland die Friedensbedingungen, die ihnen vorzuschreiben dem Kaiser gefallen werde, anzunehmen geneigt seien; und da sich eine solche Nachgiebigkeit von Mächten nicht erwarten ließ, deren Stärke noch ungebrochen war, so konnte auch für den König von Preußen der Waffenstillstand keinen andern Erfolg haben, als ihn seiner letzten Vertheidigungsmittel zu berauben: also verwarf er ihn.

Der König hatte in Preußen gegen 40,000 Mann alter und neuer Truppen aufgebracht und beschloß nun, mit ihnen unter Rußlands Theilnahme den Krieg fortzusetzen. Außerdem standen ihm noch die Hülfsquellen Schlesiens zu Gebote; denn diese Provinz war von den Franzosen noch nicht besetzt. Ueberhaupt war Schlesien ein durch berühmte Festungen wohl vertheidigtes Land, fruchtbar und volkreich, und konnte aus eigenen Kräften lange Widerstand leisten. Darauf bauend, ernannte der König unterm 22. November den Fürsten von Anhalt-Pleß zum interimistischen General-Gouverneur von ganz Schlesien und stellte ihm den Flügel-Adjutanten Grafen von der Golz zur Seite. Diese Männer

sollten eine allgemeine Landesbewaffnung in's Leben rufen und die Vertheidigungsanstalten leiten. Gleichzeitig forderte der König die Festungs-Commandaten auf, unter allen Umständen gewissenhaft ihre Pflicht zu erfüllen. An den Obersten von Haake in Schweidnitz schrieb er:

„Euer Eifer im Dienst und Eure Vaterlandsliebe berechtigen mich zwar zu der Erwartung, daß Ihr die Festung Schweidnitz, wenn sie vom Feinde angegriffen werden sollte, nachdrücklichst vertheidigen werdet. Da es mir aber schlechterdings nicht gelingen will, den französischen Kaiser zur Annahme des ihm angetragenen Waffenstillstandes zu bewegen, und demnächst den Frieden unterhandeln zu können, die französischen Truppen vielmehr die Feindseligkeiten ununterbrochen fortsetzen: so wird es um so nothwendiger, die Festung Schweidnitz bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, da ich die Hoffnung habe, daß die künftigen Operationen der mir zum Beistand herbeieilenden russischen Armee der bedrängten Lage meiner jenseits der Weichsel liegenden Provinzen bald abhelfen werden. — Ich trage Euch wiederholentlich auf, im Fall eines feindlichen Angriffs die Euch anvertraute Festung auf Ehre und Pflicht auf's Hartnäckigste zu vertheidigen, bis sie durch Hülfe der russischen Orperationen entsetzt werde, und müßt Ihr bei Verlust Eures Kopfes alle Euch zu diesem Zwecke zu Gebote stehenden Mittel so benutzen und verwenden, daß Ihr die Festung nicht übergeben dürft, oder im Fall eines Unglücks Euch deshalb nach wiederhergestelltem Frieden dem strengsten Kriegsgericht unterwerfen könnt.

Osterode, den 22. November 1806.

Friedrich Wilhelm."

Aber schon hatte auch Napoleon die Eroberung Schlesiens beschlossen und sie seinem Bruder, dem Prinzen Hieronymus aufgetragen. Dieser befehligte die baierschen und würtembergischen Truppen und ließ durch den französischen General Vandamme zuerst die Festung Glogau belagern. Doch schon nach einigen Wochen glaubte der Commandant dem Vertrauen seines Königs genügt zu haben und übergab am 6. December die Festung an den Feind. Darauf begann die Belagerung von Breslau.

Inzwischen überschwemmten die Franzosen das preußische Polen und drangen zugleich in Ostpreußen ein. Der Marschall Ney besetzte Thorn, welches von dem preußischen General L'Estocq zweckmäßig vertheidigt worden war, aber auf Befehl des russischen Oberfeldherrn aufgegeben werden mußte. Zu gleicher Zeit verstärkte sich Napoleon's Macht durch den Beitritt des Kurfürsten und der Herzoge von Sachsen zum Rheinbunde. Mit dem Ersteren ward zu Posen am 11. December, mit dem Letzteren wenige Tage später Frieden geschlossen. Jenen erhob Napoleon zur königlichen Würde und versprach ihm, wenn es mit Preußen zum Frieden käme, den Kotbusser Kreis abtreten zu lassen. Der neu ernannte König, sowie die sächsischen Herzoge stellten solgleich ihre Contingente zum französischen Heere und traten so als Feinde gegen Preußen auf, dessen Bundesgenossen sie bis dahin waren.

Nachdem Napoleon die Kunde von der Verwerfung des Waffenstillstandes vernommen hatte, eilte er selbst nach Polen, um den neuen Krieg eben so schnell wie den letzten zu beenden. Seine Macht und seine Mittel hatten sich dreifach vermehrt. Aus Frankreich

erwartete er 80,000 Mann neuer Truppen, aus den Ländern der kürzlich dem Rheinbunde beigetretenen Fürsten starke Contingente. Die ausgeschriebenen Contributionen in den eroberten Provinzen boten einen reichen Schatz, nämlich 180 Millionen Livres. Ueberdies hatte er aus Meklenburg allein 20,000 Pferde gezogen, und was er in den Zeughäusern zu Berlin, Kassel und in den eroberten Festungen an Kanonen, Waffen, Kleidungsstücken und Vorräthen aller Art gefunden hatte, reichte nicht nur für seine Armee'n, sondern auch für fremde Truppen auf lange Zeit.

Als nun die Franzosen in preußisch Polen eindrangen, brach ein Aufstand aus. Der französische Kaiser hatte den Polen die Hoffnung gegeben, ihre politische Existenz wieder herzustellen; sie empfingen ihn daher auch vor der Stadt Posen unter einem Triumphbogen mit der Inschrift: „Dem Erlöser von Polen!" Die polnischen Deputirten redete Napoleon also an: „Meine Herren, zeigen Sie sich Ihrer Vorfahren würdig! Die Fürsten von Brandenburg waren Ihre Lehensträger, Moskau stand unter Ihrer Herrschaft, Sie befreiten die gesammte christliche Welt vom Joche der Türken. Mit dem, was ich bisher von Ihnen gesehen, und mit dem, was meine Generale mir von Ihnen berichteten, bin ich vollkommen zufrieden. In Warschau werde ich Ihre Unabhängigkeit proclamiren."

Am 28. November zogen die Franzosen in Warschau ein, während die verbündeten Preußen und Russen bis Ostrolenka zurückwichen; doch nur aus dem Grunde, weil ihre Rüstungen noch nicht vollendet waren.

II. Die Schlacht bei Pultusk.

Am 2. Dezember erließ Napoleon folgende Proclamation an sein Heer:

„Soldaten! Es ist heute ein Jahr, daß Ihr Euch auf dem merkwürdigen Schlachtfelde von Austerlitz befandet. Die erschrockenen russischen Bataillone entflohen vor Euch in Verwirrung oder streckten vor Euch das Gewehr. Tages darauf ließen sie Worte des Friedens hören, aber sie waren trügerisch. Sie haben sich auf's Neue gegen Frankreich verbündet. Aber schon habt Ihr ihren Verbündeten, auf dessen Taktik sie ihre größte Hoffnung bauten, vernichtet. Die Oder, die Warthe, Polens Wüsteneien, die schlechte Jahreszeit, nichts hat Euch aufhalten können. Der französische Adler schwebt über der Weichsel. In Euch glaubten die braven, aber unglücklichen Polen Sobiesky's Legionen wieder zu sehen. Wer sollte den Russen das Recht geben, zu hoffen, das Gleichgewicht der Schicksale mit uns halten zu können! Sie und wir — sind wir nicht die Soldaten von Austerlitz?"

Am Tage zuvor erließ auch der König von Preußen eine Proclamation an sein Heer, worin er es aufforderte, das Vaterland bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Zum Lohne für bewiesene Ausdauer nnd Tapferkeit soll künftig Jeder, der sich auszeichne und hinlängliches Talent besitze, zu Offiziers-Stellen berechtigt sein.

Nunmehr hatte das russisch-preußische Heer seine Rüstungen vollendet und konnte also dem Feinde entgegentreten. Indeß kam es vorläufig nur zu kleinen Gefechten, allein diese fielen für die Preußen und Russen nicht sehr günstig aus; sie zogen sich daher bis Pultusk zurück. Hier kam es zu einer blutigen Schlacht.

Es war am 26. December 1806. Durch Regen und Thauwetter hatte sich der Boden aufgelöst, so daß die Artillerie zwei Tage brauchte, um drei Stunden zurückzulegen. Die Schlacht begann jedoch ohne Mitwirkung der Preußen unter L'Estocq, der auf Befehl des russischen Oberfeldherrn bis Neidenburg zurückgegangen war. Auf beiden Seiten herrschte die größte Erbitterung; aber die Russen behaupteten ihre Stellung und vereitelten so die Pläne der Franzosen. Man kämpfte vom Morgen bis zum Abend, und selbst die Nacht konnte dem Blutvergießen keinen Einhalt thun. Sturmwind und Hagelwetter machten die Scene noch schrecklicher; — brennende Dörfer und Leuchtkugeln erhellten das Schlachtfeld. Abends um 11 Uhr zogen sich die Russen zurück. Benningsen, der russische Oberfeldherr erklärte: er habe sich zurückgezogen wegen völligen Mangels an Lebensmitteln; aber der Sieg des Tages gebühre den Russen. Durch ein donnerndes Huhrah hatten sie auch auf dem Schlachtfelde schon den Sieg gefeiert, ehe sie den Rückzug antraten.

Die Nachricht von dem Siege der Russen verbreitete das lebhafteste Entzücken in Königsberg, wo der preußische Hof sich noch immer befand, der Bericht des Generals Benningsen wurde in der ganzen Stadt angeschlagen, und der König nahm öffentlichiche Glückwünsche an. Allein je mehr man sich ganz der Freude überlassen hatte, um so größer wurde die Bestürzung, als man am 31. December Abends durch preußische Offiziere und andere Nachrichten aus dem Lande die wahre Lage der Dinge erfuhr. Man traf sogleich Anstalten, Königsberg zu verlassen. Der Schatz und die kostbarsten Effecten wurden nach Memel geschickt, und auch die Königin, ziemlich krank, schiffte sich dorthin ein.

Napoleon war nämlich so wenig geschlagen wor-

den, und die Russen hatten sich so eilig zurückgezogen, daß sie alle ihre Todten und Verwundeten, 6000 an der Zahl, und fast alle Bagage und Tornister zurückließen. Mehr als 1200 Bagagewagen, über 5000 Gefangene, 89 Kanonen mit ihren Pulverwagen, die Napoleon zu Warschau auf dem Platze vor dem Palaste der Republik aufstellen ließ, waren in die Hände der Franzosen gefallen, und nur die ungünstige Witterung und die aufgelösten Wege hatten die Franzosen abgehalten, die zurückziehenden Russen zu verfolgen.

III. Die schlesische Festungen.

Nach der Schlacht bei Pultusk, als die Ufer der Weichsel den Franzosen hinlänglich gesichert schienen, und Napoleon die ihm selbst nothwendigen Einrichtungen zur Verwaltung der eroberten preußisch polnischen Provinzen getroffen hatte, theilte sich der Krieg in Unternehmungen gegen Schlesien und Ostpreußen. Hier wurde er jedoch nur um die Festungen fortgesetzt. In Schlesien war nach dem Falle Glogau's die Hauptstadt des Landes, Breslau belagert worden. Die Festung war von Friedrich dem Großen auf das Sorgfältigste befestigt worden und eines langen Widerstandes fähig In derselben kommandirte der General v. Thiele. Ungeachtet der Feind die Stadt schonte, um den Preis seines Sieges sich nicht selbst zu zerstören, so erlitt sie doch durch ein unausgesetztes Bombardement vielfache Verwüstungen. Die reichen Kaufleute zitterten für ihr Eigenthum, und noch hatte die Belagerung nicht vier Wochen gedauert, als der Commandant die wohl ver-

sorgte Festung, worin 7000 Mann Besatzung lagen, an die würtembergisch-baierschen Truppen unter Prinz Jerome den 5. Januar 1807 übergab. Der Commandant hatte früher erklärt, daß er entschlossen sei, sich auf's Aeußerste zu vertheidigen; aber seine Handlungen entsprachen diesem rühmlichen Entschlusse nicht; denn schon nach vier Wochen räumte er die Festung unter dem höchst ungegründeten Vorwande des Mangels an Lebensmitteln, Holz ꝛc. Zum Ueberfluß hatte er auch noch die schönen Vorstädte verbrannt, damit der Feind nicht davon Besitz nehmen könne; aber dieses theure Opfer war nicht nöthig, wenn er nur so kurze Zeit sich zu halten gedachte. Zweimal versuchte der Fürst von Anhalt-Pleß die Festung zu entsetzen, aber es mißlang, weil die Besatzung nicht das Geringste that, ihn zu unterstützen. Der Commandant gab vor, er habe dies mit den treulosen Polen, die einen Theil der Besatzung ausmachten nicht wagen dürfen. — — Die Entrüstung über diese schmachvolle Uebergabe äußerte sich allgemein auf die unzweideutigste Weise; selbst die Soldaten murrten und zerbrachen ihre Gewehre. Daß man also wohl versehene Festungen nicht mehr ohne einen Schuß und gleich am ersten Tage übergab, sondern sich wenigstens einige Wochen hielt, das war Alles, was das Manifest des Königs und die Bestrafung der Generale bewirkte, deren Namen für die Uebergabe Magdeburgs an den Galgen geschlagen worden waren.

Nächst Breslau fiel Brieg nach 5tägigem Bombardement. Diese Festung war jedoch nur schwach befestigt und schwach besetzt; nur 1500 Mann lagen darin, und aller äußere Beistand war entfernt.

Die wichtigste Festung des Landes war Schweidnitz. Neun Wochen hatte diese Festung einst Friedrich dem Großen widerstanden; 13 Jahre und unge-

geheure Summen hatte er dazu verwandt, die Werke noch stärker und furchtbarer zu machen. So schön und stark, sagten selbst die Franzosen, seien nur die Werke von Luxemburg. Auf viele Monate war die Festung mit Allem versehen, die Einwohner der Stadt vom besten patriotischen Geiste beseelt. In derselben befehligte der Herr von Haake. Als Vandamme gleich bei seinem Erscheinen vor der Festung zur Uebergabe aufforderte, — es war dies am 11ten Januar, — so wurde diese stolz zurückgewiesen; eben so, als das Bombardemeut seit dem 3. Februar die Stadt zu zerstören anfing. Auf die Vorstehung, daß die Zahl der Belagerer und ihre Streitkräfte täglich wachsen und auf keinen Entsatz zu hoffen sei, erwiederten die Befehlshaber: was außer der Festung vorgehe, kümmere sie nicht; sie kennen nur Eines: ihre Pflicht. Die Beschießung dauerte am vierten und fünften fort, aber der sechste Februar zeigte, daß alle schönen Worte Seifenblasen waren; denn an diesem Tage wurde der fast unbezwingliche Platz mit allen Vorräthen, mit 248 Kanonen übergeben. Zum Glück desertirte der größte Theil der Besatzung, sobald die Uebergabe beschlossen war; es waren größtentheils herzhafte brave Patrioten, die sich selbst ehemals aus der französischen Gefangenschaft befreit hatten und jetzt das Wiederkennen fürchten mußte.

Jetzt hatte der König nur noch vier feste Plätze in Schlesien. Die Gebirgsfesten Kosel, Silberberg, Glatz und Neiße. Die letztere Festung hatte nicht halb so viel Mannschaft, als zur Besetzung der Werke nöthig war; darunter viele Rekruten und Invaliden, und großer Mangel an Artilleristen. Aber bei diesen geringen Mitteln vertheidigte sich doch der Kommandant, General von Steensen, auf die ehrenvollste Weise und mit größter Tapferkeit drei volle Monate gegen Vandamme.

Noch länger widerstand Kosel, das schon früher als Neiße belagert worden war. Hier befehligte der tapfere Oberst von Neumann. Von gleicher Treue und gleichem Muthe als Steensen beseelt, verwarf er jede Aufforderung zur Uebergabe; seine Entschlossenheit gewann nicht unbedeutende Vortheile über die Franzosen, doch zu allgemeiner Trauer starb der verdienstvolle Neumann während der Belagerung; und als Neiße gefallen, jede Hoffnung zum Entsatze vereitelt, völliger Mangel an Lebensmitteln ausgebrochen war, außerdem auch die Anhänglichkeit der geringen Besatzung zweifelhaft war, sah sich der Nachfolger des verstorbenen Commandaten, der Oberst von Puttkammer, genöthigt die Vorschläge der Belagerer anzunehmen und am 18. Juni die Uebergabe der Festung für den 16. Juli zu versprechen, falls sich bis dahin kein Entsatz folgen sollte. Kosel ward indessen durch den bald nachher geschlossenen Frieden dem Könige in ungekränktem Besitz erhalten.

Mit dem Anfang des Juni ward auch Glatz belagert, welches der Graf von Götzen vertheidigte. Alle Vorschläge und Aufforderungen zur Uebergabe wurden auch von diesem auf das Bestimmteste zurückgewiesen, und um die Stadt vor einem zu fürchtenden Bombardement zu sichern, ließ er einen Theil der Besatzung ein verschanztes Lager beziehen, um die Feinde vom unmittelbaren Kampf abzuhalten. Doch dieses befestigte Lager ward in der Nacht zum 24. Juni bestürmt und überrumpelt. Der Verlust der Preußen war bedeutend, und Rettung vor dem gefürchteten Bombardement, wodurch Glatz der Zerstörung würde preisgegeben worden sein, schien um so mehr unmöglich, da es in der Festuug bereits an Kriegsmunition zu fehlen anfing. Dies und die immer mehr verbreiteten Friedensgerüchte bestimmten den Grafen von Götzen zur Erhaltung der

Stadt, mit dem Bevollmächtigten des Prinzen Jerome am 25. Juli den Vertrag abzuschließen, die Festung am 26. folgenden Monats zu übergeben, wenn sie bis dahin nicht befreit werden sollte.

IV. Kolberg.

Nächst den letztgenannten schlesischen Festungen verdient auch Pillau in Ostpreußen die rühmlichste Erwähnung. Der Kommandant dieser Festung, der 75jährige Oberst von Herrmann, schwur vor der versammelten Besatzung, den ihm anvertrauten Platz, so lange er lebe, nicht zu übergeben. So auch der General von Courbiere in Graudenz, welcher, obgleich ein geborner Franzose, dennoch der Sache seines Königs mit unerschütterlicher Treue ergeben blieb. Als daher die Belagerer ihn eines Tages mit der Bemerkung: „es gebe keinen König von Preußen mehr," zur Uebergabe aufforderten, gab er in gebrochenem Deutsch die Antwort: „Wenn sick mein allergnädigster König und Herr nicht mehr is König von Preuß', so erlaub' die Herr' Franzos', daß ick bleib' König von Graudenz." Auf diese Weise erhielt der brave Mann die Festung seinem Landesherrn.

Glänzender als alle andern Festungen steht aber Kolberg da. Dies war ein seit undenklichen Zeiten vernachlässigter Platz. Wall und Graben waren zerstört und von Pallisaden keine Spur; nur 3 Kanonen standen auf Laffetten, um gebraucht zu werden, wenn man einen Deserteur verfolgen wollte. Alles übrige Geschütz lag am Boden hoch vom Grase überwachsen, und die dazu gehörigen Laffetten vermoderten in den Remiesen

Die Zahl der Vertheidiger war sehr gering und ihre Haltung ganz unkriegerisch. An der Spitze stand der Oberst v. Loucadou, ein schwachsinniger Mann, der nicht das Geringste für die Festung that, aber auch nicht wußte, was er thun sollte.

Desto tüchtiger war die Bürgerschaft, die sich zur Vertheidigung ihrer Mauern und Wälle natürlich und gesetzlich berufen fühlte. In ihrer Mitte befand sich der allbekannte Nettelbeck mit dem Herzen voll glühender Vaterlandsliebe, die ihn trotz seiner 70 Lebensjahre jugendkräftig auftreten ließ. Dieser erklärte im Namen seiner Mitbürger dem Herrn v. Loucadou, daß sie mit Gott entschlossen seien, in dieser bedenklichen Zeit mit dem Militair gleiche Last zu tragen; sie seien dazu vollständig gerüstet, er möge sie mustern und ihnen nach Befinden der Umstände ihre Posten anweisen. Allein Herr von Loucadou wies das Anerbieten der Bürger spöttisch zurück und sagte: Die Festung innerlich werde ich zu vertheidigen wissen; was außerhalb geschieht, geht mich nichts an.''

Diese zweideutige Antwort gab den Gedanken Nettelbeck's eine eigenthümliche Richtung und ließ ihn Arges ahnen; er beschloß daher, wachsam und auf der Hut zu sein. Zuerst untersuchte er den Bestand von Lebensmitteln in der Festung und auf den umliegenden Dörfern, und als er fand, daß in der ersteren höchst wenig, in den letzteren dagegen ein reicher Vorrath aufzubringen war, so machte er dem Kammandanten davon Anzeige und legte dabei die überzeugensten Papiere vor. Aber auch jetzt wurde Nettelbeck zurückgewiesen und Herr von Loucadou schien an keine Gefahr zu glauben.

Gerade in diesem Augenblick traf der Kriegsrath Wisseling von Trepto in Kolberg ein; ein Mann, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hatte, und

der sich nebst Andern, die gleich ihm zur pommerschen Kriegs- und Domainenkammer gehörten, von Stettin entfernte, um sich dem Feinde nicht zu Werkzeugen seiner landverderblichen Operationen herzuleihen, dagegen aber in den noch unbesetzten Gegenden der Provinz die Verwaltung für königliche Rechnung so lange als möglich im Gange zu erhalten. Dieser ging mit Nettelbeck's Papieren nach Memel zu dem Könige, um ihm die Lage der Festung vorzustellen.

Indessen stürmten täglich und stündlich Versprengte und Selbstranzionirte von den preußischen Truppen in Kolberg ein, die theis weiter nach Preußen zogen, theils eine Zuflucht in der Festung suchten, um sich von ihren Strapazen zu erholen, oder um ihre Wunden auszuheilen. Unter den Letzteren befand sich auch der Lieutenannt von Schill.

Schill war Lieutenant im Dragoner-Regiment der Königin. Hier schon zeichnete er sich durch einen gewissen Grad von Humanität aus. In der unglücklichen Schlacht von Auerstädt focht er mit einer Tapferkeit, die seine Waffenbrüder, welche jede Gefahr mit ihm theilten, zur Bewunderung hinriß. Wie ein erzürnter und gereizter Löwe stürmte er in die Feinde ein, verbreitete allenthalben Wunden und Tod, und erfüllte seine Pflicht als einzelner Krieger mit solchem Eifer, als ob das Wohl des Vaterlandes nur auf ihm ruhe. Schill war an diesem blutigen Tage, ohne an dem Angriff unmittelbar Theil zu nehmen, unter dem Befehl des Hauptmnnnes von Brockhausen auf eine Feldwache seitwärts am Eckardtsberge entsandt und traf erst mit dem Feinde zusammen, als der Verlust der Schlacht bereits entschieden und das Heer so gut als aufgelöst war. Die Feldwache ward von der feindlichen Uebermacht geworfen, und Schill, von den Seinigen abgeschnitten, sah sich von mehreren

französischen Reitern umringt. Man forderte ihn auf sich zu ergeben; allein der Tapfere, von der Schmach dieses Tages tief gebeugt und eines so ruhmlosen Daseins müde, kämpfte mit der kühnsten Todesverachtung und leistete eine verzweifelte Gegenwehr. Schnell würden auch die nach seinem Kopfe gezielten Streiche sein Heldenleben geendet haben, wenn sich nicht, vermöge des glücklichsten Zufalls, ihre vernichtende Kraft an seinem Hute gebrochen hätte.

Das Regiment, in welchem Schill diente und welches schon von Hohenfriedberg her, wo es Wunder der Tapferkeit verrichtete, einer hohen Auszeichnung genoß, war zum Leib-Regiment der Königin ernannt worden, und als es daher im Herbst 1805, auf seinem Marsche nach Thüringen, durch Charlottenburg zog, ward sämmtlichen Offizieren desselben die Ehre, von der Königin Louise zur Tafel gezogen zu werden. Um hierbei in geziemendem Glanze zu erscheinen, ließen sie sich unter andern aus Berlin sämmtlich neue Hüte schicken: worunter der für Schill um Vieles zu weit befunden wurde. Diesem Fehler ließ sich in der Geschwindigkeit nicht anders abhelfen, als daß der Fabrikant von innen eine starke Wattirung besorgte; und dieser nämliche Hut mußte es sein, den Schill am Tage des 14. Octobers trug.

Bald aber ward ihm auch dieser herunter gehauen, und unmittelbar darauf empfing er mehrere gefährliche Kopfwunden, unter denen er fast die Besinnung verlor. Es war, allem Anschein nach, um ihn gethan, als der nächste nach ihm gezielte Streich, von seinem Schädel niedergleitend, sein muthiges Pferd verletzte, welches nunmehr, da auch sein Reiter es nicht länger im Zügel zu halten vermochte, ihn durch einen gewaltigen Satz den Säbelklingen seiner Gegner entrückte und weit davon führte.

Ganz mit Blut befleckt und fast leblos fanden ihn bald darauf die Unteroffiziere Franz und Thassen seines Regiments, als er eben vom Pferde gesunken war, erkannten ihn und nahmen ihn auf; aber erst in Rehausen fanden sie es möglich ihn mit seinen Schnupf- und Halstüchern nothdürftig zu verbinden. In Cölleda nahm der Lieutenant von Tümpling sich seiner freundlich an und brachte ihn nach Weißensee. Hier spürte man fast kein Leben mehr in ihm und war schon im Begriff, ihn aufzugeben, als ein günstiges Geschick den Chirurgen Fremming herbeiführte, dem er bekannt war, und der nun alle möglichen Mittel anwandte, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen. Diese menschenfreundliche Bemühung blieb nicht ohne Erfolg; und wie viel Anstrengung es auch galt, ihn weiter fortzubringen, da er das Fahren nicht ertragen und doch sich kaum auf dem Pferde erhalten konnte, so gelang es ihm doch Nordhausen zu erreichen, wo er von einem Arzte sehr freundlich aufgenommen und aufs Beste verpflegt wurde.

Freilich konnte auch hier, bei der ungestümen Verfolgung des Siegers, sein Verweilen nur von kurzer Dauer sein, und mühselig schleppte er sich in der allgemeinen Richtung des wilden Rückzuges nach Magdeburg fort. Dort, wo Schrecken und Rathlosigkeit alle Gemüther ergriffen hatten, fand der Verwundete alle Straßen dicht gefüllt mit Wagen, Pferden und Menschen; und verloren in dem wüsten Getümmel, war nicht zu hoffen, daß sich irgend Jemand seiner annehmen werde. Kaum konnte er sich noch im Sattel erhalten; nur mit Mühe blieb er einiger Worte mächtig. Da ward von ungefähr der Sprachlehrer Berr, ein geborner Franzose, seinen traurigen Zustand gewahr; und getrieben von dem edelsten Gefühle, geleitete er sofort den Verlassenen in seine Wohnung

und ließ, im schönen Wetteifer mit seiner Gattin, nichts unversucht, was in ihren Kräften stand, ihm Pflege, Erquickung und Stärkung zu gewähren.

Angelegentlich drang das Paar in den schnell liebgewonnenen Gast, dort zu bleiben, und seine völlige Genesung abzuwarten. Doch Schill's unbeugsamer Geist, weniger mit seinem eigenen Loose als dem harten Schicksal seines Vaterlandes beschäftigt, behielt nur seine Pflicht als Soldat im Auge und den heiligen Drang, zu helfen und zu retten, bis auch seine letzte Kraft gebrochen sein werde.

„Nur das Eine, wackrer Mann," entgegnete er seinem Wirthe, „nur das Eine verschaffen Sie mir: Ueberzeugung, ob man Magdeburg zu halten gedenkt!"

Sein Freund ging aus, kehrte aber nur wieder, um der Verkündiger der trauirgen Nachricht zu sein, daß bereits vom Capituliren gesprochen werde.

Nun konnte nichts mehr den von edlem Zorn Gepeinigten halten. Unter wachsendem Schmerz von innen wie von außen schleppte er sich, dem großen Strome der Feldflüchtigen folgend, bis nach Stettin, und von da nach Kolberg. Endlich, vom heftigsten Wundfieber geängstigt, vermochte er es nicht länger, auf seinem treuen Rosse auszuharren: die Natur war erschöpft, er mußte bleiben. Sein guter Stern wollte, daß er auch hier in dem Hause des Senators Westphal die liebreichste Aufnahme fand. Seine Kopfwunden, am meisten durch die Erschöpfung auf dem langen Wege und Mangel an ärztlichem Beistande verschlimmert, gewannen hier bald durch Ruhe, Pflege gerständige Behandlung eine günstige Gestalt; er fing an, mit Besonnenheit um sich zu schauen und in seiner nächsten Umgebung auf immer kräftigere Unterstützung der großen Angelegenheit seines Vaterlandes, für die er so rühmlich geblutet hatte, zu sinnen.

Von Nettelbeck und andern erfuhr Schill die niederschlagende Lage der Dinge in der Festung. Dies bestimmte seinen Entschluß, lieber hier, wo es Noth that und wo augenblicklich geholfen werden konnte thatkräftig einzugreifen, als sich erst in der Ferne einen noch zweifelhaften Wirkungskreis zu suchen. Er stellte sich also schon am siebenten Tage nach seiner Ankunft dem Obersten von Loucadou vor und trug ihm seine Dienste auf dem Wall an, oder wo sie sonst erfordert würden; wiewohl er als Kavallerie-Offizier glauben dürfe, sich außerhalb der Festung durch Entsendung und Streifritte am nützlichsten zu machen. Der Commandant war in der glücklichen Laune, ihm diesen Wunsch zu gewähren, indem er vorläufig einen kleinen Trupp von sechs Mann, die aus den Depots der Kürassiere von Balliods und der Dragoner von Reizenstein genommen waren, unter seine Befehle stellte. Jetzt trat nun auch Schill sofort mit seiner Absicht hervor, die Magazine der Umgegend schleunigst und bevor sich der Feind derselben bemächtigte, nach der Festung abzuführen. Auch dies wies jener nicht geradezu nicht von der Hand, mochte es jedoch sein, daß ihm Schill's Gesundheitszustand noch so wenig befestigt oder sonst die Sache nicht so eilig schien, so wollte er es doch noch einige Tage anstehen lassen

„Nur von einem Ausmarsch in dieser Stunde und diesem Augenblick darf ich mir einigen Erfolg versprechen," entgegnete der blasse junge Mann mit einem schönen Feuer. Er erhielt, was er wünschte, bewilligt, und in drei Tagen waren die Mazazine in der Festung. Schill's erstes Probestück hatte einen so günstigen Erfolg gewährt, daß es ihn nothwendig anfeuern mußte, diese Bahn noch ferner zu verfolgen. Er hielt es für nützlich, nicht nur das von ihm verbreitete Gerücht von der Landung der Russen durch immer weiteer

Streifereien noch glaubhafter zu machen, sondern dadurch auch ebensowohl bestimmtere Kunde von der gegenwärtigen Stellung und den Absichten des Feindes zu verschaffen, dessen Erscheinung vor Kolberg selbst, von den Kleinmüthigen jeden Augenblick gefürchtet wurde. Sollten eben diese Zwecke erreicht und zugleich wie es wünschenswerth war, einiges Schlachtvieh zusammengetrieben werden, so mußte er über eine stärkere Mannschaft verfügen können; und so ging er den Commandanten mit der Bitte an, sein Commando bis auf dreißig Köpfe zu vermehren, die ihm auch wirklich zugestanden wurden. Doch in dem Augenblicke selbst, wo er mit diesem Häuflein ausrücken wollte, erhielt er Gegenbefehl; sei es, daß es, wie der Vorwand lautete, in der Festung wirklich an Menschen fehlte, oder daß sich mit Loucadou's natürlicher Unentschlossenheit auch das geheime Mißtrauen vereinigte, einem noch so wenig geprüften Anführer so viele Menschenleben anzuvertrauen.

Gleich darauf erschien, auf eine fast abentheuerliche Weise, der Colonel Mestram, als feindlicher Parlamentair von Stettin gesandt, bei dem Commandanten, um ihn zur Uebergabe des Platzes aufzufordern. Die Antwort konnte freilich nur eine abschlägige sein; aber dennoch erschreckte der feindliche Parlamentair Viele; man glaubte das feindliche Heer gleich hinter ihm; nur Schill und wenig Andere zweifelten ungläubig. Wiederholt drang er daher in Loucadou, ihn dem Franzosen nachzusenden, und war auch dann noch von Herzen erfreut, als ihm endlich mit Mühe 6 Mann zu einer solchen Streiferei zugestanden wurden. Schill empfing die bestimmte Kunde, daß sich im Naugard mehrere französische Offiziere ohne alle Bedeckung wie im tiefsten Frieden befänden. In der sichern Hoffnung, sie dort aufzuheben, flog er ihnen nach,

allein er fand das Nest dort leer. Man sagte ihm, es seien Streiflinge, die sich von ihren Truppencorps, indem es über Renz und Neuwedel der Grenze Polens zueilte abgedrückt hätten, um hier und da eine gezwungene Beisteuer für ihren Geldbeutel zu erheben. Eben hatten sie sich nach Massow zurückgezogen; aber auch in noch weiterer Entfernung schienen sie ihm keinesweges unerreichbar. Wirklich überraschte er dort, Nachts nm 2 Uhr, die allzusichern in ihren Betten und nahm sie sieben an der Zahl, ohne Widerstand gefangen. Ein Chausseur welcher, ihnen zum Reitknecht diente, entwischte aus dem Zimmer und wollte nach dem Stalle eilen, wo sich seine Waffen befanden. Schill holte ihn auf dem Hofe ein. Der Franzose wehrte sich verzweifelt mit einem zufällig ergriffenen Holzkloben, bis jener genöthigt war, ihn niederzuhauen. Zufrieden mit diesem Fange, kehrte er zurück, und gewährte den Kolbergern das angenehme Schauspiel, die ersten entwaffneten französischen Offiziere zu erblicken. Man begann nunmehr auf diesen unternehmenden Anführer aufmerksamer zu werden.

Diesem aber hatte sein Streifzug zu einer andern, ihm wichtig scheinenden Bemerkung Anlaß gegeben. Man sagte ihm von Montirungs- und Waffenstücken, sowie von königlichen Dienstpferden, die hier und da von den zersprengten Preußen bei ihrer eiligen Flucht wegen Entkräftung zurückgelassen verkauft oder sonst verschleudert wurden, und wohl gesammelt zu werden verdienten. Eben so stieß er auf Selbstranzionirte, welche von Muth und Franzosenhaß erfüllt, sich nach Gelegenheiten sehnten, an ihren Feinden Rache zu nehmen. Mit stiller Freude nährte Schill bei ihnen diese Gesinnungen, die den seinigen so vollkommen entsprachen. Er machte ihnen mit der feurigen Zuversicht, die ihn beseelte, und mit der ihm eigenthüm-

lichen Grade, alle Herzen für sich zu gewinnen, den Vorschlag sich ihnen näher anzuschließen und mit gewaffneter Hand gegen die Franzosen aufzutreten. Gerade ein solcher Führer aber war es, den sie sich gewünscht hatten. Sie forderten Pferde, Kleidung und Waffen; und Schill ermunterte sie, sich nach Kolberg zu wenden, wo Jeder auf Befriedigung seiner Wünsche zu rechnen habe. Eben dies Zusammentreffen aber, so zufällig es schien, bot seinem geschäftigen Geiste unbezweifelt den ersten Stoff zu einem Entwurfe, der bald seine ganze Seele erfüllen und den er mit immer wachsender Liebe in sich ausarbeitete: es war der Plan, aus diesen Ranzionirten eine eigene Truppenmasse zu bilden, sie mit jenen zerstreuten königlichen Militair-Effecten auszurüsten und so dem Feinde in und außerhalb der Festung einen Damm entgegen zu setzen.

Voll von diesem Gedanken, hatte Schill nach seiner Rückkehr nichts Eiligeres zu thun, als den Obersten von Loucadou damit bekannt zu machen und um seine Genehmigung und Unterstützung zu dem kühnen Entschlusse zu bitten. Allein wiewohl er, des Commandanten frostige Aufnahme bemerkend, bald sich darauf beschränkte, nur zunächst zum Dienste des Platzes und zur Beunruhigung des damals noch schwachen Feindes, die Organisation einer möglichst zahlreichen Truppe von Fußvolk und Reitern aus den täglich herbeiströmenden Ranzionirten zu veranlassen, so fand er es doch auf jede Weise unmöglich, den kopfschüttelnden Alten, der in diesem Allen nur hochfliegende, zu keiner Ausführung geeignete Träume erblickte, mit seinem eigenen Feuer zu erwärmen. Sein guter Wille ward gelobt, aber auch zugleich hinzugefügt, daß der Mangel an Geld, Waffen, Montirungsstücken ꝛc., die Ausführung verhindere. Auch würde er, als Commandant, eine schwere Verantwortung auf sich laden, wenn er zu dergleichen

excentrischen Anschlägen, ohne des Königs höheren ausdrücklichen Befehl, die Hand bieten wollte.

Je lebhafter Schill diesen Entwürfen nachhing, desto weniger übersah er auch, wie vortheilhaft es sein würde, sich von der Ausführbarkeit derselben und von den wirklichen Streitkräften des Gegners in der Nähe persönlich zu überzeugen. Letzteres war auch besonders darum wichtig, weil die Wahl seines ersten Werbeplatzes, welcher, des gewisseren und stärkeren Zulaufs wegen, außerhalb Kolberg aufgeschlagen werden mußte, vornehmlich von der Frage abhing: ob und welche Störungen derselbe, besonders von Stettin, als dem Mittelpunkt der französischen Militairmacht in Pommern zu befürchten haben dürfte. — Diesem Wunsche nun kam es höchst glücklich entgegen, daß Napoleon mittelst eines Edicts vom 8. November 1806 alle gebornen Franzosen aus dem preußischen Kriegsdienst bei Todesstrafe hatte abrufen lassen, und daß sich unter dem, unlängst in Kolberg eingerückten Depot des Füselier-Bataillons „von Wedell" ein Lieutenannt die Tabilleau befand, welcher diesem kaiserlichen Befehl Folge leisten zu müssen glaubte. Schill benutzte diese Gelegenheit, um den feindlichen Offizier bei seiner Ablieferuug an die französischen Behörden zu Altdamm oder Stettin als Parlamentair zu begleiten, nachdem der Commandant seine Genehmigung dazu ertheilt hatte.

Beide gingen ab und erreichten Gollnow ohne auf irgend einen Franzosen zu stoßen. Hier erfuhr Schill, daß früher mehrere Montirungskammern aus dem umhergelegenen kleinen Cavallerie-Garnisonen an diesen Ort geflüchtet worden, von denen der Feind noch keine Kunde besitze. Es war ihm als hätte er einen Schatz gefunden. Hier hatte er nun Alles, was zur Ausrüstung eines Reitergeschwaders gehörte: vollständige Reitzeuge, Hieb und

Schießgewehre, Montirungen und selbst noch unverarbeitete Tuche von allen Gattungen! Erfreuten Herzens eilte er auf das Rathhaus und erklärte dem Magistrat, daß er ihn für die schleunige Ablieferung dieser Kriegsgeräthschaften in der Richtung nach Kolberg verantwortlich mache. Die Antwort war fast ausweichend, oder ließ doch nur eine sehr langsame Ausführung besorgen. Schill nahm daher 15 — 16 Wagen, die mit Brennholz nach der Stadt gekommen waren, in Beschlag und schickte sie, mit Pistolen, Karabinern, Sattelzeug und Zäumen beladen, heimwärts auf den Weg.

Anstatt durch diese entschlossene Thätigkeit zur Nachfolge angefenert zu werden, brachte der Magistrat immer neue Zögerungen auf die Bahn und schien noch dringendere militairische Zunöthigungen erwarten zu wollen. Schill war nun genöthigt, eine Staffette an den Obersten von Loucadou abzusenden, die Lage der Sachen einzuberichten und dringlichste Vorstellung zu thun, daß jenes königliche Eigenthum förders amst durch ein kleines, von Kolberg abgeschicktes Commando dahin in Sicherheit gebracht werde.

Hierauf setzte Schill seinen Weg mit seinem Begleiter nach Altdamm fort, wo er sich gedrungen sah, denselben dem dort befehligenden Generalen Chapuis zu übergeben, da dieser ihm nicht gestatten wollte bis nach Stettin selbst vorzudringen. Anfangs erregte übrigens seine Sendung weder Verdacht noch Zweifel, doch da er eben im Begriff stand, seinen Rückzug anzutreten, ward man andern Sinnes, nahm ihn fest und hielt ihn vierzehn Tage hindurch im strengsten Gewahrsam. Jeder Tag dünkte ihn eine Ewigkeit! — Seine Seele dürstete nach Thaten — und sein Arm war gelähmt; seine Entwürfe wurden aufgehalten; köstliche unwiderbringliche Augenblicke gingen verloren! Man machte ihm besonders die Aufhebung jener Offi-

ziere zum Vorwurf und behauptete, seine Erscheinung als Parlamentair müsse um so gewisser eine andere Absicht haben, als blos den Herrn von Tabilleau zu begleiten, da er selbst von seinen Wunden nicht vollkommen geheilt sei.

Vergebens nahm er in seiner Vertheidigung einen hohen Ton an, machte dem feindlichen Commandanten die gerechtesten Vorwürfe und berief sich auf das Völkerrecht, welches auch von den rohesten Nationen heilig geachtet werde. Durch das Alles brachte er es endlich dahin, daß Chapuis, der hier nicht selbst zu entscheiden wagte, ihn unter Bedeckung nach Stettin abführen ließ und auf diese Weise Schill's eigenen sehnlichsten Wunsch erfüllte.

Auch hier sah er sich genöthigt, gegen den General Thouveno eine ähnliche Sprache zu führen, welche dieser keineswegs günstig aufnahm. Wiewohl er aber noch mancherlei Bedenken äußerte, gestattete er ihm doch nach einigen Tagen die Rückreise nach Kolberg anzutreten; nur bestimmte er zugleich, daß dies, bis Golnow hin, unter Begleitung von funfzig Mann Reiterei und Fußvolk geschehen solle; weniger, wie es sich bald ergab, seiner eigenen Sicherheit wegen, als um unter diesem ihm abgelernten Vorwande desto bequemer, jene Gegend zu recognsciren, bis wohin bisher noch keine Franzosen vorgedrungen waren. Gern wäre Schill dieser Gesellschaft überhoben geblieben: denn wiewohl während seiner Verhaftung fast 3 Wochen verlaufen waren und er mit Fug und Recht voraussetzen durfte, daß sein in Gollnow zurückgelassener Schatz längst in Kolberg angelangt sein werde, so ließ ihn doch eine stille Ahnung das Gegentheil fürchten.

Demzufolge suchte er den Lieutenant Polly der Führer der Escorte, zu einer früheren Umkehr zu bewegen indem er ihm zu verstehen gab, daß es in der vorliegenden

großen Haide, die voller preußischer Truppen steckte, leicht zu einem Gefecht kommen dürfte. Als indeß jener seine bestimmten Befehle vorschützte, brachte es Schill wenigstens dahin, mit seinen lästigen Begleitern einen zwiefachen Vertrag abzuschließen. Er versprach, es im Fall eines Angriffs zu keinen Thätichkeiten kommen zu lassen und ihnen einen ungehinderten Rückzug zu sichern. Dagegen verbürgten sie ihr Ehrenwort, in Gollnow außer der Beköstigung nichts zu fordern, noch weniger aber irgend ein preußisches Eigenthum anzutasten. Beides wurde von Offizier und Gemeinen mit Wort und Hand bekräftigt.

Um ein Großes beruhigter langte Schill nunmehr in Gollnow an. Schon waren seine Gefährten im Begriff, die Stadt wieder zu verlassen, als der feindliche Anführer durch einen elenden Wicht von dem Dasein der Montirungs-Kammern unterrichtet wurde. Schill's Ingrimm über einen so niederträchtigen Verrath kannte keine Grenzen; sein Schrecken und seine Verlegenheit stiegen auf's Aeußerste. Noch größer war daher sein Erstaunen über das edle Betragen, welches der französische Offizier zeigte; denn kaum von ihm an das gegebene Wort erinnert, sich jeder Gewaltthat zu enthalten, zog er schweigend und mit leeren Händen von dannen. Ja, einige Chasseurs zu Pferde baten ausdrücklich um einige Kleinigkeiten, als das Geschenk, welches ihnen Schill, nicht nur freundlich bewilligte, sondern auch mit eigenen Händen verabreichte.

Durch Loucadou's Saumseligkeit, welche unbegreiflich sein würde, wenn man nicht seine Entschuldigung in seiner Furcht vor jedem noch so kleinen Wagniß suchen will, so war unendlich viel verdorben, daß nur die rastloseste Anstrengung es vielleicht vergüten konnte. Schill eilte mit Kourierpferden nach Kolberg zu, um, koste es, was es wolle, mit hinlänglicher Mannschaft

und noch früh genug wiederzukehren und dem Feinde in der Hinwegführung jener Effecten zuvorzukommen. Schon bei Marsdorf stieß er auf zwei Hundert Fouragewagen, welche zur Ablieferung nach Stettin ausgeschrieben waren. Er ließ sie umkehren und gab ihnen die Anweisung den Weg nach Kolberg einzuschlagen. Ebenso schickte er tausend Schanzarbeiter, welche ihm bei dem Dorfe Kriewitz begegneten und gleichfalls nach Stettin aufgeboten waren, in ihre Heimath zurück. In Neugard bemächtigte er sich der Amtskasse von 16 bis 1700 Thalern, und in Greifenberg nahm er gleichfalls die Kreiskasse von etwa mehr als zwei tausend Thalern in Beschlag. Beide wurden in Kolberg, wo er noch in der nämlichen Nacht anlangte, abgeliefert; wahrscheinlich wären sie sonst dem Feinde, der Gollnow unbesetzt fand und leicht versucht werden konnte, sich noch weiter auszubreiten, in die Hände gefallen.

Schill's vielleicht kaum mehr erwartete Rückkehr in der Festung — einige unwillkürliche Beschämung, seine dringende Aufforderung, so gänzlich unberücksicht gelassen zu haben, — der augenscheinliche Vortheil, welcher dem königlichen Dienst aus der Rettung der von ihm mitgebrachten öffentlichen Gelder erwuchs — und endlich auch wohl seine erneuerten feurigen Vorstellungen, das in Gollnow Versäumte wo irgend möglich wieder gut zu machen; — dies Alles rüttelte den Kommandanten für einen Augenblick aus seinem Seelenschlummer und bewog ihn — einige — aber wie es freilich von ihm zu erwarten stand, nur halbe Maßregeln zu ergreifen. Er bewilligte dem Bittenden zehn Mann zu Fuß und eben so viele zu Pferde, sammt der Erlaubniß, damit nochmals sein Glück in Gollnow zu versuchen und die Gegenden um Kolberg zu durchstreifen.

Mit dem angestrengtesten Marsche erreichte dieser

kleine Trupp das 10 Meilen entlegene Städtchen Naugard; doch hier vermochten die ermüdeten Pferde nicht ihrem Führer zu folgen. Nichts desto weniger eilte er mit dem Fußvolk, welches er auf einige im Voraus bestellte Wagen vertheilte, unaufhaltsam seinem Ziele entgegen. Gollnow ward erreicht; allein mit einem aus Schmerz und Unmuth gemischten Gefühle mußte er hier vernehmen, daß er dennoch um wenige Stunden zu spät gekommen und daß eben erst die Franzosen den letzten Rest jener Montirungs-Kammer abgeführt hatten. Kaum noch gelang es ihm, die dortige Salzkasse von zwei tausend Thalern, welche bereits auf die Post geschafft war, um nach Altdamm abgeführt zu werden, durch Beihülfe des Senators und Posthalters Böthke, der seine patriotische Gesinnung schon in jenem früheren Vorfalle bethätigt hatte, in Sicherheit zu bringen.

Durch tägliches Eintreffen von politischen Flüchtlingen wuchs das Häuflein Schill's immer mehr, so daß er seine Streifzüge immer weiter ausdehnen und dem Feinde großen Schaden zufügen konnte. Bald auch durfte sich kein Franzose blicken lassen, ohne Gefahr, von den streifenden Parteien Schill's aufgehoben zu werden. So überfiel ein Unteroffizier mit drei erprobten Leuten den französischen General Victor, der so eben die Reise von Stettin nach Polen ohne alle Begleitung angetreten hatte. Sie führten ihn auf Abwegen nach Kolberg, wo er so lange bleiben mußte, bis ihn Napoleon gegen den General Blücher auswechselte.

So wirkte Schill als Einzelner, lediglich auf innere Kraft gestützt, was bei so untergeordneten Verhältnissen nur zu wirken möglich war. Seine Unternehmungen, so gering auch ihr Anfang war, kamen auf mehr als eine Meile der Festung Kolberg zu Gute, noch mehr aber dienten sie dazu, den Glauben und das

Vertrauen auf den alten preußischen Heldenruhm in dem Volke wieder zu erwecken und in Kolberg selbst, beim Bürger wie bei dem Soldaten, neuen Muth und Begeisterung hervorrufen.

Die Stände Pommern's, die Schill's Eifer und Talent erkannten und in ihm den Mann sahen, wie sie ihn in ihrer hochgedrängten Lage bedurften, wirkten bei dem Könige einen Befehl aus wodurch dem Lieutenant von Schill endlich ein freierer Wirkungskreis gegeben wurde, leider für das allgemeine Beste um manchen kostbaren Augenblick zu spät. Am 22ten Januar 1807 kam die königliche Ermächtigung in Schill's Hände, die ihn anwies, mit einem in Pommern zu errichtenden Freicorps, in Uebereinstimmung mit dem Gouvernement in Kolberg, nach Ermessen der Umstände selbstständig zur Deckung des Landes zu operiren.

Alle Kräfte in der Seele Schill's nahmen jetzt einen höheren Aufschwung. Kaum wurde bekannt, daß er unter königlicher Ermächtigung ein Freicorps werbe, so strömten hunderte von Flüchtlingen ihm auf's Neue zu. Nur an Waffen fehlte es Schill wandte sich deshalb an den schwedischen Gouverneur zu Stralsund, und dieser von hoher Achtung für den wackern Helden beseelt, sandte ihm 2000 Feuergewehre und 7 Stücke schweres Geschütz mit den Worten: „sein Herr der König von Schweden bestimme dem Freicorps diese Waffen zum Geschenk, überzeugt, daß ein guter Gebrauch davon gemacht werde. Auch erließ Schill an sämmtliche Behörden, Gutsbesitzer und Schulzen der Provinz einen Aufruf, worin er am Schlusse sagte: „Wir alle dienen Einem Könige, streben nach einem Zwecke. Wir alle sind Brüder, — Brüder leiht mir Eure Waffen! mein und der Meinigen Arm wird für Euch streiten.''

Viele Waffen kamen auf diesen Aufruf des gefeierten Helden; dennoch waren sie nicht ausreichend für das Bedürfniß der sich zudrängenden, freiwilligen Reiter. Um diesem Mangel abzuhelfen, ließ Schill eine Menge von Piken schmieden, und endlich fand sich auch der Herr von Loucadou bewogen, etwas für das Schill'sche Corps zu thun; er überließ demselben nämlich eine Anzahl Waffen aus dem Kolberger Zeughause, bestehend in Haufen Piken und Sensen mit wurmstichigen Stellen, die sich ohne Zweifel noch aus den Zeiten des 30jährigen Krieges herschrieben.

Wichtiger war das Geschenk mehrerer patriotischen Männer, die das Schill'sche Corps für die rauhe Jahreszeit mit Mäntel versahen.

Inzwischen fuhr Schill fort, kühne Streifzüge, meist mit großem Glück, zu machen. Er fühlte, daß der lebenswarme Geist, der seinen Haufen zusammengeführt und dessen Bildung in wenigen Tagen möglich gemacht hatte, seine Kraft versuchen mußte, wenn er sich nicht eben so schnell wieder in sich selbst verzehren sollte. Ueberdies war er jetzt mehr als je der Gegenstand der Aufmerksamkeit für seine überall zerstreuten Freunde und Bewunderer, die mehr als Alltägliches von ihm geleistet zu sehen erwarten; und aus Berlin und Magdeburg wie aus andern Gegenden waren geheime Aufforderungen an ihn gelangt, dort mit gewaffneter Hand zu erscheinen. Wenn aber auch Wünsche dieser Art im gegenwärtigen Augenblick besser gemeint als wohl berechnet in ihrer Ausführbarkeit waren, so hatten sie doch immer Ermunterndes genug, um darin die Stimmung der Nation nicht zu verkennen und mit erhöhtem Vertrauen den Angriff auf die feindlichen Stellungen zu beginnen.

In Kolberg selbst war Nettelbeck mit den Bürgern fortwährend thätig, vor der Stadt feste Schanzen an

zulegen. Während man mit dieser Arbeit beschäftigt war, ließ sich der Commandant durch den Hauptmann von Wallenfels bewegen, sie in Gesellschaft des Letztern, des Ingenieur-Capitains Düring und einiger Andern auf dem Platze zu besuchen. Es war dies das erste Mal während der ganzen Zeit, daß er sich vor den Thoren der Stadt blicken ließ. Anstatt sie aber in ihrem Fleiße durch irgend ein freundliches Wort aufzumuntern, machte der Herr von Loucadou ihr Vorhaben mit spöttischem Lächeln als Kinderspiel verächtlich. Es wurde nun über die Beschaffenheit der Festung gesprochen, und der Commandant zweifelte, daß sie sich halten würde; da rief Nettelbeck:

„Meine Herren! Kolberg kann und muß dem Könige erhalten werden, es koste was es wolle! Wir haben Brod und Waffen, und was uns noch fehlt, wird uns zur See zugeführt werden. Wir Bürger sind alle für einen Mann, entschlossen, — und wenn auch all' unsere Häuser zu Schutthaufen würden, — die Festung nicht übergeben zu lassen. Und hörten es je meine Ohren, daß irgend Jemand, er sei Bürger oder Militair, von Uebergabe spräche: bei Manneswort! dem rennte ich gleich auf der Stelle diesen meinen Degen durch den Leib, und sollte ich ihn in der nächsten Minute mit selbst durch die Brust bohren müssen.“

So gingen sie für dies Mal in einer gewissen Spannung auseinander. Indessen war der Feind ganz nahe herangekommen und hatte die Umzingelung der Festung am 13. März vollendet. Seine Vorposten hatte er bereits bis auf ein paar tausend Schritt an die Lauenburger Vorstadt vorgeschoben.

Kaum war dies am Morgen des 14. März geschehen, so gab der Herr von Loucadou, um den Feind wenigstens für den Augenblick aufzuhalten, — obwohl

ganz gegen den Rath und die Meinung aller Verständigen, den Befehl, diese Vorstadt niederzubrennen. Nur noch wenige Tage zuvor war den Bewohnern die bestimmte Versicherung gegeben worden, daß ihre Häuser keine Gefahr laufen, oder daß sie, auch unter veränderten Umständen von der Nothwendigkeit einer so unglücklichen Maßregel mindestens einige Tage zuvor benachrichtigt werden sollten. Gleichwohl folgte jetzt die Ausführung dem Befehle auf dem Fuße nach. Die meisten Bewohner waren in dem Augenblicke nicht einmal zu Hause, und so ging neben ihren Hütten, auch der größte Theil ihres beweglichen Eigenthums um so unrettbarer verloren.

Wäre derjenige, der mit diesem unangenehmen Geschäft beauftragt wurde, so stumpfsinnig gewesen, wie der Herr von Loucadou, so wäre der Jammer noch größer geworden; aber der Artillerie-Lieutenant Zimmermann den der Commandant dazu wählte, betrug sich, so weit es irgend sein Subordinations-Verhältniß erlaubte, als ein Mann von Gefühl und Ehre. Da ihm jede Verzögerung untersagt war, so machte er den Anfang mit einigen königlichen Gouvernements-Gebäuden, um den unglücklichen Vorstädtern wenigstens einige Zeit zum Ausräumen zu gewähren. Auch ging es dabei ehe die Flamme zum hellen Ausbruch kam, so langsam her, daß er sich von der Ungeduld des Herrn von Loucadou die empfindlichsten Vorwürfe zuzog. Des Lieutenannts edle Fürsorge erstreckte sich so weit, daß seine Leute nicht nur viele Mobilien aus den Häusern auf die Straße oder in die Gärten in Sicherheit bringen, sondern selbst die noch hin und wieder in den Betten liegenden kleinen Kinder, deren Eltern abwesend waren, anziehen helfen und hinaus führen mußten.

Am 15. März forderte der Feind die Festung zur

Uebergabe auf. Der Herr von Loucadou behandelt den Parlamentair mit vieler Höflichkeit, und während er sich ganz allein mit ihm in einem verschlossenen Zimmer vertraulich besprach, erlaubte er den Begleitern desselben, ohne alle Aufsicht und nach Belieben sich die Festung und die Werke zu besehen.

Gleich am nächsten Tage eröffneten die Belagerer ihr Feuer durch drei Granatenwürfe, die aber entweder schon in der Luft zerplatzten, oder unschädlich in den Stadtgraben fielen. Nichts destoweniger wurde Abends um acht Uhr unvermuthet Feuerlärm geschlagen, und — das Haus des Herrn von Loucadou stand in vollem Brande! Nettelbeck und viele Bürger fühlten sich veranlaßt, dieses Ereigniß mit dem gestrigen Parlamentair in eine sehr bedenkliche Verbindung zu bringen. Sie fürchteten in dem Brandlärm etwas Vorbereitetes und behaupteten, daß der Feind diesen Zeitpunkt zu einer nächtlichen Ueberrumpelung benutzen könnte.

Es entschlossen sich nun 13 Bürger, Nettelbeck an der Spitze, sogleich eine Runde rings um die Stadtwälle zu machen und die Vertheidigungs-Anstalten mit eigenen Augen zu revidiren. Ueberall auf den Batterien, wo Kanonen und Pulverwagen standen, riefen sie wiederholt und überlaut die Schildwachen an; aber nur selten ward ihnen eine Stimme zur Antwort und auf ihrer ganzen Runde um alle Werke der Festung trafen sie nicht mehr, als — sieben Mann unter dem Gewehr!

So etwas überstieg alle Gedanken und Begriffe der ehrlichen Bürger. Sie erachteten es für dringende Nothwendigkeit, dem Commandanten davon die schleunigste Anzeige zu machen, damit bessere Anstalt getroffen und Unglück verhütet würde. — Der Herr von Loucadou aber war längst aus seinem brennenden

Hause geflüchtet und hatte sich in das Posthaus einquartirt. Auch dort suchten ihn die Bürger auf und ließen ihm durch seine Ordonnanz hineinsagen: die Bürger-Patrouille wolle ihn sprechen, um etwas Hochwichtiges anzumelden. Sie empfingen hierauf den Bescheid: der Herr von Loucadou habe sich bereits zur Ruhe gelegt und lasse sich heute nicht mehr sprechen.

Das Mißtrauen gegen den Herrn von Loucadou stieg auf's Höchste, und Nettelbeck fand sich bewogen, Alles, was ihn in dem Benehmen des Commandanten unrecht und bedenklich erschien, dem Könige zu berichten. „Wenn Eure Majestät," schloß er, „uns nicht bald einen andern und braven Commandanten zuschicken, so sind wir unglücklich und verloren!"

Schill selbst wollte dem König seine Entwürfe, die jetzt größer waren als je, nur persönlich vortragen. In seiner Seele hatte in der letzten Zeit, wo man so viele Hindernisse seinen Plänen entgegenstellte, ein düsterer Unmuth Platz gewonnen, welcher durch das thatenlose und stumpfsinnige Betragen des Herrn von Laucadou immer mehr gesteigert wurde. Mehr als je schien es ihm jetzt an der Zeit, kräftig zu handeln. Erst kürzlich war nach Kolberg die Kunde von einer großen, mörderischen Schlacht gedrungen, worin die Verbündeten, wie es hieß, vollständig gesiegt und Napoleon ungeheure Streitkräfte eingebüßt hätte, die, wie Schill rechnete, nur auf Kosten der kleineren vor Kolberg und Stralsund stehende Corps und durch schleunige Herbeiziehung aller hinterwärts noch befindlichen Truppenmassen ergänzt werden konnten. Nicht nur konnte die Befreiung beider Vesten in eben dem Maße, als sie eine imposante Haltung zeigten, beschleunigt werden; sondern auch das weiteste Feld zum Wirken in der Ferne lag ihm offen, wenn die von den feindlichen Truppen geräumten Provinzen an der Oder, Elbe und Weser

zu dem Versuch ermuntert wurden, in einem gleichzeitigen Volksaufstande ihre Ketten abzuschütteln. Allein dem Vorhaben Schill's traten neue Hindernisse entgegen, und er sah sich genöthigt, die Reise nach Königsberg aufzugeben. Dagegen sandte er seinen Freund, den Lieutenant Petersdorf, nach London, um dort Geld, Waffen und Unterstützung seiner Pläne zu suchen. Schill glaubte dazu von dem Gouvernement ein Beglaubigungsschreiben nöthig; er bot daher alle Beredtsamkeit auf, um dem Commandanten das Ganze begreiflich zu machen. Aber der Herr von Loucadou meinte, er habe zu dergleichen auswärtigen Verhandlungen keine ausdrücklichen Befehle des Königs, und untersagte sogar jeden ferneren Schritt in einer Angelegenheit, die er, als ausschweifend und anmaßlich gegen die königliche Autorität, mit seiner höchsten Mißbilligung belegte.

Schill aber wußte zu gut, um was es galt, seinen großen Plan der Beschränkthit eines Schwachkopfs zu opfern, und eilte um so mehr, seinen Freund nach London zu entsenden, da er hörte, daß Loucadou diesen in Arrest setzen wollte Am 18. März Abends verließ Petersdorf schnell und heimlich den Hafen und erschien am 12. April in London. Schill's Vorschläge fanden hier, bei diesen einsichtigen Staatsmännern, den schnellsten und freundlichsten Eingang. Lord Canning bewilligte ihm Alles, was für diesen Augenblick von der Regierung entbehrt werden konnte, schon am 15. April, und 6 Tage darauf segelte Petersdorf mit wohlbeladenen Fahrzeugen aus der Themse ab. 30 Kanonen und 10 Haubitzen mit 300 Ladungen für jedes Stück, 10,000 Flinten mit 3,000,000 scharfen Patronen und 300,000 Flintensteinen, 10,000 Patrontaschen und Säbelgehänge, 3000 Reiter-Palasche und 3000 Husarensäbel, Kleidungen und ander-

weitiges Feldgeräth abgerechnet, das war das Geschenk der britischen Nation an Schill. Am 19. Mai trafen die Ladungen in Kolberg ein. Alles war für die Belagerten von unbezahlbarem Werthe, und man fing jetzt an, den Plänen Schill's eine höhere Bedeutung beizulegen.

Indessen hatte letzterer von dem Grolle des Herrn von Loucadou auf's Neue zu leiden gehabt.

Am 19. März Morgens war der Feind so nahe an die Stadt gerückt, daß eine Bestürmung der Citadelle und die Besitznahme des Hafens zu besorgen war, wodurch Kolberg von aller Hülfe abgeschnitten worden wäre. Zugleich wurden durch diese Bewegung des Feindes alle vereinzelten Posten des Schill'schen Corps und alle außer der Festung befindlichen Truppen abgeschnitten und liefen dringende Gefahr, vernichtet oder gefangen zu werden. Schill übersah das drohende Unheil mit einem Blick. Mit verhängtem Zügel sprengt er vor die Wohnung des Herrn v. Loucadou. Flehentlich hält er bei ihm um die Vergünstigung an, in dieser Minute und in diesem Augenblick die Hauptwache, die entbehrlichen Thorwachen nebst den übrigen Leuten, die sich, durch das anhaltende Schießen aus den Häusern hervorgelockt, auf den Straßen zu sammeln begannen, an sich ziehen und eiligst hinausmarschiren zu dürfen, um die bedrohten Stellen vor dem Feinde zu besetzen und so lange zu vertheidigen, bis mehr Verstärkerung nachfolgen könne. Seine Seele glühte, alle seine Nerven spannten sich, aber der Herr von Loucadou sagte: „Auch nicht ein lebendes Wesen, auch nicht einen einzigen Mann sollen Sie dazu erhalten!"

Die Gefahr wuchs mit jeder Stunde. Was war der Befehl der Commandantur gegen die Behauptung der wichtigen Festung für einen Feuergeist, wie Schill? Er eilte zur Hauptwache, ließ Allarm schlagen, griff

auf, was sich in den Straßen vorfand, und beschwor Alles sich ihm anzuschließen uud Kolberg retten zu helfen. Ueberall fand diese Mahnung offene Herzen, immer mehr einzelne Häuffein sammelten sich um Schill und das Gefecht, das der Commandant nicht hatte gestatten wollen verstärkte sich von Augenblick zu Augenblick. Nicht nur ein Theil der Besatzung stand freiwillig im Feuer, sondern mit ihm wetteiferten die Bürger Kolbergs, Nettelbeck an der Spitze, die Kämpfenden zu ermuntern oder mitzufechten, ihnen Erfrischungen zuzuführen, die Verwundeten in Sicherheit zu bringen und den Abgang der Patronen zu ergänzen, wozu sich sogar Kinder wie zu einer Lustbarkeit drängten. Diesmal unterstützte auch Wallenfels mit seinen Grenadieren Schill's Angriff. Die Stellungen waren gerettet. Schill hatte erkannt, daß der eben bedrohte Posten, die sogenannle Maikuhle, das Herz der Vertheidigung der Festung war. Hierher stellte er nun seine Leute, in feuriger Rede ihnen erklärend, daß sie diesen Platz als einen Ehrenposten und als ein Kleinod betrachten müßten, welches lebend nicht verlassen werden dürfte.

Unmittelbar an ein stürmisch Meer gelagert, jeder Witterung bloßgestellt, sehr mangelhaft gekleidet, lag hier gas Schill'sche Fußvolk, in den ersten 3 Wochen bei Nacht das Gewehr, bei Tage Spaten und Schaufel in der Hand, den Platz zu umschanzen. Die Bewohner der Stadt erkannten, daß die Ausdauer dieser Schaar über das Schicksal Aller entscheide, und veranstalteten für jene Arbeiter große Mahlzeiten im Freien, und versorgten sie mit allen Bedürfnissen. Das Gouvernement hatte dieses brave Corps dem bittersten Mangel preisgegeben; kaum um sich eine kärgliche Speise zu bereiten, noch weniger um sich bei der rauhen Jahreszeit an einem Lagerfeue zu erwär-

men, wurde Holz gereicht. Als Schill einst solches aus dem Stadtwalde verlangte, erwiederte der Herr von Loucadou: das gehe nicht an, der Stadtwalc gehöre der königlichen Kämmerei. — Gleich darauf fiel er den Feinden in die Hände

Am 19. März Abends ward die Geldervorstadt von den Feinden hart bedrängt, und sogleich war Loucadou mit dem Befehl zum Abbrennen bereit. Da Schill beim Abbrennen der andern Vorstadt in Stralsund war, so hatte er nichts dagegen thun können; aber diesmal erklärte er bem Herrn von Loucacou rund, daß jede Uebereilung hart und unnütz wäre, so lange seine Leute den Posten vertheidigten. Loucadou mußte nachgeben, und wirklich hielten Freiwillige des Schill'schen Corps den Posten bis in den dritten Tag, so daß die Einwohner Zeit genug fanden alle ihre bewegliche Habe rückwärts in Sicherheit zu bringen, und jetzt erst trat bie unabwendbare Zerstörung ein.

Mit tiefster Erbitterung sah der Herr von Loucadou, daß Alles, was Schill vorschlug und that, eine Wendung nahm, die ganz gegen seine Wünsche und Erwartungen ausfiel; er sah, wie der Enthusiasmus der Bürger für Schill täglich stieg und ihn hindert, das eigenmächtige Verfahren des Letztern, welches seine Autorität verletzt hatte, zu rügen. Dieser innere Groll ward noch vermehrt durch Schil's edelmüthigen Widerspruch beim Niederbrennen der Geldervorstadt. Diesmal wollte er ein solches Dienstvergehen nachdrücklich ahnden und kündigte ihm mehrtägigen Zimmerarrest an, dem sich der Gekränkte auch geduldig unterzog, da sein menschenfrundlicher Zweck erreicht war. Aber nicht so geduldig nahmen Bürger und Soldaten diese Strenge gegen ihren muthigen Führer auf. Es entstand ein Aufruhr auf dem Markte

man wollte Schill mit Gewalt befreien und den Commandanten für Alles persönlich verantwortlich machen. Nettelbeck suchte die empörten Gemüther zu beruhigen, indem er ihnen versprach, Schill's eigene Meinung einzuholen. »Aufruhr,« sagte Schill, »wäre das größte Unglück, das uns begegnen könnte. Sagen Sie den guten Menschen, ich sei krank, ich sei nicht arretirt, damit die Leute sich zur Ruhe begeben, und wenn sie mir je Liebe bewiesen, so sollen sie ja ruhig aus einandergehen.« Das wirkte; das Volk kam zur Besinnung, aber auch Herr von Loucadou. Er entließ Schill seines Arrest's und erklärte, außerhalb der Festung möge er schalten und walten, wie er es gut befinde.

Schill aber fühlte immer mehr, wie wenig ihm in Kolberg für seinen Geist Raum gegeben sei. Es kam Nachricht an ihn, daß die schwedischen Waffen in Pommern glücklich seien. Der kommandirende General zu Stralsund lud ihn ein, sich mit den schwedischen Truppen zur gemeinschaftlichen Bekämpfung des Feindes zu vereinigen. Schill erkannte, wie zeitgemäß jetzt ein kräftiger Ausfall auf das Belagerungsheer von Kolberg sein müßte; er theilte deshalb seine Siegesbotschaft dem Gouvernement mit und beschwor es, einen allgemeinen Ausfall gleich in der nächsten Nacht in's Werk zu setzen. Die Gründe waren zu triftig und die Gelegenheit zu schön, als daß man ihm seine Bitte hätte weigern können. Der Ausfall wurde für die nächste Nacht versprochen und unterblieb. Schill wurde dringender. Wallenstein gab ihm die bestimmteste Zusicherung, die Unternehmung solle am 11. April mit Tagesanbruch vor sich gehen. Der Morgen kam, aber beim Gouvernement blieb Alles ruhig und man entschuldigte sich damit, der umzogene Himmel deute auf nahen Regen.

Indeß hatten die Bürger, trotz ihrer früheren schnöden Abweisung im Gefühle der Noth und Gefahr sich dem Herrn von Loucadou nochmals erboten, zum innern Festungsdienste mitzuwirken und die Hauptwache, die Posten auf den innern Thoren und dem Wall zu beziehen. Diesmal wurde ihr guter Wille angenommen, und am 25. März traten sie ihren Dienst an. Am 5. April flogen die ersten französischen Granaten in die Festung; der Commandant war gerade auf dem Markte, um den Bürgern seine Befehle zu ertheilen. Da schlug eine Bombe kaum dreißig Schritt von dem versammelten Kreise nieder und zersprang, jedoch ohne Jemand zu beschädigen. Bei dem Knall sah sich der Herr v. Loucadou um, mit etwas verwirrten Blicken und stotterte: Meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir noch müssen zu Kreuze kriechen! Halt! schrie der alte Nettelbeck, der Erste, wer er auch sei, der das verdammte Wort wieder ausspricht von zu Kreuze kriechen und Uebergabe der Festung, der stirbt des Todes von meiner Hand.

Bei diesen Worten hatte er den Degen gezogen und die Spitze gegen den feigen Commandaten gerichtet, während er zu der Umgebung sagte: Laßt uns brav und ehrlich sein, oder wir verdienen, wie die Memmen zu sterben! Der Landrath Dahlke, Nettelbeck's Nebenmann faßte diesen von hinten und zog ihn von Loucadou zurück; während dieser vom Kaufmann Schröder verhindert wurde, seine Hände zu gebrauchen, die gleichfalls nach der Klinge griffen. Seine Zornwuth kannte keine Grenze mehr. Arretiren! schrie er mit schäumenden Munde, gleich arretiren, in Ketten und Banden! Da sich indessen Alles um ihn zusammendrängte, der Landrath aber Nettelbeck schnell aus dem Getümmel entfernte, so mochte er wohl glauben, man habe ihn in's Gefängniß abgeführt, und seine Wuth kühlte sich ab, Nettelbeck aber begab sich

in sein Haus. Dies Alles hatte sich Vormittags zugetragen. Gleich Nachmittags berief der Commandant den Landrath zu sich und erklärte ihm seinen Willen, über Nettelbeck ein, aus Militair- und Civil-Behörden zusammengesetztes Kriegsgericht halten, und ihn am nächsten Tage auf dem Glacis der Festung erschießen zu lassen. Der Landrath erschrak, machte Vorstellungen und gab zu bedenken, welchen gefährlichen Eindruck ein so strenges Verfahren gegen den ersten Patrioten bei der Bürgerschaft hervorbringen könnte, so daß er für den Ausgang nicht gut sagen wolle. Loucadou beharrte indeß auf seinem Sinn, und der Landrath entfernte sich, mit dem Bemerken, daß er nicht wünsche, etwas damit zu schaffen zu haben.

Kaum hatte nun der Landrath auf dem Heimwege in seiner Bestürznng einigen ihm begegnenden Bürgern eröffnet, welchen Plan der Commandant mit Nettelbeck habe, so gerieth Alles in Aufruhr, man wollte ihn um jeden Preis retten, und selbst diejenigen, welche ihm vielleicht sonst mehr günstig waren, wollten den braven Mitbürger nicht auf eine so unwürdige Weise untergehen lassen. Mit jeder Minute ward der Auflauf größer; man zog vor Loucadou's Wohnung, umringte sie, und die Wortführer bestürmten ihn so lange im Guten und Bösen, bis sie seine Entrüstung einigermaßen milderten, oder ihn vielleicht auch ahnen ließen, daß er hier kein so leichtes Spiel haben werde. »Gut, gut!« rief er endlich, »so mag der alte Bursche diesmal laufen, hüte er sich nur, daß ich ihn nicht wieder fasse.«

Die Geringschätzung gegen den schwachsinnigen Commandanten ging bei der Bürgerschaft und der Garnison allmälig in Haß und Feindseligkeit über, und das um so mehr, da es noch so manchen würdigen Officier unter der Besatzung gab, der Herz und Kopf auf dem

rechten Flecke hatte, aber sein Licht unter den Scheffel stellen mußte, weil Loucadou's Eigensinn und Dünkel ihm nicht zu handeln gestattete. Nettelbeck fuhr im vertraulichen Gespräch mit ihnen oft in ungeduldigem Eifer heraus: „Wir müssen den Loucadou, der uns alles Gute querbäumt, bei Seite jagen!"

Dies ging nun zwar freilich nicht auf diese Art, aber Nettelbeck's Klageruf, den er vor einem Monate nach Memel hatte ergehen lassen, war von seinem Könige vernommen worden. Die Besatzung wurde am 26. April mit 700 Mann verstärkt, und am 29. April sandte der König dem Major von Gneisenau*) um das Commando der Festung zu übernehmen. Der Herr von Loucadou, dessen Unfähigkeit jeder Tag auf neue schreiende Weise bethätigte, ward, wiewohl auf sehr glimpfliche Weise, seines Postens enthoben und in den Ruhestand versetzt.

Gneisenau, der neue Commandant, war ein kräftiger Mann von erprobtem Muthe, von hellem Kopfe, von reiner Herzensgüte und ausgerüstet von der Natur mit allen Gaben, wodurch ein Führer den fremden Willen beherrscht und sich die Herzen zuwendet. Nettelbeck fiel vor dem neuen Befehlshaber der Festung in hoher Rührung auf die Knie, umklammerte ihn und rief aus: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, verlassen Sie uns nicht, wir wollen Sie auch

---

*) Neidhardt von Gneisenau, geboren im Jahre 1760 zu Schilda, ward von seinen Aeltern in Würzburg für den Militairdienst erzogen Als Jungling von 20 Jahre ging er mit den Anspach'schen Truppen nach Amerika. Von dort zurückgekehrt, trat er in preußische Dienste und ward im Jahre 1802 Hauptmann in der schlesischen Füsilierbrigade. Erst im Jahre 1806 und 1807 fand er Gelegenheit sich auszuzeichnen wurde dadurch dem Könige bekannt und so zum Kommandanten der Festung Kolberg berufen.

nicht verlassen, so lange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben, sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden! So denke ich nicht allein; in uns Allen lebt nur ein Sinn und Gedanke: die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden. — «Nein, Kinder!« rief Gneisenau, »ich werde Euch nicht verlassen. Gott wird uns helfen!«

Es war Hülfe in der Noth; denn am 25. April war das schwere Belagerungsgeschütz im Lager des Marschalls Mortier eingetroffen, und jetzt erst drohte der volle Ernst des Kampfes.

Am 7. Mai kam neue Verstärkung von Königsberg. Die Besatzung der Festung wurde durch diese so wie durch 460 Ranzionirte, auf 6000 Köpfe gebracht, eine schwedische Fregatte von 46 und eine englische Brigg von 18 Kanonen hatten sich auf der Kolberger Rhede vor Anker gelegt, um die Vertheidigung zu unterstützen.

Am 14. Juni lief wieder ein englisches Schiff mit 45 Kanonen und Haubitzen ein. Nettelbeck war es, der sich als Lootse auf die ungestüme See wagte, trotz Alters und Sturmes in das Boot sprang, und auch dieses Schiff wie schon mehrere zuvor, den lauernden Feinden entriß und sicher in den Hafen geleitete. In derselben Nacht, in welcher Nettelbeck das letzte Schiff glücklich hereingebracht, wurde unter Sturm und Regen ein Ausfall auf die feindlichen Posten gemacht, um den Feind aus einer der wichtigsten Stellungen zu werfen, was auch gelang. General Teullié wurde im Kampf getödtet, aber auch Wallenfels fand hier den Heldentod und versöhnte durch sein glorreiches Ende das Benehmen gegen Schill. Doch wurde die Stellung nach wenigen Augenblicken wieder verloren. Frische Truppenabtheilungen verstärkten das Belagerungsheer und errichteten neue Lager. Es war

noch und nach bis über 20,000 Mann angewachsen. Neue Werke stiegen empor, die Laufgräben schnürten die Belagerer auf einen immer engeren Raum zusammen.

Alles, was vom Anbeginn der Belagerung bis jetzt vom Feinde unternommen worden war, mochte indeß nur als ein leichtes Vorspiel von demjenigen gelten, wozu die dritte Morgenstunde des 1sten Juni die Loosung gab. Denn um diese Zeit eröffnete der Feind aus allen seinen zahllosen Batterien ein so mörderisches Kreuzfeuer gegen die Stadt, wie es die Belagerten noch nicht erlebt hatten. Nettelbeck, der Augenzeuge, erzählt: „Die Erde dröhnte zu unsern Füßen, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß es rings um uns war, als ob die Welt vergehen sollte. Sichtbarlich legten es unsere Gegner darauf an, uns durch ihr Bombardement zwischen dem engen Raume unserer Wälle dergestalt zu ängstigen, daß wir, nirgend mehr unseres Bleibens wissend, die weiße Fahne zur Ergebung aufstecken müßten."

„Ich befand mich in dieser entsetzlichen Nacht neben unserm Commandanten auf der Bastion Preußen, als dem höchsten Punkte, den unsere Wälle zum Umherschauen darboten. Von hieraus konnten wir beinahe alle feindlichen Schanzen übersehen; und eben so lag die Stadt vor uns. Es ist nicht auszusprechen, wie höllenmäßig das Aufblitzen und Donnern des Geschützes Zuck auf Zuck und Schlag auf Schlag um uns her wüthete; während auch das Feuer unserer Festnng in seiner Antwort nichts schuldig blieb. In der Luft schwärmte es lichterloh von Granaten und Bomben; wir sahen sie hie und da und überall ihren lichten Bogen nach der Stadt hinein wälzen; hörten das Krachen ihres Zerspringens, so wie das Einstürzen der Giebel und Häuser; vernahmen den wüsten Lärm, der drinnen wogte und tos'te, und waren Zeuge, wie bald hier

bald dort, wo es gezündet hatte, eine Feuerflamme emporloderte. Von dem Allen war die Nacht so hell, als ob tausend Fackeln brannten; und das gräßliche Schauspiel schien nicht ein Menschenwerk zu sein, sondern als alle Elemente gegen einander in Aufruhr gerathen wären, um sich zu zerstören.

In der Stadt gab es bald nirgends ein Plätzchen mehr, wo die zagende Menge sich vor dem drohenden Verderben hätte bergen mögen. Ueberall zerschmetterte Gewölbe, einstürzende Böden, krachende Wände und aufwirbelnde Säulen von Dampf und Feuer. Ueberall die Gassen wimmelnd von rathlos umherirrenden Flüchtlingen, die ihr Eigenthum preisgegeben hatten und die unter dem Gezisch der feindlichen umherkreisenden Feuerbälle, sich verfolgt sahen von Tod und Verstümmlung. Geschrei von Wehklagenden, Geschrei von Säuglingen und Kindern, Geschrei von Verirrten, die ihre Angehörigen in dem Gedränge und der allgemeinen Verwirrung verloren hatten, Geschrei der Menschen, die mit Löschung der Flammen beschäftigt waren, Lärm der Trommeln, Geklirr der Waffen, Rasseln der Fuhrwerke.

Mit wenig verminderter Stärke hielt den ganzen Tag des 1. Juli das Bombardement an und häufte Verwüstung auf Verwüstung. Dennoch waren die Löschanstalten der Belagerten noch immer wirksam genug, um des hie und da aufbrechenden Feuers Meister zu bleiben. Erst am am späten Abend zündete es wieder in dem Gouvernements-Bauhofe, und da hier Alles voll brennbaren Materialien lag, mußte man es geschehen lassen, daß das Gebäude bis in den Grund niederbrannte. Glücklicher war man jedoch bei Rettung eines königlichen Kornmagazins, wo das Feuer noch erstickt wurde, obgleich auf dem Dachboden eine große Menge von Bastmatten aufgeschichtet lagen;

aber bei Entschlossenheit und Thätigkeit der Magazinsbedienten wußte diesen gefährlichen Brennstoff schnell hinwegzureimen.

Solchergestalt von Schrecken umgeben und auf noch Schrecklicheres gefaßt, sahen die Belagerten der nächsten Nacht entgegen. Das feindliche Geschütz vereinigte sich zu neuen noch höheren Anstrengungen; und die zerstörenden Wirkungen desselben, im anhaltenden Geprassel einstürzender Häuser, fallender Ziegel und klirrender Fensterscheiben betäubten das Ohr dergestalt, daß auch der Donner des Feuers nicht selten dabei überhört wurde. Alle jammervollen Scenen der vorigen Nacht erneuerten sich in noch weiterm Umfange. Aber auch mitten in der ringsum drohenden Gefahr erzeugte sich allmälig eine Gleichgültigkeit bei Vielen, die nichts mehr zu Herzen nahm. War auch nicht der Muth, so war auch die Natur erschöpft; Anstrengung, Schlaflosigkeit, immerwährende Anspannung des Gemüths und Sorge für Weib und Kind und Eigenthum fielen auf die Meisten mit einem solchen Gewichte, daß sie selbst in den Trümmern ihrer Wohnungen sich ein noch irgend erhaltenes Plätzchen ersahen, um den bis in den Tod ermatteten Gliedern einige Ruhe zu gönnen.

Da geschah es, daß eine Bombe, verderblicher als alle übrigen, in denjenigen Theil des Rathhauses niederfuhr, wo sich die Rathswage befand, und ein hellauflodernddes Feuer war die unmittelbare Folge ihres Zerspringens. Nettelbeck, als naher Nachbar, sprang auf, um, was ohnehin sein angewiesener Beruf war, schnelle Anstalten zur Brandlöschung zu betreiben; denn an der Erhaltung des ansehnlichen Gebäudes, in welchem die Stadtarchive und so viele andere Sachen von Werth aufbewahrt lagen, mußte Allen vorzüglich gelegen sein. Aber rund um in der ganzen Nachbarschaft rührte sich keine menschliche Seele

zum Löschen und Retten. Nettelbeck rannte hierhin und dorthin, zu den nächsten Bekannten, braven und wackern Männern, um sie zur Hülfe aufzurufen: aber Alles war schlaftrunken und taub für die drohende Gefahr; und während die Flammen immer mehr um sich griff, überließ man sich wieder sorglos dem Schlafe.

Nettelbeck eilte daher in das nächste Wachthaus auf dem Walle. Wild stürmte er in das halbdunkle Wachtzimmer hinein. Auf einer hölzernen Prische regte sich eine Gestalt; es war Gneisenau, der Commandant. Er hört, er erkennt die Gefahr und ist gleich zur Hülfe bereit. Er giebt Nettelbeck einen Adjutanten sammt einem Tambour mit; die Lärmtrommel wird gerührt; Soldaten erscheinen; Patrouillen durchziehen die Straßen; kräftigere Löchanstalten kommen in Bewegung die zwar den Brand nicht mehr zu unterdrücken vermögen, aber ihm doch dergestalt ein Ziel setzen, deß wenigstens zwei Seiten des Gebäudes erhalten werden, während der schon ergriffene Theil desselben noch bis zum Abend des folgenes Tages in sich sebst niederbrennt und fortglimmt. Zu gleicher Zeit war, in der allgeinen Verwirrung, auch eine Anzahl Baugefangener aus dem Stockhause entwichen und begann hier und da in dem Häusern zu plündern bis der thätige Eifer des Militairs die versprengte Rotte wieder einfing und für die allgemeine Sicherheit unschädlich machte.

So besonnen und ebeharrlich, wie der Commandant in dieser Nacht sich zeigte, hatte er seit dem ersten Augenblick seines Auftretens sich stets bewiesen. Seit Wochen schon war er so wenig in ein Bett, als aus den Kleidern gekommen. Nur einzelene Stunden wo er sich aus dem Kugelregen von den Wällen entfernte, ruhte er auf einer ähnlichen Pritsche, wie jene eben erwähnte

und in einem armseeligen Gemache über dem Lauenburger Thore; aber jeden Augenblick bereit, Nettelbeck und andere anzuhören, wenn dieselben ihm etwas von Wichtigkeit zu melden hatten. Vater und Freund des Soldaten, wie des Bürgers, hielt er Beider Herzen durch den milden Ernst seines Wesens, wie durch theilnehmende Freundlichkeit gefesselt. Allen seinen Anordnungen folgte das unbedingste Zutrauen. Es schien unmöglich, daß sein gearüfter Wille und Befehl nicht auch sogleich die allgemeine Beistimmung und Vollziehung finden sollte. Selbst die Unfälle, welche die Belagerten trafen, konnten die Achtung und Liebe welche man für ihn hegte, nicht schwächen; denn nur zu klar erkannte man daran die herben Früchte früherer Versäumnisse.

Der Morgen des 2. Juli brach an; aber auch das feindliche Bombardement, so wenig es die Nacht geruht hatte, schien mit dem Morgen wieder neue Kräfte zu gewinnen. Noth und Elend, Jammergeschrei und Auftritte der blutigsten Art, einstürzende Gebäude und prasselnde Flammen: das war das Einzige, was sich bei jedem Schritte den Sinnen darstellte. Muth und besonnene Fassung waren mehr als jemals von nöthen; aber nur Wenige waren stark genug, sie in dieser schweren Katastrophe zu behaupten. Die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs der Belagerung schwand immer mehr, und man begann sich mit einer gewissen Resignation auf das unvermeidliche Schicksal vorzubereiten. Gneisenau war ein Held, und nur als solcher konnte er aus dem Kampfe hervorgehen; darum war Alles entschlossen, mit ihm zu fallen, oder zu siegen, je nachdem es der Lauf der Dinge erfordern würde. —

Indeß stieg die Noth von Stunde zu Stunde. Um 9 Uhr Morgens, während noch as Rathhaus brannte,

gerieth, durch eine andere Bombe entzündet, auch das Gebäude des Stadthofs in Flammen und pflanzte sich auf drei angrenzende Häuser fort. Die schwachen Versuche zum Löschen blieben aber bald fruchtlos, und man sah sich genöthigt, dem Feuer seinen Lauf zu lassen. Dasselbe geschah Nachmitags, als ein Speicher von dem zerstörenden Elemente ergriffen wurde und Niemand mehr wußte, ob es dringender sei, dem Feinde oder den Flammen zu wehren, oder das eigene Leben vor den rings umhersausenden Feuerbällen in Sicherheit zu bringen. Des Feindes Muth und Anstrengung aber wuchs in eben dem Maße, als die Werkzeuge seiner Zirstörung sich in ihrer furchtbaren Wirksamkeit offenbarten.

Gneisenau's scharfes Auge aber, das mitten in diesem gräßlichen Tumulte jede Bewegung seines Gegners hütete, ließ es nicht unbeachtet, daß dieser bereits Vorkehrungen traf, auch die östliche Seite des Hafens zu überwältigen. Auf der Stelle wurden Gegenanstalten getroffen, den bedrohten Punkt auf's Kräftigste zu unterstützen; Befehle flogen, Alles war in der thätigsten Anspannung, und ein neuer Kampf von blutigster Entscheidung sollte losbrechen. Da plötzlich — es war 3 Uhr Nachmittags — schwieg das feindliche Geschütz auf allen Batterien, und nach dem Krachen des Donners, welches mit furchtbarer Gewalt Himmel und Erde zertrümmern zu wollen schien, folgte eine lange öde Stille. Jeder Athem in Kollbergs Mauern stockte; Niemand begriff diesen schnellen Wechsel, dies unheimliche Schweigen, dies schauerliche Erstarren so vielerlosgelassenen Kräfte.

Da nahte ein feindlicher Parlamentair und neben ihm ein Mann, den man in der Ferne schon als eine Militairperson — dann aber, so wie die Umrisse der Gestalt sich immer deutscher ausbildeten, unter Zweifel

und Verwunderung sogar als einen preußschen Offizier erkannte. Schärfere Augen versicherten sogar, sie unterscheiden die Züge eines Freundes, des Lieutenants v. Holleben, vom dritten neumärkischen Reserve-Battaillon, der erst vor einigen Wochen mit einer Abtheilung Kriegsgefangener über See nach Memel abgegangen war. Das schien unmöglich, und doch war dem also! Das erste Wort, als er sich fast athemlos in den Kreis seiner Bekannten stürzte, war der Ausruf: „Friede! Kolberg ist gerettet!"

V. Danzig.

Während Kolberg auf so glorreiche Weise vertheidigt waab, hatte auch Danzig sich des Namens einer preußischen Festung würdig gezeigt. Zwar trug es diesen Namen erst seit dem Jahre 1793; aber es war unter preußischer Herrschaft zu einem Wohlstande gelangt, den es früher nie gekannt hatte. Sein Handel blühte, zahllose Schiffe gingen aus und ein, und führten die reichsten Ladungen aus Polen hierher, um wieder in fremden Länder versandt zu werden. Das erkannte der schlichte Bürger so gut, wie der vornehme Kaufmann, und beide segneten dafür den König. Indeß war es eines Theils der Reichthum Danzigs, der die Begehrlichkeit des Feindes reizte, und andern Theils war es die Lage der französischen Armee, was ihn den Besitz dieser Festung wünschen ließ. Bisher hatte sie Napoleon blos beobachten lassen, aber gegen die Mitte des Februar ließ er die Festung förmlich einschließen, und Alles deutete auf den heftigsten Angriff. Nun hatte Danzig zwar Zeit genug gebabt, sich in den gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen; aber es war nur das Gewöhnliche

geschehen, d. h. man hatte die alten 300jährigen Werke ausgebessert, Pallisaden gesetzt und die Vorstädte abgebrochen; aber das Alles genügte nicht. Den einzigen Schutz gewährten die beiden, Danzig und die Umgegend beherrschenden Berge, der Bischofs- und der Hagelsberg. Dies sind die eigentlichen Schutzwehren der Stadt; ist eine von diesen genommen, so ist Danzig verloren. Dennoch war auch an diesen wenig gethan. Der Holm, eine verschanzte Insel, unterstützte das am Ausfluß der Weichsel belegene Fort Weichselmünde, und so war wenigstens die Verbindung mit der See gesichert. Dagegen war die Besatzung von 16,000 Mann nicht hinreichend, um die weitläufigen Werke auf die Länge zu vertheidigen, obgleich es nicht an Lebensmitteln oder andern Dingen fehlte. Der Commandant, General Mannstein, war, wie der von Kolberg, ein schwacher Mann, der das Wichtigste zur Vertheidigung schon vernachlässigt hatte. Indeß brach dieser am 24. Februar ein Bein, und der König vertraute Danzig nun dem Feldmarschall v. Kalkreuth an. Er war wenngleich ein alter, dennoch kräftiger Mann voll gereifter Erfahrung. Allein so viel Zweckmäßiges Kalkreuth in der Festung anordnete, so konnte er doch das früher Versäumte nicht verbessern und noch weniger die Verluste abwenden, die durch Nachlässigkeit der Unterbefehlshaber auf den entfernteren Posten herbeigeführt wurden.

Bei der Schwäche der Garnison erbat sich Kalkreuth zunächst russische Hülfe; aber ehe diese eintraf, hatte sich der General Roquette, welcher die Nehrung befehligte, von den Franzosen überfallen lassen; dadurch wurde das preußische Corps zersprengt und der ganze Landstrich vom Feinde besetzt. Obgleich nun aber die Verbindung mit Königsberg unterbrochen war, so langte dennoch die erbetene russische Verstär-

kung an, und die Garnison von Danzig zählte jetzt 21,000 Mann.

So wie indeß Kalkreuth immer neue Werke aufrichten und die alten verstärken ließ, so suchte der Feind sich durch Laufgräben und Schanzen der Stadt mehr und mehr zu nähren. Zwar wurden diese durch häufige Ausfälle wieder zerstört, aber man konnte den Verlust der Nehrung dadurch nicht ersetzen; denn schon war von dort aus die Verbindung mit der See gehemmt. Doch ahnte man noch nicht, daß die Stadt beschossen werden könne, obgleich der Commandant die Bürger ermahnte, auf ihrer Hut zu sein. Am Abend des 22. April begann das heftige Bombardement und hielt 14 Tage ohne Unterbrechung an. Während dieser Zeit warf der Feind mehr als 1800 Bomben und Kugeln in die Stadt. Der Hauptangriff blieb jedoch auf den Hagelsberg gerichtet.

Am 25. April sandte der Marschall Lefebre einen Parlamentair in die Stadt, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Kalkreuth wollte ihn nicht annehmen, allein dieser gab jenem die Versicherung, daß der Brief, den er bei sich trage, die Uebergabe der Stadt nicht berühre. Wie erstaunte Kalkrent jedoch, als das Schreiben nur diesen Gegenstand behandelte. Erzürnt darüber, entgegnete er in dem Tone eines entschlossenen Mannes:

„Der Marschall Lefebre weiß so gut wie ich, daß ein tüchtiger Soldat dergleichen Vorschläge nicht eher annimmt, als bis eine Bresche geschossen ist, welche den Eingang von zwölf Rotten gestattet; ich kann also nicht glauben, daß der Marschall von einem Manne von Ehre, dessen Ruf er Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu wollen scheint, eine Nichtswürdigkeit erwartet."

Das Feuer der Belagerer dauerte hierauf unaufhörlich fort, ebenso die Ausfälle der Belagerten, welche die feindlichen Werke, wie schon gesagt, oft zerstörten.

In der für Danzig unglücklichen Nacht vom 6—7. Mai ging der Holm verloren. Dieser Posten war von der höchsten Wichtigkeit und schien in jeder Hinsicht geschützt zu sein da er vor sich die Münde, hinter sich die Stadt hatte und von allen Seiten von Wasser umgeben war. Von hier aus hielt man den Feind sowohl auf der Nehruung, wie auf der entgegengesetzten Seite in der gehörigen Entfernung von der Stadt. 1590 Russen mit 14 Kanonen vertheidigten ihn; aber es war ein russischer Feiertag eingetreten, der Befehlshaber befand sich in der Stadt, und die ganze Besatzung war zu Ehren ihres Heiligen trunken. — Die Franzosen, hiermit bekannt, näherten sich von der Seite der Nehrung, setzten über die schmale Schutten-Lake mit kleinen Booten, überfielen die Russen, tödteten den größten Theil derselben und nahmen den Rest gefangen. — Hierdurch ward der Stadt die Verbindung mit der See abgeschnitten; der Fürst Tscherbatof wollte zwar in folgender Nacht den Holm wieder erobern, aber Kalkreuth konnte es nicht gestatten, weil die Garnison schon zu sehr geschwächt war.

Inzwischen hatte der König, wohl fühlend, welches Gewicht Danzig in der Wagschale der preußischen Verhältnisse hatte, mochte der Krieg fortgesetz oder ein Friede geschlossen werden, einen Heerhaufen Russen und Preußen von 7000 Mann unter Karminsky II. über die See nach dem Ausfluß der Weichsel gesandt, welcher bei der Festung Weichselmünde landete und einen Versuch machen sollte, vor allen Dingen den Holm wieder zu nehmen und sich in die Stadt zu werfen.

Wäre der Holm noch in den Händen der Belagerten

gewesen, so konnte Letzteres ohne Schwierigkeit geschehen, jetzt waren aber blutige Kämpfe nöthig, um solches zu bemerken. Von Pillau aus setzte sich ein preußisches Corps unter Bülow in Bewegung, um in Verbindung mit den Russen vorzudringen und drei englische Schiffe sollten den Angriff auf der Weichsel unterstützen. In Danzig war man voller Freude über diese Hülfe, aber leider scheiterte auch dieser Versuch, die Stadt zu retten.

Die Franzosen waren von Allem, was man unternahm, wohl unterrichtet, auch hatte man ihnen zu lange Zeit gelassen; sie hatten Verstärkung von Marienburg an sich gezogen und warfen Bülow zurück; die englischen Schiffe konnten wegen widrigen Windes und wegen des flachen Wassers nicht in die Weichsel einlaufen, um den General Kaminsky zu unterstützen. Dieser drang zwar auf der Nehrung vor, um den Holm zu umgehen, nahm auch den Franzosen einige im Munder Walde belegene Schanzen fort, ward aber dennoch gezwungen, sich unter die Kanonen von Weichselmünde zurückzuziehen.

Jetzt empfand man erst recht schmerzlich, wie leichtsinnig der Besitz der Nehrung und des Holms aufgeopfert war, und überzeugte sich, daß man die Stadt ihrem Schicksal und der mannhaften Vertheidigung ihrer Garnison überlassen müsse. — Es fehlte hauptsächlich an Pulver, es ward noch ein letzter Versuch gemacht, ihr dieses nothwendige Kriegsbedürfniß zuzuführen. Der Capitain einer englischen Corvette übernahm es, die Weichsel hinauf zu segeln, die Brücke, welche die Franzosen zur Verbindung des Holms mit dem festen Lande errichtet hatten, zu zertrümmern und der Stadt 300 Centner Pulver und 500 Scheffel Hafer zu bringen. — Ganz Danzig befand sich auf den Wällen, um das kühne Unternehmen zu beobachten. Rechts und links vom Strome waren Schanzen mit

Kanonen besetzt, und durch dieses Kreuzfeuer wollte das Schiff durchdringen. Majestätisch kam es angesegelt und spie rechts und links Feuer auf die Feinde, welche mit gleichem Eifer solches erwiederten. In Feuer und Rauchwolken eingehüllt, drang es immer weiter vor Tausend Segenswünsche der bedrängten Danziger begleiteten es auf seinem gefährvollen Wege. Auf einmal ward der Wind still, es konnte nicht weiter, noch war die Flagge von Zeit zu Zeit durch den sich zertheilenden Qualm sichtbar, aber plötzlich hörte das Feuern auf und die Flagge sank, das Schiff stand wie festgemauert und mußte sich den Franzosen, die sich vom Holm und von der Landseite auf Booten näherten, ergeben. Jetzt war das Schicksal Danzigs entschieden; die Angriffe auf den Hagelsberg wurden immer heftiger, seine stärksten Gewölbe waren schon zerstört, und das Feuer des Feindes konnte nicht einmal so, wie es die Vertheidigung erforderte, beantwortet werden, weil man das wenige Pulver, welches noch vorhanden war, schonen mußte. — In seiner Noth sandte Kalkreuth den Lieutenant v. Eichstedt an den König, um ihm die Lage der Stadt zu schildern. In Bauerntracht schlich sich der Officier durch das feindliche Lager und kam nicht ohne Gefahr zum Könige. Als einziges Zeichen seines Standes hatte er den Orden pour le merite auf der bloßen Brust verborgen. Friedrich Wilhelm befragte ihn über alle Verhältnisse der Stadt und erklärte, daß er selbst an die Möglichkeit, sie zu retten, verzweifle; jedoch lasse er den General bitten, die Vertheidigung bis zum äußersten Nothfall fortzusetzen. — Eichstedt kehrte eben so verkleidet zurück und überbrachte dem Feldmarschall von Kalkreuth die Antwort des Königs wiederum mündlich.

In Danzig war das Ungemach auf das Höchste

gestiegen, der Sturm auf den Hagelsberg war stündlich zu erwarten, und die Hoffnung des Entsatzes verschwunden. Der Feind bot noch einmal eine ehrenvolle Capitulation an, und der Mangel an Pulver zwang Kalkreuth, sie anzunehmen. — Am 26sten März ward die Stadt übergeben und die Garnison zog unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen durch die Nehrung nach Pillau ab. Eben dieselbe Capitulation hatte Kalkreuth im Jahre 1793 der Besatzung von Mainz bewilligt. — Die Russen unter Kaminsky hatten zeitig genug, von der bevorstehenden Uebergabe der Stadt benachrichtigt, sich eingeschifft und waren zurück nach Königsberg gesegelt.

So endete die ruhmvolle Vertheidigung Danzigs. Die Belagerung hatte seit Eröffnung der Laufgräben 50 Tage gedauert, der Feind 30,000 Kugeln auf die Stadt geschleudert und die Garnison war von 21,000 bis auf 7000 wehrhafte Männer geschmolzen. Der Feind fand auf den Wällen und in den Zeughäusern 980 Kanonen, an Lebensmitteln wenig und an Pulver gar nichts, und Danzig war also, wenn auch der Uebermacht erlegen, doch mindestens rühmlich gefallen, und hatte sich des Namens einer preußischen Festung obgleich fast die jüngste, würdiger gezeigt, als die älteste im Lande. Hätte sie größere Vorräthe an Munition und Lebensmitteln und keine Polen unter den Besatzungstruppen gehabt, so dürfte nicht ohne Grund anzunehmen sein, daß sie sich noch länger gehalten hätte und, wie Kolberg, Graudenz und die schlesischen Gebirgsfestungen, durch den Frieden gerettet worden wäre.

VI. Die Schlachten von Eylau und Friedland.

Nachdem eine Festung um die andere verrätherischer Weise übergeben, bevor Kolberg, Graudenz und die schlesischen Gebirgsfestungen durch den Frieden gerettet und Danzig glorreich gefallen war, hatte der König Friedrich Wilhelm von dem Hochmuthe Napoleon's Viel die preußischen Unterthanen von der Härte des französischen Heeres Alles zu dulden gehabt. Schon nach der Schlacht von Pultusk suchte Napoleon den König von Preußen durch listig angesponnene Unterhandlungen von seinem Verbündeten, dem Kaiser von Rußland, zu trennen, jedoch ohne Erfolg. Friedrich Wilhelm konnte solche, sein sittliches Gefühl empörende Vorschläge unmöglich eingehen, so sehr er aus Liebe zu seinen bedrückten Unterthanen den Frieden wünschte. Er war nicht blos der Bundesgenosse, sondern der persönliche Freund Alexander's so lange dieser den Krieg fortsetzte, konnte Friedrich Wilhelm keinen Frieden schließen.

Während nun Napoleon in Warschau nur auf Erholung bedacht zu sein schien, ging Bennigsen schon wieder zu neuen Angriffen über. Er war nach der Schlacht von Pultusk bis Biala und Tykoczyn zurückgewichen, indem L'Estocq mit dem preußischen Heerhaufen durch die Uebermacht von Lautenburg bis Barthen gedrängt worden war. Jetzt versammelte Bennigsen sein Heer hinter dem Spirbing- und Leventiner-See bei Aris und Lötzen, und bot den Preußen in Barthen die Hand. Sein Plan war, nordwestlich über Heilsberg vordringend, die Marschälle Ney und Ponte Corvo abzuschneiden und den Schauplatz des Krieges über die Weichsel zu versetzen.

Das Glück schien den russischen Feldherrn zu begünstigen. Der Prinz v. Ponte Corvo hatte sich in der Elbinger Niederung verspätet und ward zwischen Liebstadt nnd Mohrungen von Markov, dem Führer der Vorhut des russischen rechten Flügels, ereilt. Aber von blinder Siegesbegierde fortgerissen, beging Markov den Fehler, den Prinzen allein anzugreifen, ohne die Führer der nahestehenden Heerhaufen davon zu benachrichtigen, und so sah er sich genöthigt, die Franzosen ruhig abziehen zn lassen.

Inzwischen hatte Napoleon seine Truppen schnell aus ihren Winterlagern gezogen. Schon waren die Vorposten des linken und rechten Flügels der Russen bis Osterode und Löbau, die der Preußen bis Frankenau vorgedrungen, als der Kaiser unvermuthet bei Ortelsberg hervorbrach und die rechte Flanke der Russen bedrohte. Sofort sammelte Bennigsen alle vereinzelten Heerhaufen auf den Höhen von Frankendorf: noch schien es, als habe er die eigenen Bewegungen in seiner Gewalt. Aber plötzlich drang der Marschall Soult am rechten Ufer der Alle vor, nahm Gutstadt und bemächtigte sich der Brücken von Bergfried, die in den Rücken der Verbündeten führten. Das war entscheidend. Schnell zog sich nun das russisch-preußische Heer zurück, hart gedrängt vom Feinde und nicht ohne Verlust an Todten, Gefangenen, Geschütz und Vorräthen.

Durch diesen Unfall sahen die Russen sich gezwungen, entweder Königsberg preiszugeben, oder zur Vertheidigung dieser Stadt eine Schlacht zu wagen. — Bennigsen wählte das letztere und erwartete nun, auf den Höhen vor und hinter Eilau gelagert den Feind.

Es ward am 7. Februar 1807 Nachmittags 2 Uhr. daß der Kampf um die Höhe vor der Stadt entbrannte. Bald waren die Russen zurückgeworfen, aber sie erkannten

die Wichtigkeit des Orts und vertheidigten nun die Straßen der Stadt mit einer beispiellosen Hartnäckigkeit, besonders von einem Kirchhofe aus, der ihre Stellung noch am meisten deckte. Erst Abends um 10 Uhr machte der Verlust dieses Platzes dem Gefecht ein Ende.

Aber noch stand die Hauptmacht der Russen auf den Höhen hinter Eilau ungebrochen; wieder diese erhob sich am nächsten Morgen der Kampf auf's Neue. Aus 300 Feuerschlünden ras'te nun der Tod 12 volle Stunden lang! Es war eine furchtbare, hartnäckige und mörderische Schlacht; — der frische Schnee aon Strömen Blutes gefärbt und mit dichten Haufen Todter und Sterbender bedeckt, gewährte einen grausenvollen Anblick. Am meisten litt auf französischer Seite das Corps des Marschalls Augereau, welches dem russischen Centrum gegenüber stand. Hier und auf dem rechten Flügel standen die Russen unerschüterlich, aber dem linken schadete der Verlust der Stadt Eilau, hinter der sich immer neue Massen entwickelten, bestimmt, das russische Heer in der Flanke zu fassen. Schon war Serpallen, der Stützpunkt des linken Flügels, aufgegeben und der Rückzug schien unvermeidlich, als L'Estocq mit den Preußen, noch spät am Abend von Bnnigsen herbeigerufen, auf dem Schlachtfelde erschien. Hier kämpften die Preußen seit lange zum ersten Male mit einem ihres alten Ruhmes würdigen Erfolge, stellten die wankende Schlacht wieder her, warfen die Franzosen zurück und machten, da, wo eine Gefahr am größten war, dem blutigen Gefecht siegreich ein Ende

Doch auch diese zweitägige Schlacht war nicht entscheidend; beide Theile rühmten sich des Sieges. Die Franzosen erlitten indeß den größten Verlust; denn das Corps des Marschalls Augereau war fast gänzlich aufgetrieben. Aber auch im russischen Heere hatte die Reihe fast ununterbrochener Gefechte seit dem 3. Februar Ordnung und

Mannszucht aufgelös't; kaum 30,000 Mann standen am Abend des heißen Schlachttages, ihren Fahnen treu, unter den Waffen. Unter diesen mißlichen Umständen gebot Bennigsen um Mitternacht den Rückzug.

So waren also beide Theile erschöpft und es unternahm keiner etwas Entscheidendes. Doch mochte Napoleon wohl das Ende eines Krieges wünschen, der von den Russen mit solcher Erbitterung geführt und trotz aller Verluste beharrlich fortgesetzt wurde. Er sandte deshalb den General Bertrand mit Friedensvorschlägen in's russische Lager; allein Bennigsen gab dem französischen Unterhändler auf seine Eröffnungen die stolze Antwort: „Mein Kaiser hat mich gesandt, um zu schlagen, nicht, um zu unterhandeln.“ — Darauf ging Bertrand nach Memel zum König von Preußen; doch auch hier fand er kein Gehör; denn einmal traute Friedrich Wilhelm den Anträgen Napoleon's nicht, und dann war, wie schon gesagt, die Verbindung mit dem Kaiser Alexander viel zu eng, als daß sie der König brechen konnte. Indeß dauerten die Unterhandlungen fort, bis Bennigsen am 12. Mai das russische Heer in der Stellung von Heilsberg versammelte, um, wie es schien, den Entsatz von Danzig zu wagen; allein schon nach zwei Tagen gab er diesen Entschlßß wieder auf und wandte sich mit der Hauptmacht gegen Ney Doch kam es noch zu keiner Schlacht, obgleich die vorfallenden Gefechte sich sämmtlich durch ihre Hartnäckigkeit auszeichneten. Endlich am 11. Juni, ließ Bennigsen den General Kaminsky nach Bartenstein aufbrechen, von wo er, mit L'Estocq vereinigt, nach Königsberg marschiren sollte. Er selbst traf eben für die Hauptmacht weitere Dispositionen, als er die Nachricht erhielt, daß er bei Großendorf umgangen und in Gefahr sei, von Königsberg abgeschnitten zu wer-

den. Schnell änderte er seinen Plan, sammelte die Truppen auf dem rechten Ufer der Alle, steckte am Abends um 10 Uhr Lager und Brücken in Brand und marschirte, sofort aufbrechend und nur leicht verfolgt, die ganze Nacht und den nächsten Tag hindurch, erreichte Abends Bartenstein und, nach kurzer Rast wieder aufbrechend, am andern Morgen (13. Juni) Schippenbeil. Ebenso war es Kaminsky gelungen, sich durchzuschlagen und die Vereinigung mit L'Estocq zu bewerkstelligen.

Doch auch Napoleon brach ohne Säumen von Heilsberg auf und nahm am 12. Juni sein Hauptquartier in Eilau, während Davoust, Soult und Murat auf Königsberg marschirten, und Lannes, Mortier und Ney auf Friedland rückten.

Der Tag von Marengo, der 14. Juni, war kaum angebrochen und die russische Armee noch im Heranziehen begriffen, als zwischen 2—3 Uhr Morgens das feindliche Geschütz bereits zu donnern begann. Sobald das russische Heer (70,000 Mann) versammelt war, ordnete Bennigsen dasselbe so, daß der rechte Flügel von der obern Ziegelei bis zum Mühlenfließ, der linke von hier bis zur Alle oberhalb Sortlack sich ausdehnten. Unterdeß war seit 2 Uhr des Morgens bereis ununterbrochen gekämpft worden. Auf dem linken Flügel unternahmen die russischen Jäger wiederholt wüthende Angriffe gegen den Sortlaker Wald, der die Bewegungen des Feindes verdeckte, ohne jedoch etwas Entscheidendes zu erringen. Eben so wenig waren die kühnen Cavallerie-Angriffe auf dem rechten Flügel von Erfolg, und das geringe Terrain, welches die ganze russische Linie dunch die hartnäckigste Tapferkeit gegen Posthemen hin gewann, erleichterte in keiner Weise das weitere Vorrücken derselbe. So fochten die Massen, viele Menschen opfernd, ohne irgend einen Nutzen den

ganzen Tag bis gegen Abend um 5 Uhr, als nach einer kurzen Rast, die feindlichen Colonnen mit Uebermacht aus ihrem Versteck, dem Sortlaker Walde, hervorbrachen, den linken Flügel der Russen mit einem furchtbaren Kanonenfeuer zurückdrängten, und dann mit solcher Ruhe und Ordnung auf dem Schlachtfelde vorrückten, daß fast jede Kugel ein Menschenleben vernichtete. Vergebens ordneten sich die Russen, zwischen zwei Flüssen (Alle und Mühlenfließ) eingezwängt, in Colonnen; ihre wildesten Angriffe konnten den, durch sein Geschützfeuer gedeckten Feind nicht aufhalten, und sie mußten sich endlich durch Friedland zurückziehen, dessen Vorstädte der Nachtrab, um den Feind zu hemmen, abbrannte. — Zugleich mit dem linken Flügel der Russen war der rechte angegriffen worden; so wüthete das feindliche Kanonenfeuer von allen Seiten kreuzend in den russischen Linien. Dennoch drang der bereits sehr gelichtete rechte Flügel, im fürchterlichsten Feuer angreifend, vor und brachte wirklich den Feind zum Weichen. Aber in demselben Augenblick kam die Nachricht von der Niederlage des linken Flügels, worauf auch der rechte, von seiner Cavallerie gegen den wild nachdringenden Feind geschützt, den Rückzug antrat. Desto größer war ihr Erstaunen, als sie die brennenden Vorstädte Friedlands vom Feinde besetzt fanden. Aber nicht Verzagtheit, sondern Wuth und Verzweiflung bemächtigten sich bei diesem Anblick der Russen; blind stürzten sie sich in den Kugelregen, den der Feind ihnen entgegensandte, und zwangen mit dem heftigsten Ungestüm die Franzosen, aus der Vorstadt zu weichen. Doch schon brannte die Stadt selbst; die Brücken brachen zusammen und die noch immer anrückenden Truppen mußten sich in den Fluß stürzen, um, von den feindlichen Kugeln unablässig verfolgt, Rettung oder Tod zu finden. Nur ein Corps unter dem General Lam-

herd, das den Flüß nicht mehr erreichen konnte, rettete sich im Dunkel der Nacht durch einen Seitenmarsch nach Allenburg, wo es ebenfalls über den Fluß setzte. Solcher Gestalt war diese verlorene Schlacht für die Russen ruhmvoller, als unzählige Siege es sind; denn nicht ein einziges Corps ward gefangen oder abgeschnitten, und kaum 20 Kanonen blieben in den Händen der Feinde. Wohl aber war das tapfere Heer an diesem blutigen Tage um fast 20,000 Mann vermindert worden. — In gebeugter Haltung zogen die Russen während der mondhellen Nacht am rechten Ufer der Alle hinauf und setzten dann am nächsten Morgen bei Wehlau über den Pregel, dessen Brücken sie abbrannten. So dem rasch nachdringenden Feinde voraneilend, gelangten sie am 18. Juni nach Tilsit, durch welches den ganzen Tag Gepäck und Geschütz seinen Weg nahm. Tags darauf überschritt die ganze russische Armee glücklich den Niemen und zerstörte, um den Feind aufzuhalten, die Brücken dieses russisch-preußischen Grenzflusses.

Inzwischen war auch Königsberg von dem Feinde genommen worden. Am 14. Juni hatten L'Estocq und Kaminsky die Stadt besetzt und die Vorstadt nebst einigen Gebäuden der Umgegend, der bessern Vertheidigung wegen, niedergebrannt. Doch schon am folgenden Tage erhielten sie Kunde von der Niederlage bei Friedland, und in Folge dessen jeden Entschluß zum Widerstande aufgebend, rückten sie in Eilmärschen über Labiau nach dem kleinen Flusse Schillup und vereinigten sich dort am 17, mit Bennigsen. In Königsberg aber rückte am 16. Soult ein und befreite, strenge Mannszucht haltend, die bangen Einwohner von den Besorgnissen, die unter den obwaltenden Umständen so natürlich waren. Doch wenngleich Königsberg auch von den Gräueln einer

Plünderung verschont blieb, so doch nicht von der Last einer schweren Brandschatzung. Zwei Millionen Thaler mußte es als Contribution zahlen, und außerdem fielen noch ungeheure Getreide-Vorräthe nebst 200 russischen Fahrzeugen in die Hände des Feindes.

VII. Der Frieden zu Tilsit.

Das Schwert hatte zu Friedland entschieden. Der König von Preußen hatte kein Heer, keine Macht mehr, und der Kaiser von Rußland neigte sich zum Frieden und zu Napoleon hin. Aber Alexander konnte auch nicht anders. Die Erfolge der letzten Schlachten, wo seine Krieger so rühmlich gefochten und jedes Ungemach mit Ausdauer ertragen hatten, mußten ihm die Ueberzeugung geben, daß zwar seine Soldaten, aber nicht seine Feldherren den französischen gewachsen seien, und daß darum der Krieg für jetzt keinen glücklichen Ausgang nehmen könne. Er beschloß daher, bei Napoleon einen Waffenstillstand nachzusuchen. Am 19. Juni eröffnete Bennigsen dem Fürsten Bragation, welcher die Vorposten commandirte, den Wunsch des Kaisers, und dieser theilte ihn den ihm gegenüberstehenden Großherzog von Berg mit. Napoleon zeigte sich geneigt, darauf einzugehen und es traten nun Marschall Berthier von französischer, Fürst Labanow-Rostowsky von russischer und Graf Kalkreuth von preußischer Seite zusammen, um den Waffenstillstand zn verabreden. Nachdem dieser abgeschlossen war, unterzeichnete ihn Alexander zu Tauroggen am 21. und Friedrich Wilhelm zu Pictupönen am 25. Juni. Dem Waffenstillstande sollte, wenn man sich verständigen würde, unverzüglich der Frieden folgen.

In banger Erwartung sah nun Friedrich Wilhelm dem Ausgange der Friedensunterhandlungen entgegen. Er war sich seiner Lage klar bewußt und fühlte, daß er am Rande des Grabes seiner politischen Größe stehe. Das namenlose Leid betrachtend, welches der Krieg über ihn, sein Haus und seine treuen Unterthanen gebracht hatte, war er in einer trüben und ernsten Stimmung, aber er wäre dennoch weniger niedergeschlagen gewesen, wenn er nicht hätte sehen müssen, wie seine geliebte Louise litt. Was sie in diesen Tagen des Unglücks empfand, beschreibt keine Feder und selbst die eigenen Briefe an ihren Vater, an welchen sie unterm 17. und 24. Juni 1807 schrieb, geben noch immer nicht den vollen Gehalt der Gefühle, die in jener Zeit ihr Herz bewegten. Indeß mögen die erwähnten Briefe auch hier eine Stelle finden als Argumente für die Reinheit ihrer erhabenen Seele.

Memel, den 17. Juni 1807.

„Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll Ich Ihnen danken, bester, zärtlicher Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder auf's Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei zu Muthe ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles

rheben. Der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns. Der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke ein Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch zur Sache.

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen den Augenblick überstehen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß, da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch ein Mal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher mit Kronen und Glück bedacht, nicht so froh ist, als

wir es sind. — Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursach zur Freude haben. — Noch eins zu Ihrem Trost: daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gottlob daß ich es sagen kann, da ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin

Louise."

* * *

Den 24. Juni.

„Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthigt grwesen, sich immer mehr und mehr zurückziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf 4 Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein; Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine feste Basen. Also Alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und wenn

es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel herunter gestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde, aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsrerseits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. — Sehen Sie bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der Kaiser ist seit dem 19ten mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind wir in Tauroggen, nur ein Paar Meilen von Tilsit, wo der franzöcksche Kaiser ist. — Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige.

Louise."

Inzwischen hatten die Friedens-Unterhandlungen schon begonnen. Um sich jedoch persönlich zu verständigen, lud Napoleon nach bereits vorher gegangener Zusammenkunft mit Alexander auf einem dazu erbauten Floße im Niemen, den Kaiser von Rußland, so wie den König von Preußen nach Tilsit ein. Hier am 26. angekommen, wurde Alexander von Napoleon an der Spitze seiner Garde begrüßt, worauf beide Kaiser zusammen speisten.

Friedrich Wilhelm langte erst am nächsten Tage an, besuchte den französischen Kaiser und hielt mit ihm Tafel, bei welcher Napoleon den ersten Toast auf das Wohl der Königin Louise ausbrachte. Wie freundlich sich der Kaiser stellte, der König konnte diese Freundlichkeit nicht erwiedern, vielmehr blieb er seinem Sieger gegenüber still und ernst, in der Haltung jenes ed-

len Stolzes, der großen Seelen auch noch im Unglück eigen ist. So auch die Königin. Sie ward gleichfalls nach Tilsit eingeladen und reiste demzufolge nach Memel dahin ab. Napoleon ließ die Monarchin in einem prachtvollen achtspännigen Staaswagen unter einer äußerst zahlreichen und glänzenden Bedeckung von Dragonern der Garde einholen und besuchte sie gleich nach ihrer Ankunft in dem für sie eingerichteten Quartiere. Nachdem beide über mancherlei gesprochen, fragte endlich der französische Kaiser hochmüthigen Tones: „Aber wie konnten Sie es wagen, mit mir Krieg anzufangen?“ Die Königin antwortete mit Würde: „Sire, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, falls wir uns überhaupt getäuscht haben.“

Die Königin hatte gehofft, durch ihre Verwendung bei Napoleon einen günstigen Frieden für Preußen zu erlangen; allein das Benehmen dieses Mannes überzeugte sie bald vom Gegentheil, und so reiste sie schon nach drei Tagen wieder nach Memel ab. Die Gefühle welche die getäuschte Hoffnung in ihrem Herzen hervorgerufen hatte, drückte sie in einem Schreiben an ihre Schwester die Fürstin Solms, aus, indem sie darin sagte:

„Was für Schritte ich gethan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem Könige, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin dem Volke schuldig; das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, ist mein einziger Lohn.“

Darauf, am 7. Juli, wurde zwischen Rußland und Frankreich der Frieden unterzeichnet und in diesem Vertrage das Schicksal Preußens durch folgende Worte entschieden:

„Aus Achtung für Se. Majestät dem Kaiser aller Reußen, und um einen Beweis zu geben von des Kaisers Napoleon aufrichtigen Wunsche, daß sich ein unauflösliches Band um die Nationen schlingen möge, will der Kaiser Napoleon dem Könige von Preußen einen Theil der eroberten Länder zurückgeben.“

Die Auswechselung des von beiden Monarchen ratificirten Friedensschlusses erfolgte am 9ten Juli. An diesem Tage wurde jedoch zwischen Talleyrand, Fürsten von Benevent, und dem Feldmarschall Kalkreuth noch ein besonderer, Preußen betreffender Friedens-Traktat geschlossen.

Die Aufopferungen, zu denen sich der König durch die darin gestellten Bedingungen genöthigt sah, waren unerwartet groß. Er that nicht nur auf den ferneren Besitz des bisherigen Süd- und Neu-Ostpreußens Verzicht, sondern auch auf den größten Theil Westpreußens und auf Danzig nebst dem Gebiete der Stadt. Ferner trat er ab alle preußischen Besitzungen zwischen der Elbe und dem Rheine und verlor die Altmark, den größten Theil des Herzogthums Mageburg, der Fürstenthümer Halberstadt, Hildesheim, Paderborn, Minden Münster, Osnabrück und Ostfriesland, die Grafschaften Mansfeld, Werningrode, Hohenstein, Lingen, Teklenburg, Ravensberg und Mark, ferner die vor Kurzem erst erworbenen kurhanöverischen Lande, desgleichen das Eichsfeld, Treffurt, Erfurt, Untergleichen, Kranichsfeld, Quedlenburg, Herford, Essen, Werden, Elten, Kappenburg, Mühlhausen, Nordhausen und Goslar. Nicht minder entsagte der König dem Besitze des Kottbusser Kreises, der dem König von Sachsen zufiel. Auch das Fürstenthum Baireuth ging verloren.

Durch diese Entsagung wurde der preußische Staat um mehr als die Hälfte verkleinert. Beim Ausbruche

des Krieges hatte er auf einem Flächenraum von 5829 Quadratmeilen eine Bevölkerung von mehr als zehn Millionen Menschen in sich faßt, jetzt blieben ihm nur 2618 Quadratmeilen mit 5 Millionen Etnwohner übrig. Die abgetretenen Provinzen dienten theils zur Vergrößerung anderer mit Napoleon verbündeten Staaten, theils wurden aus ihnen neue geschaffen. Rußland, der Verbündete Prenßens, erhielt das Bialstocker Departement, einen nicht unbeträchtlichen Theil des ehemaligen Neu-Ostpreußen und theilte sich also mit Napoleon in die Beute. Aus den übrigen abgetretenen polnischen Landschaften wurde das Herzogthum Warschau gebildet und dem Könige von Sachsen zu Theil, auf welchen einst die polnische Nation ihren Blick gewandt hatte. als bei dem Entwurfe einer bessern Verfassung der Nachfolger des damals regierenden Königs Stanislaus August bestimmt werden sollte. Die Stadt Danzig mit ihrem Gebiete wurde nun für einen eigenen freien Staat erklärt, der von Napoleon gesichert und mit einer französischen Besatzung versehen, des unmittelbaren Schutzes der Könige von Preußen und Sachsen genießen sollte. In dem neugeschaffenen unabhängigen kleinen Staate blieb indessen ein französischer Gouverneur, der die den freigewordenen Bürgern auferlegten Contributionen mit der schonungslosen Strenge der französischen Steuerbehörden einzog. Ostfriesland vergrößerte das Königreich Holland. Der größte Theil der ehemaligen preußischen Provinzen auf dem linken Ufer der Elbe aber wurde zu dem neu errichteten Königreiche Westphalen gezogen, das außer diesen aus hanöverschen, braunschweigischen und hessischen Landschaften zusammengesetzt und dem jüngsten Bruder Napoleon's, Jerome, übergeben wurde. Doch nicht alle eroberten Länder vertheilt Napoleon an seine Verbündeten als

Kriegsbeute; noch schob er die Entscheidung über mehrere nicht unbedeutende Provinzen auf.

Der große Länderverlust, den Preußen erlitt, war nicht das einzige durch den Tilsiter Frieden auferlegte Unglück Preußens. Dem Könige von Sachsen ward eine freie Militairstraße durch die preußischen Staaten zur Verbindung mit dem Herzogthum Warschau eröffnet. Besonders drückend aber war die verzögerte Räumung der preußischen Staaten von den französischen Truppen. In Hinsicht dieser wurde durch eine besondere Uebereinkunft am 12. Juli die Zeit bestimmt, zu welcher die französchen Besatzungen aus jeder einzelnen Provinz zurückgezogen werden sollten, sobald nämlich die dem Lande auferlegten Contributionen von 140 Millionen Franken bezahlt oder hinlänglich sicher gestellt wären. Das seit dem Ausbruche des Krieges mit England wiederhergestellte freundschaftliche Verhältniß wurde völlig aufgehoben, und der König machte sich anheischig, alle Handelsverbindungen mit den Engländern abzubrechen, keine Schiffe aus englischen Häfen in die seinigen zuzulassen und eben so wenig Absendung von jenen zu gestatten.

Zugleich erkannte Preußen in den Tilsiter Frieden die Brüder Napoleon's, Jerome als König von Westphalen, Joseph als König von Neapel, und Ludwig als König von Holland an, alle jetzigen und zukünftigen Mitglieder des Rheinbundes, die Besitzungen jedes einzelnen und alle ihnen verliehenen oder noch zu verleihenden Titel. Fast in allen Punkten stimmte der Friedensschluß mit Rußland überein; nur der Punkt war weiter dabei, daß die Herzoge von Coburg, Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin wieder in den vollen Besitz ihrer Länder sollten eingesetzt werden, in den Häfen der beiden letztern aber nichts desto weniger bis zum allgemeinen Frieden in England französische Besatzungen bleiben.

So war endlich durch einen drückenden Frieden für Preußen die Ruhe theuer erkauft. Der König von Preußen hatte, indem er den Krieg begann, die Wünsche aller seiner Unterthanen erfüllt, den Kampf selbst mit Tapferkeit und Entschlossenheit geführt, und als ein widriges Schicksal ihn verfolgte, nicht kleinmüthig verzweifelt, sondern, der königlichen Würde stets eingedenk das Unglück selbst mit männlicher Standhaftigkeit ertragen und es verschmäht, durch Demüthigungen vor dem Stolze des glücklichen Feindes Vortheile zu erlangen, die seinen eigenen wie des Vaterlandes Ehre durch die Art, wie sie würden erlangt worden sein, nachtheilig gewesen wären. Wie sehr die Völker Preußens den Werth ihres Königs erkannten zeigte die Freude der preußisch gebliebenen, und der unverkennbare Schmerz derer, die durch den Tilsiter Frieden einer fremden Macht unterworfen wurden. Preußen war in beispiellosen Draugsalen. Auf den König richteten sich die Augen von Millionen, in fester Zuversicht, er werde sie vor der Verzweiflung retten. Die drückenden Lasten des Krieges waren durch den Frieden keinesweges erleichtert, vielmehr zum Theil noch erschwert. Ueberall war im Bürgerstande, unter den Gutsbesitzern und den Landleuten Nahrungslosigkeit eingetreten, viele waren völlig verarmt, Handel und Gewerbe lagen darnieder, und den letzten Rest des Vermögens zehrte die Verpflegung der feindlichen Armee auf, die selbst nach geschlossenem Frieden mit gleicher Härte verlangt und erzwungen wurde. Ansteckende Krankheiten rafften in vielen Gegenden des Reichs eine unglaubliche Menge Menschen dahin, und Viehseuchen vernichteten die letzte Spur des ehemalen Wohlstandes unter den schon ohnedies unglücklichen Landbewohnern, denen der Krieg bereits den größten Theil ihrer Heerden, zur Unterhaltung feindlicher und befreundeter Heere geraubt hatte.

Bald nach geschlossenem Frieden, unterm 24. Juli erließ der König Friedrich Wilhelm an die Bewohner der abgetrenen Proovinzen, folgendes Abschiedsschreiben:

„Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, meine Gesinnung und die Begebenheiten der letzten Jahre. —"

„Meine Waffen erlagen dem Unglück, die Anstrengungen des letzten Restes meiner Armee waren vergebens. Zurückgedrängt an die äußerste Grenze des Reichs, und nachdem mein mächtiger Bundesgenosse selbst zum Waffenstillstand und Frieden sich genöthigt gefühlt, blieb mir nichts übrig, als dem Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. Der Friede mußte, so wie ihm die Umstände vorschrieben, abgeschlossen werden. — Er legte mir und meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten Opfer auf. Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden."

„Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos! Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seiuen Kindern. Ich entlasse Euch aller Unterthanenpflicht gegen mich und mein Haus. — Unsere heißesten Wünsche für Euer Wohl begleiten Euch zu Eurem neuen Landesherrn; seid ihm was Ihr mir waret. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus meinem und der Meinigen Herzen vertilgen. —

Dies Schreiben wurde von sämmtlichen Provinzen mit dem Zeichen der Trauer und des tiefsten Schmerzes beantwortet; jedoch war gewiß die Antwort der niedersächsisch westphälischen Unterthanen der treueste Abdruck der Gefühle, die damals Aller Herzen bewegten.

An den König Friedrich Wilhelm, den Guten!

„Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied von uns lasen, und wir können uns noch heut nicht überreden, daß wir aufhören sollen, Deine Unterthanen zu sein, wir, die Dich immer so lieb hatten.. So wahr wir leben! es ist nicht Deine Schuld, daß Deine Generale und Minister nach der Niederlage bei Jena allzu betäubt und verwirrt waren, um die zerstreuten Schaaren zu uns herzuführen und sie mit unsern Landknechten vereinigt, zu einem neuen Kampf aufzurufen. Leib- und Leben hätten wir daran gewagt, denn Du mußt nicht zweifeln, daß in unsern Adern das Blut der alten Cherusker feurig wallt, und wir noch stolz darauf sind, Herrmann und Wittekind unsere Landsleute zu nennen. Auf unserm Grund und Boden liegt das Siegsfeld, wo unsere Vorfahren die Feinde, welche das deutsche Gebiet verwüsten wollten, so schlugen, daß sie das Aufstehen vergaßen. Wir hätten sicher das Vaterland gerettet, denn unsere Landknechte haben Mark in den Knochen und ihre Seelen sind noch nicht verderbt. —"

„Unsere Weiber stillen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Modenaffen, und der Zeitgeist hat seine Pestluft nicht über uns ausgeströmt. ⁑ Inzwischen können wir dem Willen des Schicksals nicht entgehen. Ach lebe denn wohl, alter guter König! Gott gebe daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Generale und klügere Minister finden lasse, als die waren, welche Dich betrübten. Ihrem Rathe mußtes Du folgen, denn Du bist nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Willen des Schicksals? wir

müssen mit männlichem Muthe Alles geschehen lassen, was abzuändern nicht in unserm Vermögen ist. Gott steht uns bei! Wir hoffen, daß unser neue Herr auch unser Landesvater sein und unsere Sprache, unsere Sitten, unsern Glauben und unsern Bürgerstand eben so erhalten und achten werde als Du, guter, lieber König, es immer gethan hast."

„Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freuden!" —

VIII. Das Herrscherpaar in Memel.

Die Kriegsereignisse nach der Schlacht bei Jena hatten den König und die Königin an die Grenzen des Reichs geführt. Von hier, von Memel aus leitete Friedrich Wilhelm, so weit es die Verhältnisse gestatteten, die Regierung, während seine Louise die Leiden ihrer Unterthanen zu mildern suchte. So lange zwar der Krieg nicht wüthete, war die Regierung für den König eben so schwierig, wie es für die Königin das Wohlthun war; jetzt aber, nach beendigten Blutvergießen, widmeten sich beide einer regen Thätigkeit, um mit der Hülfe Gottes eine bessere Zukunft herbeizuführen. Welcher Glaube die Königin dabei beseelte, das sprach sie in einem Briefe an ihren Vater aus, den sie gleich nach dem Friedensschlusse an ihn schrieb:

„Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzhaften Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen. Dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eilau hätte er einen vortheilhafteren Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhan-

deln und sich mit ihm verbinden müssen, — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit verbünden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Auch hätte er nach Eilau einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube!"

Selbst das Versäumte nachzuholen, vergaß die Königin nicht. So hatte sie früher den Armen in Berlin eine monatliche Unterstützung verabfolgen lassen, und dies war durch den Krieg unterbrochen worden; sie sandte deshalb jetzt von Memel aus tausend Thaler in Golde nach Berlin und bestimmte diese Summe zur Vetheilung an die Armen. Gleichzeitig schenkte sie der Erziehungs-Anstalt für arme verwaiste Knaben, welche damals unter der Leitung des Probstes Hanstein stand, hundert Stück Friedrichsd'or mit Gewährung der Bitte, dem Institut den Namen „Louisenstift" geben zu dürfen.

Auch der König zeigte, daß sich seine Gesinnung nicht geändert hatte, und bewies dies durch eine Cabinetsordre, welche er an die Bürgerschaft der Stadt Berlin erließ und die also lautete:

„Die Herzlichkeit, womit die Stadtverordneten und Repräsentanten der Bürgerschaft Meiner guten Stadt Berlin Mich in der Eingabe vom 14. v. Mts. über den Verlust so vieler treuen Unterthanen zu trösten suchen, trübt Mich unendlich. Den verlornen Kindern bleibt mein Andenken mit Wehmuth und Wohlwollen vermischt. Dagegen wendet sich die Liebe ungetheilt zu den erhaltenen Kindern. Ich sehne mich nach der Zeit des Wiedersehens und thue, was in meinen Kräften

steht, um solche möglichst zu beschleunigen. Darauf mögen Meine guten Berliner, vertrauen, bis Ich mich persönlich ihnen zeigen kann als ihren gnädigen König.

Memel, den 6. Septemter 1807.

Friedrich Wilhelm."

Gleich schöne Züge huldvoller Güte legten auch die übrigen Glieder der königlichen Familie an Tag. So wohnte der Kronprinz mit dem Prinzen Friedrich in dem Hause des Kaufmanns Argelander in Memel. Als nun der Geburtstag ihrer Wirthin eintrat, beschloß der Kronprinz, denselben auf freundliche Weise zu feiern, und nachdem er die Erlaubniß seiner erlauchten Mutter eingeholt und erhalten hatte, veranstaltete er es so, daß Madame Argelander an dem bestimmten Tage eine Einladung von einer guten Freundin erhielt, und während sie bei derselben verweilte, wurden auf Befehl des Kronprinzen in ihrem eigenen Hause alle Einrichtungen zu der beabsichtigten Festlichkeit getroffen.

Gegen Abend ward die Madame Argalander unter einem passenden Vorwande ersucht nach Hause zu kommen; da sie aber von Allem nichts ahnte und daher ihre Rückkehr verzögerte, so holte sie eine Viertelstunde später der Kronprinz selbst in seinem Wagen ab und führte die Hochüberraschte, die ihr Haus festlich erleuchtet sah, in seine eigenen Zimmer, die zu der Feier eingerichtet worden waren und in welchen sich bald darauf, von dem Kronprinzen eingeladen, die Freunde und Bekannte der Argelander'schen Familie einfanden.

Ein schönes Angebinde, welches die Königin der Gefeierten überreichen ließ, erhöhte deren und aller Anwesenden Freunde, die in begeisternden Dankes und und Liebesworten für den huldvollen Festgeber und seine königlichen Eltern sich kund gab.

Am 15. Januar 1808 fand endlich die Uebersiedelung der königlicheu Familie nach Königsberg statt, wo allgemeine Freude sie eben so willkommen hieß, wie Memel mit tiefer Wehmuth sie scheiden sah. Von der Bürgerschaft der letztgenannten Stadt nahm der König durch nachstehende herzliche Zuschrift Abschied:

„Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die in der heutigen Vorstellung bei Gelegenheit meiner bevorstehenden Abreise so herzlich geäußerten Gefühle der Treue und Anhänglichkeit an meine Person, Meine Gemahlin und mein Haus. So wie es unvergeßlich sein wird, daß Memel allein von allen Städten Meines Reiches von den Kriegs-Drangsalen unmittelbar verschont geblieben, so werde auch Ich mich stets dankbar erinnern, daß die göttliche Vorsehung Meine Familie hier eine Freistätte finden ließ, bis der Friede dem Blutvergießen ein Ziel setzte. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämmtlichen Einwohner dieser Stadt und Gegend Mir, selbst bei Annäherung der größten Kriegsgefahr, gegeben, erhöhen den Werth dieser Erinnerung und sichern der Stadt mein immerwährendes Wohlwollen. Mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, ihr solches thätig zu bezeugen, als ihr gnädiger König.

Memel, den 14. Januar 1808.

Friedrich Wilhelm.“

IX. Reformen und Drangsale nach dem Kriege.

Friedrich Wilhelm hatte zu bittere Erfahrungen gemacht, als daß er die Gebrechen im Staatshaushalte und im Heer nicht hätte erkennen sollen; er beschloß daher, sie abzustellen. Was ihm aber noch tiefer zu Herzen ging, das war die Noth seines Landes, weshalb er es als sein Erstes erklärte, sie durch jede mögliche Ersparniß in der Verwaltung zu erleichtern. Um indeß bald die Segnungen des wieder gewonnenen Friedens zu genießen, müsse Alles aufgeboten werden, damit die vom Feinde auferlegten Contributionen getilgt würden. Gleichzeitig sah der König ein, daß der jetzt so kleine Staat nicht mehr so viele Minister brauche, wie ehedem, und obgleich er sich von den alten Dienern ungern trennte, so erheischte es doch die Nothwendigkeit, sie zu entlassen. Demzufolge erhielten fast sämmtliche bisherige Minister, v. Goldbeck, v. Massow, v. d. Recke, der Graf v. Reden, der Graf v. Hoym, der Freiherr v. Voß, die Herren v. Angern und v. Thulemeier, der Oberpräsident v. Ingersleben und der General v. Rüchel, ihren Abschied; der Graf v. Haugwitz hatte sich schon nach der Schlacht von Jena zurückgezogen. Dagegen trat der berühmte Freiherr v. Stein als Premierminister an die Spitze der Geschäfte; der edle Scharnhorst an die Spitze des Kriegswesens. So einfach organisirt ließ sich von der neuen Stastsverfassung viel erwarten; aber noch waren die Franzosen im Lande und unter ihren Augen ließ sich wenig gutes in's Leben rufen.

Als einzige Bedingung der Räumung Preußens war in dem Tilsit-Königsberger Vertrage die baare, oder nach Ermessen des französischen Intendanten hin-

länglich verbürgte Zahlung der Contributionen festgesetzt, wobei ausdrücklich jede Forderung für null und nichtig erklärt wurde, die vor der Auswechselung der Ratificationen nicht schon öffentlich bekannt gewesen sei. Von demselben Tage an sollten auch alle Einkünfte wieder in die königlichen Kassen fließen, vorausgesetzt, daß, was vom 1. November 1806 an bis zu jenem Termin hätte berichtigt werden müssen, wirklich berichtigt worden sei. Mögliche Streitigkeiten sollten beiderseitige Commissaire ausgleichen, und diese den 25. Juli zu Berlin zusammentreten, um die Räumung zu beschleunigen; bis diese aber geschehe, falle die Unterhaltung der französischen Truppen und der Kriegsdefangenen dem Lande zur Last. In dieser Uebereinkunft sah das schwergedrückte Preußen die Bürgerschaft naher Befreiung; in dritthalb Monaten sollte die Räumung des Landes von französischen Truppen vollzogen sein. Aber Napoleon fand immer neue Vorwände zu neuen Bedrückungen. Der König von Preußen trat nicht zum Rheinbunde und erhielt selbst im Unglück dem Staate seine Selbstständigkeit. Er wollte seiner und seines Volkes Ehre nichts vergeben. Nachgiebigkeit und ein wirkliches Bewerben um Napoleon's Huld hätten ihm vielleicht äußere Vortheile erworben; so aber erbitterte des Königs edle Weigerung, dem Rheinbunde beizutreten, Napoleon's Stolz.

Vergebens hoffte der König durch Nachgiebigkeit in vergleichungsweise geringeren, aber doch sehr wichtigen Punkten die frühere Räumung seines Landes zu bewirken; denn von der Weichsel bis zur Elbe lag ein französisches Heer von 150,000 Mann mit 50,000 Pferden, für einen so erschöpften Staat eine ungeheure Last deren dauernde Anwesenheit das Mark des Landes vollends aussaugen mußte Sah man doch deutlich, wie der Feind absichtlich Gelegenheit suchte, dem

Reiche neue Lasten aufzubürden. Ja selbst die gegebene Versprechungen hielt man nicht, indem die französischen Truppen keine Anstalten machten, das Land zu räumen, wiewohl zur Tilgung der Contributionen längst die erforderlichen Maßregeln getroffen waren, und zu diesem Zweck der König wie der Bürger gemeinschaftlich ihre Kräfte aufboten.

Erleichterung der Kriegslasten war von den Franzosen nicht zu erlangen, ihr Druck ward vielmehr von allen Ständen schmerzlich empfunden, um so mehr, da auf französische Verfügung der Werth der Scheidemünze herabgesetzt worden war und schweres Geld fast gar nicht mehr circulirte. Hierdurch ward nicht nur der ungehinderte Handelsverkehr gehemmt, sondern auch die Theurung der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse stieg ohne daß die Forderungen der französischen Besatzung sich verminderten; und so dauerte der Krieg durch die feindlichen Verhältnisse für das Volk selbst noch im Frieden fort. Wiewohl die Aufopferungen, welche der König zu Tilsit gemacht hatte, groß genug waren, um Napoleon's Haß zu versöhnen, so schien dessen Zorn doch noch nicht besänftigt zu sein, da nach Abschlust des Tilsiter Friedens den Bedingungen desselben eine größere Ausdehnung gegeben worden und nicht nur das Gebiet von Danzig vertragswidrig erweitert, sondern auch die Provinz Neu-Schlesien, als zu dem ehemaligen polnischen Reiche gehörig, mit dem neugestifteten Herzogthum Warschau vereinigt ward.

Besonders drückend war die Beschlaglegung auf alle Forderungen preußischer Staatsbürger an Bewohner des Herzogthums Warschau. Diese ward selbst wider die öffentlichen Anstalten in Preußen ausgedehnt, welche früher Gelder nach dem ehemaligen Süd- und Neu-Ostpreußen zur innern Verbesserung dieser Provinzen ausgethan hatten.

Anstalten dieser Art waren die allgemeinen Wittwen-Kassen, die Bank, die Seehandlung, die Invaliden- und Armenkassen, Hospitäler, Kirchen, Schulen, Universitäten und andere fromme Stiftungen. Aus ihnen war an Insassen des Herzogthums Warschau eine Summe von 24,389,485 Thalern zinsbar dargeliehen und wiewohl diese Gelder das Eigenthum von Privatpersonen waren, mithin nach allen bisher bestehenden Rechten der Völker nicht in Anspruch genommen werden konnten, so geschah dies dennoch, und die Warschauer Regierung verfügte zu ihrem Besten die Einziehung dieser preußischen Capitalien nebst den rückständigen Zinsen. Die Vorstellungen der preußschen Behörden blieben unberücksichtigt und wurden als gänzlich unstatthaft verworfen, als der König von Sachsen mit dem französischen Kaiser am 10ten Mai 1807 zu Bayonne eine Uebereinkanft abschließen ließ, nach welcher er diesem 20 Millionen Franken bezahlte, und sich dafür durch die Gelder preußischer Armen-Institute entschädigen zu dürfen erklärte. Zwar gelang es nach und nach den unausgesetzten Bemühungen der preußischen Behörden, den größten Theil der deshalb erlassenen Verfügungen unkräftig zu machen, doch blieb das Eigenthum der Offiziers-Wittwenkasse im Besitz des Herzogthums Warschau, bis nach einer Reihe von Jahren die Befreiung Deutschlands von fremder Herrschaft auch in dieser Hinsicht die bis dahin unterdrückte Gerechtigtigkeit wieder Kraft gewann.

Um die auf diese Weise zwischen Preußen und Frankreich fortwährenden Mißhelligkeiten abzustellen, sandte der König seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm nach Paris, um zu versuchen, was persönliche Vorstellungen auf das Gemüth Napoleon's vermöchten. Aber fruchtlos verschwendete der Prinz seine ganze Beredsamkeit um milde Bedingungen zu erhalten. Napoleon

war ganz unzugänglich, sei es aus alter Erbitterung oder im Vorgefühle, daß Preußen immer noch nicht geschwächt genug sei, um ganz ungefährlich zu sein; ja es genügten ihm nicht einmal die Bedingungen mehr, die früher festgesetzt worden waren. Die Sprache seines Ministers Champagny wurde immer beleidigender. Ja er ließ sogar durchblicken, daß es gar nicht außer dem Gesichtskreise Napoleon's liege, das Wort, das er schon über andere Regierungen ausgesprochen, auch über das Haus Brandenburg wenn es sich nicht füge, auszusprechen, daß es nämlich aufgehört habe zu regieren. Dem Prinzen blieb nichts übrig, den Vertrag, wie ihn Napoleon dictirte, zu unterzeichnen. Nach diesem Vertrag sollte Preußen 36 Millionen Thaler zahlen, wovon die erste Hälfte innerhalb 20 Tagen nach Unterzeichnung des Vertrags theils baar, theils in sichern Wechselbriefen, die andere Hälfte aber auf die königlichen Domainen eingetragen werden sollte. Bis zur völligen Tilgung dieser Contribution sollten die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau in den Händen der Franzosen bleiben; die Besatzung dieser Plätze, welche auf 10,000 Mann bestimmt wurde, sollte ihren Sold zwar von Frankreich erhalten, ihre Verpflegung dagegen der König übernehmen und jede dieser Festungen mit den nöthigen Belagerungs=Bedürfnissen immer auf sechs Monate versehen. Ueberdies sollte Preußen binnen der nächsten zehn Jahre nicht mehr als 42,000 Mann Truppen unterhalten. Dagegen wurde dem Könige die uneingeschränkte Beziehung der Landeseinkünfte vom 8ten September 1808 an zugesichert, an welchem Tage die preußischen Behörden wieder völlig in Thätigkeit gesetzt werden sollten. Zugleich wurde der Tag bestimmt für die endliche Räumung des preußischen Gebiets von den französischen Heeren. Durch ein=

nachträgliche Uebereinkunft zu Erfurt wurden diese Feststellungen zwar einigermaßen gemildert.

Napoleon kam daselbst mit dem Kaiser von Rußland zusammen; aber selbst die Verwendung des Letzteren konnte für Preußen nicht mehr bewirken, als daß Napoleon fünf Millionen Thaler nachließ und für die Berichtigung des Restes weitere Termine annahm. Die fortwährende Unterhaltung der französischen Heere hatte übrigens das Harte, das zuletzt doch unvermeidlich war noch härter gemacht; denn die Kosten der Unterhaltung des französischen Heeres wurden noch durch die Uebungslager vermehrt. Im Sommer 1808 wurden dergleichen bei Charlottenburg, Havelberg, Neu-Ruppin, in Schlesien und Westpreußen zusammen gezogen. Die Baracken für die bei Charlottenburg zusammen gezogenen Truppen erstreckten sich in Form einer regelmäßigen Straße eine halbe Meile lang; die schlesischen Uebungslager waren noch größer. Dabei war der Uebermuth ohne Grenzen: so wurden z. B. zum Gebrauche für die französische Artillerie nicht weniger als 4000 Eichen aus den märkischen und pommerschen Forsten verlangt. Als dagegen Vorstellungen gemacht wurden, erschien gar der Befehl, daß alle Bäume, die seit zwei Jahren hätten gefällt werden können, niedergehauen werden sollten. Diesen und andern ähnlichen Lasten ein Ende zu machen, genehmigte der König den Vertrag. Neue Anstrengungen wurden von Seiten des Königs und des königlichen Hofes, wie von Seiten der Nation gemacht. Der König selbst lebte mit seinem Hause auf's Sparsamste, und jede mögliche Einschränkung ward am Hofe sichtbar. Zur Tilgung der Contribution gab Friedrich Wilhelm jetzt selbst das goldene Tafelgeschirr hin, das zur Erhöhung des Glanzes festlicher Tage gedient hatte. Außerdem übernahm er den größten Theil jener Schuld an Frankreich, indem

die königlichen Domainen für die Berichtigung derselben hafteten. Das Uebrige leistete das Land. Nachdem auf diese Weise dem vom Prinzen Wilhelm geschlossenen und unterzeichneten Vertrage gemäß dem Kaiser Napoleon theils Zahlung, theils befriedigende Sicherheit geleistet war, kehrten die französischen Truppen endlich nach ihrer Heimath zurück. Berlin ward am 3. December 1808 geräumt, und so der preußische Staat endlich von der feindlichen Besatzung befreit, mit Ausschluß der drei genannten Oderfestungen, welche als Unterpfand in den Händen der Franzosen blieben. Um den eingegangenen Verbindlichkeiten auf's Strengste zu genügen, ward jeder Verkehr mit England nicht nur sorgfältig und die bestimmtesten Anordnungen des Königs vermieden, sondern auch jedes Verhältniß mit andern, mit England befreundeten Mächten aufgehoben, und daher jede Handelsverbindung mit Schweden, Portugal und Spanien ausdrücklich untersagt. Zwar litt der preußische Staat ungemein, indem nur durch deu Handel ein großer Theil der Einwohner, ja ganze Provinzen Wiederherstellung des ihres Wohlstandes gehofft hatten, indessen fügte man sich willig in die Gesetze der Nothwendigkeit und war zu allen Opfern bereit, welche durch die schleunige Tilgung der Contributionen zur völligen Rettung des Vaterlandes beitragen konnten. Dessen ungeachtet gelang es durch die sorgfältigste Behandlnng solcher Maßregeln dem König dennoch nicht, Mißtrauen bei den Franzosen zu unterdrücken. Vor allen richtete der Argwohn dieser sich gegen den ersten preußischen Minister, den Freiherrn von Stein, einen Mann von Geist und Kraft, der die Thätigkeit des Volkes für die gemeinschaftliche Sache des Vaterlandes zu erhalten und zu leben bemüht war.

Am 5ten October hatte der Freiherr von Stein die

Leitung der innern Verwaltung angetreten. Er selbst sprach in einem Schreiben aus, was er wollte: daß die Disharmonie und der Kampf der Stände unter sich, der Preußen unglücklich gemacht aufgehoben, gesetzlich die Möglichkeit aufgestellt werde, daß jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne. Daß auf solche Weise das Volk genöthigt werde, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihm willig zum Opfer bringe; dies zu erreichen war sein Ziel. Er vollbrachte nicht Alles, was er wollte, aber er zeichnete für die Zukunft die Bahn vor, die zur Erreichung seiner großen Absichten einzuschlagen nöthig sei, und brach sie. Was sich in der kurzen Zeit, die ihm vergönnt war, vollbringen ließ, das that er, und dazu versäumte er keinen Augenblick.

Schon am vierten Tage nach seiner Ernennung erschien eine tief eingreifende Verordnung über Besitz und Geurauch des Grundeigenthums, so wie über die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner, um da, wo er noch fehle, den Grund zu einem freien Bauernstande zu legen, und in den bestehenden Gesetzen über das Grundeigenthum diejenigen Beschrän ungen aufzuheben, die eine weise Staatswirthschaft verwirft, weil sie den Einzelnen hindern, den Grad des Wohlstandes zu erlangen, den er sonst nach seinen Kräften zu erringen fähig wäre.

Die seit alter Zeit bestehende Beschränkung des Grundeigenthums, nach welcher der Edelmann nur sogenannte adelige Grundstücke besitzen durfte, ward aufgehoben, dagegen aber auch den Edelleuten gestattet, bürgerliche und selbst Bauerngüter zu übernehmen, außerdem auch bürgerliche Gewerbe zu treiben. Jede persönli e Unterthänigkeit, ein Ueberrest der ehemaligen Leibeigenschaft, hörte gänzlich auf, und der Zustand der untern, oft gedrückten Klassen des Volkes ward durch diese

wohlwollende Bestimmung ungemein erleichtert. So wurden auf diese Weise die Vorzüge einzelner Stände billigerweise beschränkt, indem dadurch gleichsam eine unter dem Schutze der Gesetze stehende persönliche Freiheit jedes einzelnen proclamirt und ihm eine Garantie für seine Unabhänginkeit gegeben ward. Um ferner die Grundeigenthümer nicht dem völligen Untergange preiszugeben, ward beschlossen, ihnen gegen ihre Gläubiger bei genauer Zahlung der Zinsen für die nächsten zwei Jahre Frist gewähren und durch diese Vergünstigung ihren Besitzstand zu sichern.

Auch die bisherige Verfassung der Bürgerschaft in den Städten ward nach veränderten Grundsätzen bestimmt. Die Städte-Ordnung, welche eine königliche Verfügung vom 19. November 1808 festsetzte, machte jede Stadt in Hinsicht der Verwaltung ihres gemeinschaftlichen Vermögens selbstständiger und unabhängiger, und der Bürgerschaft selbst ward das Recht gegeben, die städtischen Verwaltungsbeamten zu erwählen und durch diese Theil an der Leitung ihrer innern gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu nehmen. Den obern Staatsbehörden blieb zwar fortwährend die höhere Aufsicht auch über diese, jedoch bezweckte die neue Ordnung größere Festigkeit des städtischen Vereins und thätigere Entwickelung der Kraft des Bürgerstandes.

Durch Anordnungen und Bestimmungen dieser Art schien nicht nur die Ruhe im Innern des Staates, sondern auch die Festigkeit desselben hinlänglich gesichert zu sein. So wirkte Stein.

Gegen einen solchen Mann wurde Napoleon argwöhnisch. Dieser Patriotismus schien ihm gefährlich. Schon früher waren allerlei Anschuldigungen zu Napoleon's Ohren gelangt. Es leide keinen Zweifel, sagte man ihm, daß eine Partei am Hofe lebe, die Frankreich entgegen sei, und eben so wenig, daß sie auf alle

Entwürfe, die man fasse bestimmt einwirke. Wie am Hofe, so denke man im Volke; es bestehe eine Gesellschaft unter dem unschuldigen Namen eines sittlich-wissenschaftlichen Vereins, auch Tugendbund genannt, angeblich zu dem Zwecke: wohlgesinnte und kräftige Gemüther enger zu verbinden, zur Verbesserung der Sitten und Erziehung, besonders der zukünftigen Generationen, zur Erweckung und Uebung vaterländischer Gesinnungen und zur Wiederbelebung des erschütternden Reiches moralischer Kraft, dies aber sei nur der offenkundige Zweck; im Geheimen werbe man Theilnehmer, im Lande und auswärts, zu ganz andern Absichten, von der Freiheit spreche man und arbeite an gewaltsamen Entwürfen für Preußens Befreiung oder Größe. Selbst Fürsten stehen im Beziehung zu diesem Bunde und dessen gefährlichen Plänen. Diese Gerüchte über geheime Verbindungen dauerten fort und wurden immer drohender. Die französische Polizei in Berlin suchte nach ihrer Sitte einen bedeutenden Schuldigen, um durch ein abschreckendes Beispiel Allen den Muth zu lähmen. Schon war der Geheimrath Schmalz eingezogen worden, angeblich wegen eines Aufrufs an das preußische Volk, der wohl geschrieben, aber nie gedruckt ward, im Grunde jedoch, weil er der Theilnahme am Tugendbunde verdächtig war; indeß ward er bald nach seiner Verhaftung wieder freigesprochen. Auch der Minister Stein ward nicht blos als Mitglied, sondern als Stifter jener verhaßten Verbindung genannt; sein so reger Eifer für Preußens Wohl und Ehre war die nächste Veranlassung zu diesem Verdacht. Da geschah es, daß ein Vertrauter Stein's an den Fürsten von Wittgenstein nach Dobberan gesandt, in die Hände der Franzosen fiel; in dem ihm mitgegeben Schreiben glaubte man nicht nur Beweise von geheimen Verbindungen in Hessen und Westphalen, sondern auch eines ganz

Deutschland umfassenden Planes wider Frankreich zu zu finden.

Dieses Schreiben machte der Moniteur, als ein Denkmal von der Ursachen des Glücks und des Unterganges der Reiche, bekannt und beklagte den König von Preußen, der er so verkehrte Diener habe.

Unter diesen Umständen nahm der Minister von Stein seine Entlassung, und nachdem er sie erhalten, erwähnten öffentliche Schriften seines Schlusses, sich seinen Anklägern selbst zur Vertheidi ung und Rechtfertigung zu stellen. Aber Napoleon erklärte ihn von Madrid aus, wo die Franzosen Bürgerkrieg und innere Verwirrung hervorgerufen hatten, für einen Feind Frankreichs und des Rheinbndes, da er, wie es hieß, Unruhen in Deutschland zu erregen versucht habe. Alle seine Besitzungen, die er als ehemaliger unmittelbarer Reichsritter in den Staaten des Rheinbundes haben möchte, sollten in Beschlag genommen und er selbst, wo man sich seiner bemächtigen könnte verhaftet werden.

Mit dieser Grausamkeit verfolgte Napoleon einen Mann, der sich als ein rechter Patriot bemühte, sein zerrüttes Vaterland wieder herzustellen, und es liegt darin ein sehr bezeichnender Characterzug des französischen Tyrannen. Konnte ihm der bereits einem halben Welttheil beherrschte, wohl ein Mann gefährlich sein, der einem so ohnmächtigen Staate, wie Preußen damals, Minister war?

Das Bestreben des Königs von Preußen, zum Besten seines Landes jeden feindlichen Verdacht zu entfernen leuchtete aus allen Verfügungen hervor, welche er in Bezug auf diese Ereignisse erließ, und als er gegen Ende des Jahres 1808 mit seiner königlichen Gemahlin eine Reise nach St. Petersburg unternahm, machte er es allen preußischen Gesandten an auswärtigen Höfen bekannt.

Inzwischen hatte auch Scharnhorst*) durchgreifend reformirt. Die Fähigkeit jedes Einzelnen, zu den höchsten

---

*) Gerhard David von Scharnhorst, im Jahre 1756 zu Helmsoe im Fürstenthum Celle geboren, war der Sohn eines Pächters. Der Vater, durch Ungerechtigkeit und Chicane in einen langwierigen Prozeß verwickelt, konnte für die Ausbildung des Sohnes wenig thun und sah sich durch die dringenden Verhältnisse gezwungen, ihn in eine Dorfschule zu schicken. Allein das stille Landleben und die Beschäftigungen eines Landwirths vermochten die Seele des feurigen Jünglings nicht auszufüllen; ihn trieb ein innerer Beruf hinaus in die Ferne, in ein bewegtes Leben. — Einige Schriften über den siebenjährigen Krieg die er beim Prediger des Dorfes fand, besonders aber die Erzählungen eines alten, kriegserfahrenen Unteroffiziers weckten in ihm den ersten Heldengedanken. Inzwischen hatte sein Vater den erwähnten Prozeß gewonnen und das adlige Gut Bordenau erworben, und so durfte sich nun der Sohn unbesorgt dem schnell, aber entschieden gewählten Stande widmen. Bald auch bot sich ihm eine Gelegenheit dar. — Der Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe Bückeburg hatte damals zu Steinhude, ein Artillerie-Corps und eine Artillerie-Schule gebildet, in welcher letztern nächst den neueren Sprachen, Geschichte und Geographie, auch höhere Mathematik, Physik und die eigentlichen Kriegswissenschaften gelehrt wurden. An den Grafen also wandte sich Scharnhorst nun und — ward in die Kriegsschule aufgenommen. Schnell entfalteten sich alle jene Talente, die bisher in ihm geschlummert hatten, und bald überragte er seine sämmtlichen Mitschüler. — Im Jahre 1777 starb indeß der Graf Wilhelm und Scharnhorst trat nun in hannöversche Dienste, wo er sich in kurzer Zeit durch sein überwiegendes Genie Geltung zu verschaffen wußte. Im Jahre 1780 verließ er das Dragoner-Regiment „von Eßdorf," bei welchem er bisher gestanden, und ging zum Artilleriedienst über; im Jahre 1791 wurde er zum Chef einer Compagnie ernannt. — Durch seine sehr gründlichen und umfassenden Werke: „Handbuch für Kriegswissenschaften" „Taschenbuch für Offiziere rc." hatte er seinen Ruf als militärischer Schriftsteller begründet und die Aufmerksamkeit hochgestellter Männer auf sich gelenkt; aber seinem feu-

Ehrenstellen im Heere zu gelangen, ward ausdrücklich anerkannt und festgesetzt; die bloße Geburt sollte keinen Vorzug mehr gewähren. Gleichzeitig wurde die Verpflichtung aller Landeseingebornen zum Kriegsdienste erklärt und in Folge dessen die körperlichen Züchtigungen, das Spießruthenlaufen, der Stock ꝛc. als entehrende Zeichen der Sclaverei, gänzlich abgestellt. Die schlechte Bewaffnung und die unbequeme Kleidung wurden verbessert, der Zopf abgeschnitten und das Pudern aufgehoben. Die vielverzweigten Militairbehörden wurden mehr vereinfacht und alle für das Kriegswesen nothwendige Einrichtungen einer einzigen obersten Kriegsbehörde anvertraut.

Eben so standhaft, als klug und vorsicht, hatte Scharnhorst nicht aufgehört, das Heer zu erneuern und eine bessere Zeit militärisch vorzubereiten. Offen zwar durfte er das Heer über 42,000 Mann nicht vermehren; der Pariser Vertrag verbot es, aber Scharnhorst dachte Tag und Nacht an die künftige Wieder-

---

rigen Geiste genügte das noch nicht. Da plötzlich wurde Hannover mit in den Krieg verwickelt, der durch die französische Revolution entstanden war, und Scharnhorst fand nun Gelegenheit die mühsam aber reichlich erworbenen Kenntnisse praktisch anzuwenden. — Auf die Empfehlung des Herzogs von Braunschweig wurde Scharnhorst in dem preeußischen Kriegsdienst aufgenommen und dem 3ten Artillerie Regiment zugetheilt, wo er im Jahre 1804 den Rang eines Obersten erwarb und nun in den General-Stab überging — Bei Auerstädt zweimal verwundet, folgte er dem Zuge Blücher's nach Lübeck, gerieth mit diesem Feldherrn in Gefangenschaft, wurde ausgewechselt, ging darauf nach Preußen war in der Schlacht bei Eilau und ward endlich zum General-Major ernannt. Als solchen stellte ihn der König an die Spitze einer Commission, die sich mit der Reorganisation des preußischen Heeres beschäftigen sollte (Siehe des General-Lieutenants von Minutoli „Beiträge ꝛc." Seite 109—137. und Kretzschmer's „Friedrich Wilhelm III." Seite 516—518 des ersten Theils)

erhebung Preußens. Für diesen Fall mußte Preußen eine große imposante Kriegsmacht haben. Er schlug dazu einen eigenen Weg ein: er rief von Zeit zu Zeit Rekruten ein und übte sie in den Waffen. Die Eingeübten wurden wieder in ihre Heimath entlassen und neue Rekruten einberufen. So blieb die stehende Heeresmacht unter dem Gewehr dem Scheine nach immer nur 42,000 Mann stark, aber in Wahrheit hatte er über 150,000 waffengeübte Krieger zu verfügen. So viel hatte er innerhalb drei Jahren eingeübt. Es bedurfte eines Winks im entscheidenden Augenblick, und statt 42,000 standen 150,000 unter den preußischen Adlern. Gegen 200,000 neue Gewehre wurden in die Zeughäuser gebracht; sie wurden theils in Oestreich angekauft, theis im Lande verfertigt. In der Gewehrfabrik zu Potsdam wurden allein monatlich über 1000 Stück verfertigt. Da fast alles Feldgeschütz verloren war, so wurden die metallenen Kanonen in den acht Festungen, die Preußen noch erhalten worden waren, umgegossen und durch eiserne ersetzt. Zugleich wurde um Pillau und Kolberg, um Glatz und Neiße verschanzte Lager aufgerichtet, um, wenn der Feind das flache Land überschwemmte, dort in sicheren Zufluchtsörtern Menschen und Kriegsgeräthschaften zu bergen und die Rüstung der Heeresmacht fortsetzen zu können. So wurde, Napoleon und seinen Spähern zum Trotz, insgeheim eine neue Militairmacht in Preußen gerüstet.

X. Familienleben in Königsberg.

Bald nach ihrem Eintreffen in Königsberg, am 1. Februar 1808 ward die Königin van einer Prinzessin entbunden. Dies freudige Ereigniß war für

Friedrich Wilhelm ein heller Sonnenstrahl, die die Nacht seines Lebens auf Augenblicke unterbrach, um so mehr, da die Königin trotz der Besorgnisse, die man gehegt hatte, sich schnell erholte. Die Taufe der neugebornen Prinzessin sollte am 28. Februar vollzogen werden und das preußische Volk Zeuge dieser Handlung sein. Es war dies eine große Idee des Königs, durch deren Verwirklichung er bethätigen wollte, in welchem Verhältniß zu seinen Unterthanen stehend er sich betrachte: daß Fürst und Volk innig verschmolzen sein und eine einzige große National-Familie bilden müsse. Dem zufolge lud der König Deputirte der ostpreußischen Stände als Pathen ein. Die Taufhandlung fand im Königlichen Schlosse Statt und wurde durch den Oberhofprediger Weyl vollzogen. Die heilige Feier, der die Königin auf einem Ruhebette persönlich beiwohnte, machte auf die Anwesenden einen tief ergreifenden Eindruck. Die Prinzessin erhielt die Namen Louise Auguste Wilhelmine Amalie.

Das Kammergericht in Berlin hatte bei dieser Gelegenheit dem Könige gratulirt und erhielt nun durch folgende Cabinetsordre eine gnädige Erwiederung.

„Wir haben Euer Gratulationsschreiben zur glücklichen Entbindung unserer Königlichen Gemahlin mit Wohlgefallen erhalten und aus selbigem Eure, Uns werthe Beweise Eurer unveränderlichen Anhänglichkeit, Liebe und Treue entnommen. Es gereicht Uns in der noch immer fortwährenden widerwärtigen Lage des Staats zu einem besonderen Trost, in den Herzen Unserer Unterthanen und in dem Betragen Unserer Dienerschaft solche Gesinnungen anzutreffen, die Unserm Ihnen gewidmeten Zutrauen nnd Ihrer Uns rühmlich bekannten Rechtschaffenheit so ganz entsprechen. Wir rechnen auf Ihre Beharrlichkeit und sehen mit Ihnen baldigen bessern Zeiten muthvoll entgegen. Der Tag

Unserer Rückkehr in Unsere geliebte Residenzstadt wird einer der glücklichstens Unseres Lebens sein und gegenseitig manchen ausgestandenen Kummer versüßen helfen. Wir berechtigen Euch gern, die Bewohner Berlins bei jeder Gelegenheit Unserer väterlichen Fürsorge für ihr Wohl und ihr künftiges Glück, sowie unserer beständigen Huld und Gewogenheit wiederholentlich zu versichern. Und auch Euch sind wir in Gnaden gewogen.

Königsberg, den 25. Februar 1808.

Friedrich Wilhelm."

Mit wie viel Standhaftigkeit indeß der König sein Unglück trug und seinen Kummer durch keinen Blick verrieth, wie man damals aus Königsberg berichtete: so traten doch Augenblicke ein, wo ihn die Last, die auf seinen Schultern ruhte, wenn nicht niederdrückte, so doch tief erschütterte So erblickte er eines Tages im Dome zn Königsberg die Grabschrift auf dem Monumente der Markgräfin Elisabeth: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott!" Nach einer ernsten Pause wandte er sich schmerzlich ergriffen zu seiner Umgebung und sagte: „Wie paßt doch diese Inschrift so ganz auf meinen Zustand!" —

Wie ihr Gemahl, so auch zeigte die Königin jene Resignation, durch welche christlich fromme Gemüther das Unglück überwinden In ihrer stillen Zurückgezogenheit beschäftigte sie sich viel mit dem Lesen guter Schriften und fühlte sich von dem Wahlspruch der alten dentschen Ritterzeit: „Recht Glaube, Liebe," so ausgesprochen, daß sie ihn in ein Pettschaft stechen ließ; doch, sagte sie, wenn sie selbst einen Wahlspruch aufstellen sollte, es nur der sein würde: „Gott ist meine Zuversicht!"

Noch am Schlusse des Jahres machte, wie schon erwähnt, der König mit der Königin und einem klei-

nen Gefolge eine Reise nach Petersburg. Damit nun der Argwohn derselben keinen politischen Grund unterschieben konnte, machte er durch ein Cirkulair-Schreiben an alle Gesandte bekannt:

„Er habe sich zu der Reise nach Petersburg entschlossen, wozu ihm Alles auffordere, die wiederholten dringenden Einladungen des russischen Monarchen, die jetzt größere Nähe der Entfernung die Bequemlichkeit der Wege im Winter, die alte enge Verbindung und vor Allem die gänzliche Uebereinstimmung der Systeme, welche einerseits durch die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Erfurt, andererseits Definitiv-Arrangements mit Frankreich noch vor Kurzem mehr befestigt wären; er denke in den letzten Tagen des Decembers abzureisen, und seine Anwesenheit so viel als möglich abzukürzen und sich nach seiner Rückkehr unverzüglich nach Berlin zu begeben. Wenn nun wider Erwarten diese Reise, von dem Orte, wo sich die Gesandten befänden, einer Auslegung fähig sein sollte, als ob er damit einen politischen Zweck oder andere fremde Absichten verbinde, so möchten sich letztere es angelegen sein lassen, solches zu widerlegen, sich nach dem oben Angeführten darüber auszusprechen, und diese Reise einzig für dasjenige auszugeben, was sie wirklich ist, für eine bloße Reise der Höflichkeit und Convenienz und der Freundschaft, die kein Aufsehen erregen kann und muß."

Wohl that ihm und der Königin eine solche Zerstreuung Noth, und obgleich er den Zweck derselben so offenkundig angab, so ward sie doch in den französchen Blättern auf jede Weise gemißdeutet.

Alexander nahm seine Gäste mit der höchsten Auszeichnung auf; der Fürst Dolgerucki und der Graf

Liwan waren ihnen bis zur Grenze entgegen geschickt, um sie zu bewillkommuen und nach Petersburg zu geleiten. — Bei ihrer Ankunft am 9. Januar 1809 empfing der Kaiser sie an der Spitze seiner Garden. — Die Verlobung der Großfürstin mit dem Erbprinzen von Oldenburg war bis zu ihrer Ankunft ausgesetzt worden und ward am russischen Neujahrstage mit aller Pracht vollzogen. Feste aller Art, Opern, Bälle, folgten einander bis zur Abreise, die am 31ten Januar Statt fand. Herzlich waren die Freundschafts-Bezeugungen, mit welchen sie von einander schieden, reiche Geschenke wurden ihnen dargebracht, und der Kaiser begleitete seine Gäste bis zur Grenze des Reichs. Am 10. Februar kam das Königspaar wieder in Königsberg an, aber von der Rückkehr nach Berlin konnte nicht mehr die Rede sein, weil sich der politische Horizont wieder umwölkte, indem der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich unvermeidlich schien. In einem Cirkular-Schreiben an alle preußische Gesandte sprach sich der König darüber aus, indem er sagte:

„Unvorgesehene Hindernisse haben die Ausführung meines Vorhabens von Woche zu Woche verhindert; da aber das Ende meines Aufenthalts in Preußen sich nähert, so habe ich beschlossen, den Minister von der Golz nach meiner Hauptstadt vorangehen zu lassen, um ihn zur Einrichtung seines Departements die gehörige Zeit zu geben, und ihn zugleich in den Stand zu setzen, mit den in Berlin versammelten Gesandten, in vorläufige Communikation zu treten. Senden Sie also in Zukunft Ihre Depeschen unter seiner Adresse dahin ab, rc.“

VII. Ferdinand von Schill.

Endlich bequemten sich die Franzosen, das Preußenland zu räumen, und verließen am 3. December 1898 Berlin. Nun ernannte der König den General L'stocq zum Gouverneur der Residenz und den Major Grafen von Chasott zum Kommandanten derselben. Da indeß noch keine Bestimmug gegeben war, in welcher Weise die ehemalige Garnison nach Berlin zurückkehren sollte, so publicirte der König, daß der (kürzlich) ernannte Major von Schill mit seinem Freicorps den Einzug der preußischen Krieger in die Hauptstadt eröffen werde.

Das Corps Schill's war in den letzten Tagen des Novembers zn dieser neuen Bestimmung aus seinen bisherigen Cantonirungen aufgebrochen. Auf seinem ganzen Zuge war kein Ort zu groß und zu klein, als daß er die Kommenden nicht mit festlichem Jubel empfangen und seinen Enthusiasmus für Schill, den Mann des Volkes, freudig hätte laut werden lassen. Nach einer Verzögerung von einigen Tagen die durch die verspätete Räumung der Residenz durch die Franzosen verursacht wurde, ging der Vortrab, aus einem Detaschement reitender Jäger bestehend, am 6. December bei Schwedt über die Oder; und am 10. ward endlich der feierliche Einzug in Berlin selbst gehalten.

Hier nun wiederholte sich Alles, was Liebe und Bewunderung auf dem bisherigen Wege zur Verherrlichung des Helden versucht hatten, in einem größeren Maßstab, wie es der Hauptstadt geziemte, deren ganze Bevölkerung von einem kaum denkbaren Freudentaumel und einer an Abgötterei grenzenden Begeisterung hingerissen wurde.

Alle Straßen und Plätze, welche Schill durchziehen sollte, waren vom frühen Morgen an, dicht gefüllt mit Menschen jeden Standes, Alters und Geschlechtes. Die halbe Bevölkerung Berlins zog ihm mit Frohlocken entgegen. Schon vor dem Bernauer Thore ward das nahende Corps von dem neuen preußischen Gouverneur der Residenz dem General von L'Estocq, von dem Generalstab der Nationalgarde gefolgt, und dem Berliner Magistrat empfangen. Letzterer bewillkommnete es in einer kurzen Anrede; und nunmehr begann dasselbe seinen festlichen Einzug, der wahrhaft einem Triumphe glich.

Vom Thore an stand die Berliner Nationalgarde im Gewehr. Durch ihre Reihen zogen vorn die Jäger zu Pferde, dann Schill an der Spitze seines Regiments; hiernächst das heldenmüthige Leibgrenadier-Bataillon (früherhin von Wallenfels) und zuletzt das leichte Bataillon von Schill. Ein tausendstimmiges „es lebe Schill!" erfüllte die Luft und ward bei jedem Schritte mit neuem und stärkerem Enthusiasmus wiederholt. Der Held des Tages erwiderte jeden Gruß mit dem ihm eigenen, freundlichen Lächeln; bot den Nationalgarden, so weit er reichen konnte, die Hand und begrüßte sie als Cameraden und Freunde. So ging es fort und fort, immer lauter stieg der Jubel, immer höher die Lust der Menge, deren Blicke und Herzen ausschließlich auf diesen Einzigen gerichtet waren, der so lange ber ihrer Phantasie als das Ideal des Muthes und der Vaterlandsliebe vorgeschwebt hatte, und dessen Anblick nun in der Wirklichkeit das, was man sich von ihm geträumt, durch seine Persönlichkeit nicht nur zu erfüllen, sondern sogar zu überbieten schien.

Die nämlichen Scenen erneuerten sich, als er im Theater erschien, wo ihm von allen Seiten durch laute und stürmische Beifallsbezeugungen gehuldigt wurde.

Mehrere Tage bedurfte es, bevor die lebendig aufgeregten Gemüther wieder ihr Gleichgewicht fanden, und noch lange Zeit hindurch war sein öffentliches Erscheinen hinreichend, die Blicke der Einheimischen wie der Fremden auf sich zu ziehen und seinen bescheidenen Sinn in Verlegenheit zu setzen. Allein wie quälend ihm auch die Aufmerksamkeit des Publikums sein mochte, so unterzog er sich doch geduldig der Unannehmlichkeit des Gedränges um ihn her; und indem er unbefangen gestand, daß es ihm Freude bringe, gerne gesehen zu sein, setzte er eben so einfach als wahr hinzu: „Man macht zu viel aus mir."

Diese Begeisterung für Schill herrschte aber nicht etwa blos ausschließlich in Berlin, sie hatte sich dem ganzen Lande mitgetheilt. In jedem Dorfe war sein Name bekannt. Allenthalben wußte man sich einzelne Anecdoten von seinem Heldenmuth, von seinen kühnen Unternehmungen zu erzählen. Auch das ganze Schill'sche Corps wurde in diesen Enthusiasmus eingeschlossen. Als verschiedene kleine Detaschements von den Schillschen Husaren in die Provinzialstädte zur Aufrechthaltung der guten Ordnung verlegt wurden, entstand unter den Bürgern ein edler Wettstreit, jeder wünschte einen Mann im Quartier zu haben. Auch war dieser Enthusiasmus keineswegs ein vorübergehender Taumel, der sich bald wieder verlor; die Anhänglichkeit an Schill und sein Corps, die Achtung für sie blieb und wurde größer. Die Aufführung dieser Militairs war aber auch die musterhafteste. Keine Spur von Uebermuth zeigte sich in ihrem Betragen gegen die Bürger, die sich mit vertraulicher Herzlichkeit an sie anschlossen. Schill beobachtete fortgesetzt die strengste Disciplin unter ihnen; er selbst war ein Muster der Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und höchster Sittlichkeit. Besonders ward an ihm gerühmt die liebliche und verbindliche

Aufnahme, die auch der Geringste fand, der bei ihm irgend etwas zu suchen hatte. Das schöne Geschlecht bot vielseitig Künste auf, um den Helden des Tages, den die Natur mit einem kraftvollen Körper und einer männlichen Gestalt, voll Feuer und Leben in allen Zügen ausgestattet hatte, zu fesseln, aber er widerstand dem Reize der Liebe.

Nicht mit eitlen Vergnügungen, welche Lust und Kraft zu ernsten Berufe schwächen, vertändelte er die goldene Zeit. Unermüdet war er geschäftig, seine Correspondenz zu besorgen, seine militairischen Kenntnisse zu erweitern und seine Truppen zu exerciren.

Es war am 28. April Nachmittags 4 Uhr, als Schill mit dem größeren Theile der Cavallerie seines Corps ausrückte, um zu manövriren, wie man ihn gewöhnlich thun sah. Es waren 600 Schill'sche Reiter, die zum Halleschen Thore hinauszogen. Sie führten ihre Futterstände bei sich. Da Schill's Manöver stets ein lebendiges Bild des Krieges waren, so fiel dies Niemand auf. Oft war er so ausgezogen, wie zu einer Campagne. Ungefähr eine Meile weit war Schill auf der Potsdamer-Straße gezogen unter mancherlei kriegerischen Uebungen, als er Halt commandirte und seine Reiter um sich versammelte.

„Cameraden," sprach er feierlich, „es ist die Zeit gekommen, um sich gegen den Thronräuber, der alle Rechte mit Füßen tritt zu erheben. Dem preußischen Königshause, Preußen droht er, was in Spanien geschehen ist aber es soll ihm nicht gelingen. Oestreich, Deutschland, jedes Biederherz steht auf. Wir ziehen gegen die Feinde. Wer Lust hat, wieder zurückzukehren, dem steht es frei, seiner Ehre unbeschadet. Ich will keinen gezwungenen Man."

Indem er eine goldgestickte Brieftasche, ein Geschenk der Königin Louise, das Jeder kannte, emporhielt,

erklärte er laut, daß er bereit sei, für die Wohlfahrt ihres Hauses zu sterben.

Ein allgemeiner Jubelruf antwortete ihm. Von den Gemeinen verließ ihn keiner, alle versprachen unbedingt seiner Führung zu folgen, und Glück und Unglück mit ihm zu theilen. Sie glaubten, der Krieg breche aus; ein Brief, der unterwegs auf dem Exercierplatze an Schill übergeben worden war, sei die Ordre zum plötzlichen Marsche gewesen und sie seien der Vortrab des Heeres. Nur ein Offizier soll, wie man sagte, wieder nach Berlin zurückgekehrt sein.

Als sich die Nachricht von Schill's Entfernung aus Berlin verbreitete, machte sie ungemeines Aufsehen. Viele fanden die That echt ritterlich, andere mißbilligten sie, als ein Wagestück, das dem preußischen Staate höchst nachtheilig werden könne. Unter den mancherlei Vermuthungen über die Ursache und Veranlassung zu diesem romantischen Kriegszuge dürfte wohl die der Wahrheit am nächsten kommen, daß das Unternehmen ein Werk des Tugendbundes gewesen sei.

Dieser Bund, der, wie schon früher erwähnt, Napoleon's Argwohn rege gemacht hatte, war ein Verein von patriotischen Männern, die nach dem Tilsiter Frieden zusammen getreten waren, um einerseits das namenlose Elend, welches der Krieg hinterlassen hatte, zu mildern, andererseits, die Kraft des Volkes zu beleben und dadurch den Verlust zu ersetzen, welchen Preußen in physischer und politischer Hinsicht erlitten hatte. Deswegen hieß auch dieser Verein in seinen Statuten der sittlich-wissenschaftliche, und unter diesem Namen wurde er von der preußischen Regierung nicht blos geduldet, sondern auch förmlich anerkannnt durch die Allerhöchste Bestätigung seiner Statuten.

Auch Schill war ein Mitglied des Tugendbun-

des und wahrscheinlich auch Theilnehmer einer andern geheimen Gesellschaft, welche sich zu gleicher Zeit unter dem Einflusse des Herzogs von Braunschweig-Oels bildete, einen rein politischen Zweck hatte, und viele preußische Offiziere zu ihren Mitgliedern zählte.

Schill, der gefeierte Mann des Volkes, fühlte den Beruf an sein Herz pochen, die Fahne der Befreiung zu erheben und die Schmach fremder Tyrannei von Deutschland abzuwälzen Mitten unter den Ehrenbezeigungen, die er in Berlin erfuhr, verzehrte ihn der tiefe Schmerz über das unterdrückte Vaterland. Diejenigen welche von ihrer Begeisterung für die gerechte Sache das Höchste erwarteten und in Schill ein großes Werkzeug der Vorsehung erblickten, nährten die Idee einer kühnen Erhebung in ihm und versicherten, daß er sich nur zeigen dürfe, um alle Arme zu bewaffnen. Schill rechnete auf die Vereinigung mit den tapfern Hessen; er hatte den Plan, das westphälische Königreich zu stürzen. Aber einer seiner Unterhändler wurde in Magdeburg als verdächtig angehalten, weil er wichtige Papiere und Proclamationen bei sich führte. Ein Freund in westphälischen Diensten unterrichtete Schill von der Gefahr. Dies war ein bedenklicher Zeitpunkt, jetzt mußte er losschlagen, wenn das Unternehmen nicht schon vor dem Ausbruch scheitern sollte, und Schill zog aus Berlin.

Die in Berlin zurückgebliebene Cavallerie des Schillschen Corps suchte mit List zu entkommen; sie hielt es für eine Schmach, von ihrem Führer getrennt zu sein. Auch unter dem Fußvolk herrschte eine große Gährung; es verlangte laut, seinem Chef nachgeführt zu werden. Sogleich eilte der Graf von Chasot nach Königsberg, um den König von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen; und in Folge dessen wurden die Generale L'Estocq (Gouverneur von Berlin) und Tau-

enzien suspendirt, weil sie nichts gethan hatten, um den Abzug der Schill'schen Reiter zu verhindern.

Diese Maßregel war von preußischer Seite nothwendig, um sich vor Napoleon von dem Verdachte der Mitwissenschaft an Schill's Unternehmen zu reinigen. Zugleich wurden die Thorwachen verdoppelt, die von Berlin nach andern Orten führenden Straßen mit Militair besetzt und die Zugbrücke über die Havel in Potsdam aufgezogen, um den ferneren Entweichen des Schill'schen Corps Schranken zu setzen. Bei diesem kriegerischen Ansehen der Hauptstadt war der französische Gesandte nahe daran, dieselbe zu verlassen; doch es gelang bald, ihn zu beruhigen, und er blieb.

Schill und seine Reiterei zog indeß schnell weiter. Zu Kreuzburg ereilte ihn ein Offizier, der von Berlin abgesandt war, ihn zurückzurufen. Nach einer kurzen Unterredung, in welcher Schill fest und bestimmt erklärte, daß er die betretene Bahn beharrlich verfolgen werde, kehrte der Offizier unverrichteter Sache zurück. Dieser Vorfall bestärkte Schill's Untergebene in der von ihnen gefaßten Meinung, daß das Unternehmen mit dem Hauptheere zusammenhänge, indem man den Offizier für den Ueberbringer neuer Befehle hielt. Gleich darauf änderte Schill seinen Marsch. Er hatte Anfangs Magdeburg überrumpeln wollen, da er aber erfuhr, daß ein Spion diesen Plan verrathen habe, zog er auf Wittenberg und erschien am 1. Mai vor der Festung, die mit einer schwachen, größtentheils aus Invaliden bestehenden Besatzung versehen war. Er hätte Wittenberg im Sturm nehmen können, und mehrere Millionen baren Geldes, die in Schiffen auf der Elbe unter den Mauern der Festung lagen, wären in die Hände des Siegers gefallen. Aber deutsches Blut wäre ja vergossen worden, und dies wollte Schill nicht; seine Absicht war nur, die Bewohner dieser Gegenden

für sich zu bewaffnen, nicht sie sich zu verfeinden. Ohne die Rechte und das Eigenthum irgend eines Menschen anzutasten, zog er mit klingendem Spiel, nahe unter den Kanonen der Festung, über die Elbbrücke nach Dessau. Auch hier ließ Schill dieselbe Humanität und Milde walten, und nur Eine That, von der Macht der Umstände geboten, war ein Gewaltschritt. Als nämlich der Hofbuchdrucker Anstand nahm, einen Aufruf an die deutsche Nation zu drukken, als er an das Schicksal Palm's erinnerte und erklärte, daß ihn nur Gewalt zwingen würde, dieser Forderung zu genügen: so setzte ihm Schill sein Pistol auf die Brust und erreichte endlich auf diese Weise den gewünschten Zweck. — Von Dessau zog Schill nach Köthen. Der dortige Fürst war so sehr Franzosenfreund und so enthusiasmirt für den Rheinbund, daß er sich anheischig gemacht hatte, noch 400 Mann über sein schuldiges Contingent dem Kaiser Napoleon zur Verfügung zu stellen. Dies mußte einen Mann wie Schill verdrießen, und der Fürst kannte ihn zu wohl, um sich etwas Gutes von ihm zu versehen. Er entfloh, und die Einwohner seiner Residenz verschlossen vor den andringenden Kriegern die Thore. Aber mit List wußte sich Schill Eingang zu verschaffen. In der Nacht erschien ein Postwagen vor der Stadt; der Postillion blies lustig auf seinem Horn. Nichts Arges ahnend, öffnete man die Thore und ließ den Wagen ein. Kaum war dies geschehen, so sprangen mehrere Schill'sche Husaren heraus, überfielen die Wache und machten sie wehrlos; hierauf drang das ganze Corps in die Stadt. Der Lieutenant Francois war es gewesen, welcher von Dessau ein Posthorn mitgebracht hatte und darauf als Postillon blies.

Die ganze Leibwache des Herzogs, 50 Mann stark

ging sogleich zu Schill über. Dieser ließ sich auf der Kammer und Regierung gegen einen Empfangschein das vorräthige Geld auszahlen, dann leerte er die Silberkammer und nahm alle Jagdgewehre, sowie die zurückgelassenen Pferde des Fürsten in Beschlag; das Eigenthum der Unterthanen blieb jedoch völlig unberührt. — Am 3. Mai zog Schill nach Bernburg. Ein Seitentrupp seines Corps unter Brünow nahm unterdessen zu Halle die öffentlichen Kassen und das westphälische Wappen weg, an dessen Stelle man den preußischen Adler setzte. Auch in Halberstadt wurden die Kassen weggenommen.

Der Hauptschlag aber, auf den Schill's Operationen abzielten, sollte, wie schon gesagt, der Sturz des westphälischen Thrones sein. Die Seele der Bewegung war dort der Freiherr von Dörnberg, Oberst der Jägergarde des Königs von Westphalen. Dörnberg haßte die Franzosen und hing fest an seinem angestammten Fürstenhause. Er entwarf den Plan, den König Jerome in seiner Hauptstadt gefangen zu nehmen, mit Schill sich zu vereinigen, alles Volk um sich zu versammeln und die Franzosen aus Westphalen zu verjagen. Eine große Anzahl Theilnehmer aus allen Klassen waren bereits gewonnen, die ehemals hessischen Bauern waren aufgeregt worden: Alles war vorbereitet. Da wurde Dörnberg von dem Könige abgeschickt, die aufgestandenen Bauern in der Gemeinde Wolfshagen zur Ruhe zu bringen. Das war der Augenblick, den Dörnberg zur Ausführung seines Planes für geeignet hielt. An der Spitze der aufgestandenen Bauern wollte er gegen Kassel ziehen und den König überrumpeln. Es geschah dies vom 21. bis 23. April. Aber das Unternehmen wurde verrathen; ein Herr v. Malsburg hinterbrachte es dem König. Schnell wurde Kassel an allen Thoren und Plätzen mit Trup-

pen und Kanonen besetzt, und noch ehe Dörnberg in die Nähe der Stadt kam, stieß er auf einen Theil des westphälischen Heeres, das ihm entgegen geschickt war. Auf den Beistand der Soldaten hatte er mit Zuversicht gerechnet; er versuchte, sie für sich zu gewinnen, aber vergebens; sein Haufe wurde angegriffen und zersprengt, und er selbst rettete sich nur durch die Flucht. Verkleidet irrte er umher, bis er bei dem Herzoge von Braunschweig-Oels ein Obdach fand. Nach seiner Flucht und dem Mißlingen des Hauptplanes wurde das aufgestandene Landvolk in den Gegenden der Werra und Fulda ohne Mühe entwaffnet. Jerome's Geistesgegenwart und das Vertrauen, welches er seinen Soldaten bewies, sollten nicht wenig zum Mißlingen von Dörnberg's Unternehmen beigetragen haben. Der König von Westphalen gestattete nämlich Jedem, welchem die Treue gegen ihn drückend und lästig sei, zu Dörnberg überzugehen; so an der Ehre festgehalten, wagte es Keiner, das Vertrauen des Königs zu täuschen und verrätherische Gesinnungen blicken zu lassen; Dörnberg blieb daher nur auf einen schwachen Haufen ungeübter Landleute beschränkt, die dem Angriffe eines überlegenen Militairtrupps unmöglich Wiederstand leisten konnten.

So war Alles, worauf Schill das Gelingen seines Kriegszuges gebaut hatte, zerfallen. Besonders hatte er nach dem Umsturz des westphälischen Thrones auf die Vereinigung mit den hessischen Truppen und auf die Schätze des vertriebenen Kurfürsten gezählt. Beides fehlte ihm jetzt. Es war ein harter Schlag für Schill. Er versammelte einen Kriegsrath, um jetzt Alle von Allem zu unterrichten. Bisher war noch sein Unternehmen vor seinen Leuten in das Dunkel des Geheimnisses gehüllt gewesen; er wollte über die Elbe und Saale zurückkehren und bessere Zeiten er-

warten, um seinen Plan auszuführen. Viele erhoben sich wider diesen Vorschlag, vor allem der Major von Lützow und der Lieutenant Stock. Sie glaubten fest an das Gelingen des Unternehmens, so begeistert waren sie für dasselbe; sie schwuren bis in den Tod, bei der Sache der Befreiung und bei Schill auszuhalten. Schill wankte, sein heller Geist war umwölkt, er überließ die Entscheidung seinem vertrauten Dieczelsky, weil er über das Schicksal so Vieler nicht selbst die Würfel werfen wollte. Dieczelsky entschied für Lützow's Meinung und die der Meisten, nämlich für die Fortsetzung des Kriegszuges.

Schill brach nun mit den Seinen nach Dodendorf auf. 1800 Mann mit 2 Kanonen zogen von Magdeburg aus, um ihn aufzuhalten; meist Deutsch waren darunter, nur wenige Compagnien Franzosen. Schill suchte die Deutschen unter seinen Gegnern zum Uebertritt und zur Vereinigung mit ihm zu bereden. Vergebens, Flintenschüsse antworteten dem Redner. Schill hatte nicht mehr als 400 Husaren, 60 reitende Jäger und etwa 60 Fußgänger bei sich; die andern hatten seinem schnellen Zuge nicht folgen können und waren noch in dem Städtchen Wanzleben. Während des Parlamentirens waren durch die gefallenen Flintenschüsse mehrere Schill'sche Husaren gestürzt. Schill's Corps ergriff eine allgemeine Wuth. Sie stürzten sich auf die feindlichen Vierecke und bezeichneten ihren Weg mit Wunden und Tod. Die Kanonen wurden genommen, das Gemetzel war fürchterlich. Bajonette wurden von den Husarenklingen durchhauen. Alle Quarree's der Westphalen wurden gesprengt, nur die Compagnieen der Franzosen behaupteten sich in einem Kirchhofe unüberwältigt. Der Oberst der Westphalen mußte schwer verwundet vom Schlachtfelde getragen werden. Eine große Anzahl Westphalen

blieb auf dem Platze. Die übrigen flohen und die unglaublich tiefen Wunden, die sie mit nach Magdeburg trugen und die an den Erschlagenen gefunden wurden, gaben denen in der Festung einen Begriff von der Stärke der Arme, die sie geschlagen hatten. Aber Schill selbst verlor ein Viertel seines Corps. Der tapfere Rittmeister von Kettenburg und mehrere Officiere waren unter den Gefallenen.

Jede Hoffnung, Magdeburg zu gewinnen, war verloren, das Volk, so viele Einzelne sich auch an Schill angeschlossen, stand nicht in Masse für seine Sache auf, wie er gehofft hatte. Er verließ die Gegend diesseits der Elbe und warf sich in die Altmark. Die Bewohner dieser Provinz waren bekannt als treue Anhänger Preußens; dort wollte er sich ein tüchtiges Fußvolk bilden. Aber er fand auch dort nicht die Begeisterung für seine Sache, die er erwartet hatte. Schon war allenthalben der verständige Sieg Napoleon's über die Oestreicher und das Mißlingen der deutschen Sache an der Donau im Norden bekannt; Dörnberg's unglücklich abgelaufene Wagstücke hatten ein ungünstiges Vorurtheil gegen jede ähnliche Unternehmnng verbreitet; Schill's Züge selbst schienen planlos und zu keinem glücklichen Resultate führend. Ueberdies hatte der König von Preußen Schill's Unternehmen öffentlich auf das Stärkste als einen Frevel bezeichnet, und ihn selbst für einen Deserteur erklärt, gegen den man nicht strenge genug verfahren könne. Der König von Westphalen sprach die Acht gegen ihn aus, „gegen den Landkorsaren Schill," wie es hieß, setzte einen Preis von 10,000 Franken auf seinen Kopf und verurtheilte ihn, wo man seiner habhaft würde, zum Galgen.

Ueber die Nachricht, daß Jerome einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe, scherzte Schill. Mit Recht, denn von den Seinen, die ihn abgöttisch verehrten, zu

erwarten, daß einer diesen Preis verdienen wolle, war lächerlich. Dieses machte ihm darum wenig Gram, aber doch war seine Lage sehr ungünstig. Da erschien, es war am 12. Mai, das Schill'sche Regiment zu Fuß bei ihm; es war ihm gelungen, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, heimlich aus Berlin zu entweichen und seinen angebeteten Chef zu folgen. Nach schnellen Märschen traf es ihm zu Arneburg. Das war ein heller Strahl in Schill's Seele. Schon drei Tage darauf überrumpelte er, so verstärkt, den festen Platz Dömitz an der Elbe. Dadurch beherrschte er die Schifffahrt auf diesem Strom und konnte die Handelsverbindung zwischen Hamburg, Magdeburg u. s. w. aufheben. Er konnte von da aus gegen Hamburg operiren und sich mit Hannover in Verbindung setzen.

Bald aber erkannte Schill, daß Dömitz gegen einen ernsthaften Angriff nicht haltbar sei. Er warf sich nach Stralsund. Diese Stadt, durch alten geschichtlichen Ruhm für ihn ein Ort guter Vorbedeutung und hart an der See gelegen, schien ihm der wahre Punkt, den er wählen müsse. Selbst im Fall, daß er Alles auf dem Lande verlore, blieb ihm das Meer und die englischen Schiffe, welche ihn und die Seinigen jeden Augenblick nach England, dem damaligen Zufluchtsorte Aller, die auf dem Festlande keine Freistätte mehr hatten, hinüberführen konnten. Zuerst, um seine Feinde zu täuschen, rückte er auf Rostock; mehrmals glaubte man ihn in Hamburg vor den Thoren. Plötzlich warf er sich auf Damgarten, schlug und zersprengte die Besatzung von Sralsund, die, mit Meklenburgern vereinigt, ihm entgegengerückt war und eroberte Stralsund nach einem neuen blutigen Kampfe. Hier wollte er sich festsetzen, als in einem unüberwindlichen Hort. Alle Truppen, die er auf seinem Zuge zrrückgelassen, berief

er hierher. Tag und Nacht arbeitete er an der Befestigung der Stadt, um sie unbezwingbar zu machen.

Aber noch waren seine Verschanzungen nicht bis zum gewünschten Punkte gediehen, als auf Napoleon's Befehl der General Gratian mit Holländern heranrückte und schon auf seinem Zuge das feste Schloß Dömitz wegnahm, welches nur etwa 50 Pikenträger, die aus der Umgegend zu Schill gestoßen waren, besetzt hielten. Der feindliche General wollte sie gar nicht als Soldaten betrachten und befahl, jedem von ihnen 50 Prügel zu geben und sie dann laufen zu lassen. Sie aber protestirten einstimmig dagegen und erklärten: „Wir haben uns als brave Soldaten geschlagen und wollen lieber sterben, als eine so schimpflich Behandlung erdulden.“ Dies bewirkte ihnen volle Begnadigung. — General Gratian erfuhr, daß ein Heerhaufen Dänen unter dem General Ewald in der Nähe stehe; mit diesem vereinigte er sich, und am 31. Mai erschienen beide vor Stralsund. Schill glaubte Anfangs nur Holländer gegen sich zu haben, und als ihm gemeldet ward, daß auch Dänen sich denselben angeschlossen hätten, mit denen er nichts zu schaffen gehabt, befahl er, ihnen kein Quartier zu gegen. Hierauf setzte er sich zu Pferde, eilte nach dem Walle im Süden der Stadt und leitete hier die Vertheidigung. Wurde von der Festung aus heftig geschossen, so geschah es noch heftiger von außen auf die Stadt. Während Schill auf der Südseite den heftigsten Angriff abwehrte, wandte sich ein auserlesener Haufe der Feinde unbemerkt gegen die See. Von Norden her, wo die Befestigungen noch am wenigsten vollendet waren, drangen sie durch das Knieper-Thor in die Stadt, überwältigten den verzweifelten Widerstand in den nächsten Straßen und überraschten auf dem Markte die dort zum Rückhalt aufgestellten Reiterschaaren. Jetzt ver-

breitete sich das verwirrte Gefecht durch die ganze Stadt; Haufe focht gegen Haufe, Mann gegen Mann, aller Zusammenhang in der Vertheidigung war aufgelöf't. Schill erkannte die Größe der Gefahr. Niemand weiß, welcher Gedanke ihn in diesem verhängnißvollen Augenblick durchblitzte; er sprang plötzlich vom Pferde, eilte auf's Rathhaus und verlangte Schwefel und Pech. Dies war nicht gleich zur Hand, und so kehrte er wieder zu den Seinigen zurück. Sei es, daß er Alles für verloren hielt, oder daß er den Untergang so vieler tapfern Cameraden nicht überleben wollte: er stürzte sich in das dichteste Kampfgewühl und suchte mitten unter den Feinden seinen Tod. In dem Augenblick, wo er den holländischen General Carteret in der Fahrstraße mit den Worten,: „Hundsfott, bestell' mir Quartier," niederstreckte, sank er, von mehreren holländischen Kugeln durchbohrt, todt zur Erde. So fiel Schill, treu seinem Wahlspruch: ‚Lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!'' Noch lange nach dem Falle Schill's wüthete der blutigste Kampf; die Seinen glaubten nicht an seinen Tod. Brünow und der größte Theil der Ueberlebenden aus dem Schill'schen Corps schlugen sich mit verzweifelter Tapferkeit mitten durch die Stadt und die überlegenen Feinde hindurch, retteten sich zum Frankenthore hinaus und überlieferten sich an Preußen. Das schlimmste Schicksal erfuhren diejenigen, welche lebend in die Hände der Franzosen fielen; sie wurden hingerichtet, oder von Festung zu Festung geschleppt. Andere, die zu Schiffe entflohen, fielen in dänische Gefangenschaft.

XII. Rückkehr nach Berlin.

Die Folgen der Niederlage Preußens bei Auerstädt und Jena blieben nicht ohne Einfluß auf den österreichischen Kaiserstaat; denn nun stand Oestreich, im Fall eines neuen Krieges mit Frankraich, allein, da Preußen sich fa i verblutet hatte. Napoleon scheint auch nachdem er Preußen niedergeworfen, Oesterreich nicht mehr gefürchtet zu haben; denn er weigerte sich, die diesem Staat im Preßburger Frieden gemachten Zusicherungen einzuräumen. Ueberdies verlangte Napoleon Oestreich solle seinen Verbindungen mit England entsagen. Gleichzeitig vertrieb der Kaiser Frankreichs die Bourbons aus Neapel, das Haus Braganza aus Portugal, die spanische Königsfamilie von ihrem Thron und gab den Spaniern seinen Bruder Joseph, den Holländern seinen Bruder Ludwig zum Könige. Auch entführte er den Pabst aus Rom, setzte ihn gefangen und verleibte dessen Gebiet dem Königreiche Italien ein. Oestreich konnte bei diesen Gewaltstreichen Napoleon's nicht gleichgültig bleiben, zumal sich das Volk in Portugal und Spanien gegen die Franzosen erhob; Oestreich rüstete deshalb auf's Neue zum Kriege. Aber Napoleon verfehlte nicht sich aufs Neue zu rüsten und bot, da die französischen Heere in Spanien standen, die Rheinbundstaaten zur Bewaffnung gegen Oestreich auf. Damit begannen die Feindseligkeiten, die zwischen Frankreich und Oestreich am 10. April 1809 zum Ausbruch kamen. — Wenn nun auch Napoleon in der Schlacht bei Aspern unterlag, so entschied sein Sieg in der Schlacht von Wagram Oestreichs Schicksal und hob den französischen Kaiser auf den Gipfel seiner Macht. Das Jahr 1810 sah Deutschland schon in Fesseln.

Der König von Preußen mußte bei diesen Ereignissen höchst vorsichtig sein, wenn er in Napoleon keinen Argwohn wecken wollte; denn die leiseste Aeußerung der Theilnahme die er gleich allen deutschen Patrioten für die gerechte Sache Oestreichs im Herzen hegte, hätte ihm Gefahr bringen können. Allein wenn auch in sich selbst verschlossen; er trug die Ahnung einer bessern Zukunft in sich und vertraute Dem, der das Schicksal der Einzelnen so gut, wie das der Völker lenkt; nur schmerzen mußte es ihn, wenn er sah, daß die zunehmende Macht Napoleon's nicht blos die Unterdrückung aller Menschenrechte herbeiführte, sondern auch die Ursache des Kummers und der sichtbaren Auflosung seiner geliebten Louise war. Die Königin kränkelte bereits seit längerer Zeit und befand sich grade während des Krieges zwischen Frankreich und Oestreich in Mutterhoffnungen; man war daher für ihre Gesundheit nicht ohne Besorgniß und fürchtete sogar für ihr Leben Indeß ging die am 11. October 1809 erfolgte Geburt des Prinzen Albrecht glücklich vorüber und die Königin schien sich wieder zu erholen. Jetzt erst beschloß der König die Rückkehr nach Berlin.

Am 15. Dezember trat das Königspaar die Reise an. Wie bei allen früheren Gelegenheiten, so hatte der König auch jetzt alle Empfangsfeierlichkeiten untersagt; indeß ließen sich die Bewohner der Sädte dadurch nicht in ihrem Eifer stören, dem hohen Herrscherpaare Beweise ihrer Anhänglichkeit zu geben. Vor Allen aber hatte sich die Berliner Bürgerschaft ausgezeichnet, indem sie der Königin einen prächtigen viersitzigen Wagen, reich mit Silber, Sammet und Stikkerei verziert, zum Geschenk machte. Ueberdies war die Freude der Berliner bei Einholung der Majestäten unaussprechlich. Die in den Straßen gebauten Gerüste und alle Fenster waren mit Menschen besetzt, selbst die

Dächer hatte man abgedeckt und überall wehten Tücher zum freudigen Gruß. Der König und die Königin, angekommen im Palais, traten auf den Balkon, empfingen den Jubelruf der Menge und ließen die Truppen, die Bürgergarde und die Gewerke vorbei passiren. Abends war die ganze Stadt erleuchtet und sämmtliche Officiere, geführt von dem Prinzen August Ferdinand und dem General von Tauenzien, brachten dem Königspaare ein Lebehoch.

Auf diese Freudentage folgte nun ein Leben stiller Einfachheit, was theils durch den Winter, theils durch die Verhältnisse des Staats herbeigeführt wurde. Aber ein neues Fest regte einige Monate die Nation wieder zu lebhaften Aeußerung der Freude auf: der Geburtstag der Königin. Festlichkeiten, wie sie die Bedeutung des Tages erheischte und der prunklose Sinn des Herrscherpaars gestattet, wurden allenthalben angeordnet, belebt von dem Feuer einer aufrichtigen und fast beispiellos innigen Liebe für die Monarchin, und meist geschmückt mit dem Glanze einer neu auflebenden Hoffnung für die Zukunft des Staates, dessen wiederzuerringendes Glück die geliebte Fürstin, so hoffte man mit Zuversicht, noch lange theilen sollte.

Nur der näheren Umgebung des königlichen Paares war der tiefe Kummer bekannt, welcher das Herz der Königin auch an diesem festlichen Tage für die ungetrübte Freunde verlor. Die Drohungen Napoleon's wegen der unerschinglichen Krieges=Contributionen erfüllten das edle Herz der Monarchin mit schmerzlicher Besorgniß. Ihr Vertrauen war gesunken, sie fürchtete das Schlimmste. Gerade um die Zeit ihres Geburtstages häuften sich die Sorgen aller Art, welche aus den Verhältnissen mit Frankreich entstanden. Die Königin bedurfte vieler Kräfte, um an diesem Tage, welcher sehr feierlich begangen wurde, ihre Fassung zu

behalten und sogar Heiterkeit zu zeigen; denn ihre Seele war mit Sorgen erfüllt, und da sie oft fürchtete, daß durch eine Willkür, der Alles möglich geworden zu sein schien, der König seinen Unterthanen entrissen werden würde, so sagte sie mitten unter der Feier des Tages zu einigen Personen; „Ich denke, es wird wohl das letzte Mal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feiere.“ Und wirklich ging diese Ahnung in Erfüllung! Aber auf andere Weise, als sie dachte, hatte der ewige Vater beschossen, das preußische Volk zu prüfen, indem er ihm sein schönes Vorbild der Tugend und des Rechts entriß. —

Durch alles dieses unterlag ihre Gesundheit verschiedene Mal in diesem Winter und wurde noch dadurch angegriffen, daß im Monat März ihre Tochter, die Prinzessin Louise, welche, das treuste Ebenbild der Mutter, von ihr mit heißer Liebe umfaßt wurde, gefährlich erkrankte. Die Prinzessin war in der Besserung begriffen, als die Königin von einem starken Husten, der mit Fieber verbunden war, befallen und genöthigt wurde, mehrere Tage das Bett zu hüten.

Als die Witterung anfing milde zu werden, besserte sich ihre Gesundheit, und am Ende des Monats April nahm sie ihren Aufenthalt in Potsdam, wohin der König schon früher gegangen war; sie wurde durch diesen Aufenthalt so gestärkt, daß ihre Kräfte gleichsam wieder aufblühten und ihr Ansehen frisch und wieder ugendlich wurde.

Ehe die Königin Berlin verließ, um nach Potsdam zu gehen, empfing sie an dem Osterfest, welches in diesem Jahr spät einfiel, das Abendmahl in der Nicolai-Kirche aus den Händen ihres Beichtvaters, des Probstes Ribbeck, und in der Seele der Königin war an diesem Tage wie in den Tagen, die dieser heiligen Handlung vorangingen, ein solches Entschwinden alles

Irdischen, eine solche Verklärung, verbunden mit einer solchen Liebe zu der Gemeinschaft der Christen, die dieses Abendmahl mit ihr theilhaftig wurden, daß es im recht eigentlichen Sinne, seiner göttlichen Einsetzung gleich, ein wahres Abschieds- und Liebesmahl geworden ist.

XII. Tod der Königin.

Während ihres Aufenthalts in Potsdam sehnte sich die Königin auch einmal wieder nach ihrem lieben Paretz, wo sie ehedem so glückliche Tage verlebt hatte, und schon am 20. Mai 1810 folgte sie dem Zuge ihres Herzens nach jenem ihr einst so werth gewesenen Landsitze. Dort eingetroffen, besuchte sie jedes Plätzchen und zuletzt auch das sogenannte Strohhäuschen, wo sie einige Zeit verweilte, dann aber sogleich in den Wagen stieg, um nach Potsdam zurückzukehren. Da, wo nun ihr letzter Fußtritt geschehen, ließ der König eine eiserne, gothisch verzierte Pforte bauen, mit der Inschrift: „Louise, den 20. Mai 1810.“ *)

Um diese Zeit regte sich in der Königin auch der Wunsch, ihren Vater zu besuchen. Der König willigte in diese Reise und setzte sie auf den 25. Juni fest, indem er seiner königlichen Gemahlin zugleich versprach, sie von Strelitz, wo ihr Vater residirte, persönlich abzuholen. Eine rührende, kindliche Freude bemächtigte sich ihrer, als die Gewißheit der Reise feststand; sie

*) Siehe J. H. Lehnerts „Leben Friedrich Wilhelm's III in Paretz,“ Seite 19 und 20.

konnte den bestimmten Tag nicht erwarten, und mit einer freudigen Eile betrieb sie alle Vorbereitungen zu derselben.

Auf dieser Reise war sie ungewöhnlich heiter, nur als sie die Grenze überschritt, schien sich die Heiterkeit in einen auffallenden Ernst zu verwandeln, welcher sogar in eine sichtbare Wehmuth überging.

In Fürstenberg, der ersten Stadt in Mecklenburg-Strelitz'schen, wurde sie von ihrem Vater, dem Herzoge, ihrer jüngsten Schwester und ihren beiden Brüdern empfangen. Sie hatte dies nicht erwartet! Als sie in den Schloßhof fuhr und ihre theuren Verwandten erblickte, brach jene Wehmuth in Thränen aus, und mit dem Ausrufe: „Ach da ist mein Vater!" sank sie aus dem Wagen in seine Arme.

Am späten Abend erreichte die Familie in einem offenen Wagen die fürstliche Residenz, der alte Herzog neben ihr mit entblößtem Haupte, die drei Geschwister ihr gegenüber sitzend. Am Eingange der Stadt empfing sie der Magistrat, und nur langsam konnte der Wagen das Schloß erreichen; denn die Menge, welche die geliebte Fürstentochter sehen wollte, war zu groß. Kein lauter Jubel begleitete sie, nur Thränen der Rührung über das Schicksal der Trefflichen und Thränen der Freude über das Wiedersehen derjenigen, die sie als Kind gekannt hatten, waren zu schauen; aber auch ihre Augen glänzten von Thränen der Freude und des Dankes. —

An der Schloßtreppe stand die alte Großmutter, die Pflegerin ihrer Jugend, welche in ihrem bildsamen Gemüth den Keim zu allen den Tugenden gelegt hatte, die sie auszeichneten. Voller Freude sprang die Königin aus dem Wagen und umarmte die lang Ersehnte. — Um die kurze Zeit ihres Aufenthalts ganz ihrer Familie zu widmen, hatte die Königin alle Hoffeste verbeten;

nur an einem Tag war Cour und dem Hofe vergönnt sich ihr zu nahen. Zum letzten Mal erschien sie als Königin, und die Hoheit und Würde, verbunden mit einer Milde, ja man kann sagen mit einer Heiligkeit, mit welcher sie in die versammelte Menge trat, war nicht zu beschreiben. Augenzeugen berichten, sie wäre erschienen wie ein Geprüfte und bewährt Gefundene, die, mit der Erde fertig, nur noch durch die Bande der Liebe daran festgehalten wird. Ihre schönen Züge trugen das Gepräge des tiefsten Seelenleidens, und in ihren wehmuthsvollen Blicken las man die Sehnsucht nach dem Jenseits.

Sie sprach von der Freude, sich wieder im Kreise der Ihrigen zu befinden. Als nach der Tafel einige Damen vom Hofe die Perlen bewunderten, welche sie um den Hals trug, sagte sie: „Ich liebe sie sehr und ich habe sie zurückbehalten, als ich alle meine Brillanten dem Staate opferte. Sie passen besser für mich als jene, denn Perlen bedeuten Thränen, und ich habe ja deren so viele vergossen" — Sie zeigte ihnen darauf das an der Schnur hängende Bildniß des Königs; „es ist das ähnlichste, welches ich besitze," setzte sie hinzu: — „und es verläßt mich nie."

Alle vertraulichen Aeußerungen bewiesen, daß sie als eine Heldin aus den Stümen des Lebens hervorgegangen war, daß die Leiden wohl ihre Gesundheit zerstören und ihr Leben verkürzen, aber nicht ihren königlichen Geist unterdrücken und ihre Seelenstärke schwächen konnten.

Am 28. Juni traf der König, seinem Versprechen gemäß, ebenfalls ein. Seine Gemahlin empfing ihn mit einer Zärtlichkeit und Freude, wie sie selten in einer Ehe auf dem Throne gefunden wird.

Die Familie begab sich nach der Schloßkirche, um diese in Augenschein zu nehmen. Während dessen blieb

die Königin mit ihrem Bruder zurück, und in ihrer Freude, ihren königlichen Gemahl im Hause des Vaters empfangen zu haben, rief sie aus: „Lieber George, nun erst bin ich ganz glücklich!" Dann setzte sie sich an den Schreibtisch ihres Vaters und schrieb die unvergeßlichen Worte nieder:

„Mein lieber Vater!

Ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Gemahlin des besten Gatten.

Neustrelitz, den 28. Juni 1810.

Louise."*)

Das waren die letzten Worte, die aus ihrer Feder flossen. Sie sind das schönste Gepräge der Unschuld ihres Herzens, der Reinheit ihrer Seele, der Erhabenheit ihres Charakters, und in diesem Sinne werden die Worte als ein Heiligthum von den Ihrigen aufbewahrt.

Hier kam die Königin sehr leidend an, ein heftiger Katharrh hatte sich gezeigt. Schon am Abend hatte sie ein merkliches Fieber, doch am andern Morgen ging es etwas besser, und da sie gewohnt war, nicht gleich einer kleinen Unpäßlichkeit zu achten, so blieb er noch bis gegen den Abend in Gesellschaft des Königs und der Herzoglichen Familie, doch merkte man es ihr augenscheinlich an, daß sie sehr leidend war. Am Abend mußte sie sich früh zu Bette begeben. Den folgenden Tag war ihr Befinden noch übler, und Abends fand sich ihre Brust so beklommen, daß sie ein großes Verlangen nach einem Aderlaß bezeigte. Der Arzt, Hofrath Hieronymi, Leiparzt des Herzogs, wartete den andern Morgen ab; als er aber da den Aderlaß verordnete, sah die Königin der Zeit mit Ungeduld ent-

*) Diese Worte waren in französischer Sprache geschrieben. (Siehe Dr. Cohnfeld's „Friedrich Wilhelm III. Bd. II. Seite 249.)

gegen. Sie bekam während dieses Aderlasses, welches in Gegenwart ihrer Schwester, der Prinzessin von Solms, und außer einer einzigen Kammerfrau geschah eine heftige Ohnmacht, von der sie sich aber bald wieder erholte. Dies war am Sonntag, deu 1. Juli, Den darauf folgenden Tag war der Zustand der Königin so leidlich, daß der König, welchen mehrere Angelegenheiten nach Berlin zurückriefen, den (3.) Dienstag früh dahin abging. Ach, er ahnete, wie Alle nicht, die die Königin umgaben, daß er die ihm so theure Gemahlin nur in ihrer Todesstunde wiedersehen sollte! — Aber der Zustand der Königin verschlimmerte sich an dem folgenden Tage sehr merklich, und ein heftiger Husten, welcher von einem beständigen Fieber begleitet war, griff sie sehr an. In ihrem Gemüth blieb sie ruhig und ertrug ihre schlaflosen Nächte mit bewundernswürdiger Geduld. Man hatte viel von dem neunten Tage der Krankheit erwartet: es schien auch wirklich etwas Besserung zu erfolgen, denn der Husten ließ nach. Der König, welcher in Charlottenburg krank geworden war und nicht reisen konte, schickte den Geheim-Rath Heim, um Nachricht von dem Zustande der Königin zu erhalten; aber auch dieser glaubte die Gefahr vorüber und ging nach Berlin zurück. Doch in den folgenden Tagen wurde die Krankheit wieder heftiger, obgleich abwechselnde Momente der Besserung erschienen, welche man aber, wenn die aufgeregten Gefühle ein besonnenes Nachdenken zugelassen hätten, leicht als Täuschung erkannt haben würde; denn sie war nur durch die zu große Lebendigkeit des Geistes der Königin und durch die Kraft ihres Gemüths herbeigeführt worden. Ihr Geist war in dieser Krankheit so unabhängig von ihrem Körper geblieben, daß Alles, was sie in ruhigern Augenblicken leise und abgebrochen prechen konnte, eben so klar und zusammenhängend

war, wie in gesunden Tagen. Und so blieb es bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens.

Sie erhielt in diesen Tagen noch einen Brief von ihrer ältesten Tochter Charlotte, welchen diese an ihrem Geburtstage, dem 13. Juli, geschrieben hatte, und in welchem sie ihren Schmerz, diesen Tag ohne ihre Mutter begehen zu müssen, und ihre kindliche Liebe und Verehrnng in so rührenden Ausdrücken schilderte, daß man beim Vorlesen desselben inne halten mußte, weil der Inhalt die Königin zu heftig bewegte. Sie hat niemals den Schluß des Brieses vernommen.

Den 14. und 15. Juli war sie sichtbar besser, sie bekam Appetit und Schlaf, und alle waren voll Hoffnung ihrer baldigen Genesung. Ungeachtet ihrer Krankheit beschäftigte sie sich doch viel mit den sie umgebenden Gegenständen. Höchst schmerzlich war ihr die Krankheit ihres Gatten in Charlottenburg, noch schmerzlicher aber, daß sie nicht an seinem Lager sein und ihn als liebende Gattin pflegen konnte. In der That war es eine unverdiente Strenge des Schicksals, daß es diese beiden sich so treu liebenden Gatten, fern von einander, zu gleicher Zeit erkranken ließ,

Die Königin sprach viel und angelegentlich von dem Kronprinzen und ihren übrigen Kindern, von denen sie sich täglich aus Charlottenbnrg Nachricht geben ließ; ebenso erkundigte sie sich auch oft nach den andern Gliedern der Königlichen Familie. Die Briefe von diesen, welche ihr Theilnahme bezeugten, ließ sie sich vorlesen und hörte sie mit Rührung an; besonders erfreute sie auch die Nachricht, daß die Kaiserin von Oestreich, welche sich in Töplitz aufhielt, sich nach ihr theilnehmend erkundigt hatte, und schon machte sie Pläne, wie sie ihren Gatten auf einer bevorstehenden Reise nach Schlesien begleiten und von dort aus Böh=

men besuchen wollte, um jene hohe Frau, die sie verehrte, kennen zu lernen.

Mit innigster Dankbarkeit erkannte sie die treue Pflege, welche ihr von ihrer Schwester, der Prinzessin Solms, jetzige Königin von Hanover, die nicht von ihrem Lager wich, zu Theil wurde; und voller Besorgniß, daß diese der Anstrengung unterliegen könne, bestimmte sie die Stunden, welche sie der Ruhe und Erholung widmen sollte, obgleich ihr die Art und Weise, wie sie allen ihren Wünschen zuvorzukommen wußte, besonders wohlthuend war. Nicht minder besorgt war die Königin für ihren Vater und ihre Großmutter, daß diese aus Kummer über ihre Krankheit und Schwäche selbst auf das Krankenlager geworfen werden könnten.

Es war eine verhängnißvolle Zeit, welche Stoff genug bot, das Herz einer Fürstin mit bangen Besorgnissen zu erfüllen. Aber wie die Königin gewohnt war, stets dem Laufe der Begebenheiten zu folgen, so ließ sie sich auch auf dem Krankenlager die Zeitungen vorlesen.

Die Nachricht von der Abdankung des Königs von Holland, Bruders des französischen Kaisers, die Ursachen, welche ihn dazu bewogen, die Besetzung Hollands von französischen Truppen erfüllten sie mit tiefem Kummer; denn sie ließen auch für das Schicksal Preußens nichts Gutes erwarten.

Die Unruhen in Schweden, die Ermordung des Grafen Fersen und andere politische Nachrichten, welche während ihrer Krankheit ankamen, nahmen ihre Theilnahme in lebhaften Ansruch.

Tief rührte sie der Tod ihrer Freundin, die Fürstin Schwarzenberg, welche in Paris bei dem, auf einem zu Ehren der Vermählung Napoleon's mit Louise von Oestreich gegebene Feste, ausgebrochenen

Feuer, in dem schönen Bestreben, ihre Tochter zu retten, den Tod in den Flammen fand.

Am Montag den 16ten, Morgens zwischen 6 und 8 Uhr trat plötzlich ein heftiger Brustkrampf ein, welcher bis um 1 Uhr anhielt, und von dem sie selbst sagte: „sie hätte geglaubt, ihr Ende wäre da!"

Von diesem Augenblicke an hatte der Hofrath Hieronimy keine Hoffnung zur Rettung mehr; er erklärte den Brustkrampf, während dessen die Königin in der höchsten Lebensgefahr geschwebt hatte, für die Folge eines organischen Fehlers am Herzen und hielt er für nöthig, den Herzog auf den ganz unvermeidlichen harten Schlag vorzubereiten. —

Zugleich wurden auch Couriere nach Berlin gesandt, um die Ankunft des Königs zu beschleunigen und den Geheimen-Rath Heim nebst andern Aerzten herbeizurufen. Am Dienstag früh stellten sich die Brustkrämpfe, jedoch in einem geringern Maaße wieder ein, weil man alle Mittel anwandte, um sie zu bekämpfen. Am Abend dieses Tages kam Heim, der General-Chirurgus Görke und die Chirurgen Schmidt und Wiebel.

Alle waren der Meinung, daß hier die Kunst der Aerzte zu Ende wäre, und die Königin Hohen-Zieritz lebend nicht verlassen würde.

Sie selbst ahnete noch nicht die Gefahr, in der sie sich befand. Sie erhielt an diesem Tage einen Brief vom Könige, legte ihn auf das Herz und rief mehrmals: „Ach welch ein Brief, wie glücklich ist derjenige, welcher solche Briefe erhält!"

Ihre Sehnsucht nach dem Könige stieg stündlich, und mit wahrem Entzücken vernahm sie die Nachricht, daß er früher wie er sich vorsetzt, erscheinen würde. Bei allen ihren Leiden blieb sie noch immer sanft und geduldig und so oft sie Linderung fühlte, dankte sie

dafür Gott im frommen Gebet. Sie fühlte die Hinfälligkeit aller menschlichen Größe, „ich bin die Königin," sagte sie, aber ich kann nicht meinen Arm aufheben!"

Den 18ten, Mittwochs, erneuerten sich die Krämpfe, doch war ihr Auge noch klar, ihr Gemüth ruhig. Noch wollten die Umstehenden nicht glauben, daß sie so bald sterben würde; den sie klagte, wenn die Krämpfe vorüber waren, nur über eine große Mattigkeit, oft aber auch über Mangel an Luft. Die ganze Herzogliche Familie war wach geblieben.

Als man sie fragte, ob sie Schmerzen fühle, entgegnete sie nur: „Ach nein, aber ein Aufhören des Seins;" —

Nach 2 Uhr des Morgens am 19ten ließ sie den Geheimen Rath Heim rufen und verlangte Hülfe für die Beklemmung der Brust. Jetzt schien die erste Todes-Ahnung an ihrer Seele vorüber zu gehen; denn nachdem sie eine Weile still und nachdenkend gelegen hatte, sagte sie zu ihm, indem sie die Hand sanft empor hob: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem Könige und meinen Kindern sterben sollte?" Der Arzt suchte sie zu trösten und zu beruhigen, sie aber bewegte den Kopf verneinend und schwieg. Gegen 3 Uhr ward sie unruhig, die Krämpfe stellten sich wieder ein und man meldete den Herzog, daß der schreckliche Augenblick herannahe, der dem schönsten Leben ein Ende machen werde, doch legten sich noch einmal die Krämpfe, und die Königin sagte zu ihrer Kammerfrau: „Ich bin doch nicht gefährlich krank? Mir ist jetzt ja recht leicht; es wäre auch schrecklich, wenn ich schon jetzt von meinen Kindern und von meinem Manne hinweg gerissen würde." Darauf schlief sie eine Stunde ganz ruhig.

Während dieses Schlafes war der König mit seinen beiden ältesten Söhnen angekommen. Erst unterwegs hatte man ihn mit dem gefährlichen Zustand der Köni-

gin in dem ganzen Umfange bekannt gemacht, und jetzt eröffneten die Aerzte, daß die Todesstunde nahe sei.

Als sie erwachte, machte ihr Heim die Ankunft des Königs und der beiden Prinzen bekannt, worüber sie sich herzlich freute.

Kurz vor 4 Uhr trat der König mit den Söhnen an das Sterbebette der Gattin und Mutter. — Die Sonne war eben aufgegangen, ihre Strahlen hatten das trübe Regengewölk besiegt und beleuchteten das mit Trauer erfüllte Zimmer.

Der König war von Schmerz wie zermalmt. — Alles was er in den letzten Jahren gelitten, war vergessen über den ungeheuren Schmerz, der ihm jetzt bevorstand. Im vollen Gefühl desselben schloß er die Königin in seine Arme, und ein Thränenstrom entstürzte den Augen des sonst bei allen Schlägen des Schicksals so gefaßten Mannes.

So hatte sie ihn noch nicht gesehen, jetzt ergriff sie die Besorgniß des Todes und es erwachte die Liebe zum Leben. — „Ist es denn so gefährlich mit mir?" fragte sie. Die Versicherung des Königs, er sei nur so bewegt, weil er sie leiden sehe schien sie zu beruhigen.

Als der König sich auf einen Augenblick entfernt hatte um Fassung zu gewinnen, sagte sie zu den Umstehenden: „Der König thut, als ob er Abschied von mir nehmen wolle; sagt ihm, er solle dieses nicht, sonst stürbe ich gleich."

Der König nahm nunmehr alle Kraft zusammen und suchte die Sterbende zu überreden, er habe die beste Hoffnung und glaube an keine Gefahr; aber seine Seele war vom tiefsten Schmerz zerrissen, er zweifelte beinahe an der Güte Gottes; denn als ihn die Großmutter der Königin auf die Allmacht Gottes hinwies und daß man die Hoffnung nicht sinken lassen müsse, so lange noch ein Athemzug zu bemerken wäre, sprach

er die denkwürdigen Worte mit Rücksicht auf alles das Unglück, welches ihm wiederfahren war: „Wenn Sie, nicht mein wäre, so würde sie leben; aber eben weil sie meine Frau ist, darum stirbt sie gewiß!"

Die Aerzte erinnerten ihn daran, daß der schreckliche Augenblick herannahe und daß er, wenn er seine so unendlich geliebte Gattin noch einmal ohne Zeugen sprechen wolle, damit eilen müsse.

Die Königin war wieder etwas ruhiger geworden und nun blieb er eine halbe Stunde mit ihr allein, dann trat der Krampf wieder ein und er entfernte sich, weil sein Herz zerrissen war und er den Anblick der Leiden der so theuren geliebten Gattin nicht ertragen konnte, ohne seinen Schmerz laut werden zu lassen.

Noch jetzt sah sie den Tod nicht so nahe voraus. In dem Augenblicke, wo der Krampf etwas nachließ, sprach sie zu ihrer Kammerfrau noch von Lebenshoffnungen: „Ich habe mir so viel Freude von der Ankunft meines Mannes versprochen und ich freute mich auch so herzlich; aber seine Erscheinung hat mich erschüttert, seine Umarmung war so heftig, so stürmisch, als wollte er mir Lebewohl sagen, als sei es die letzte, als müßte ich ganz gewiß sterben."

Jetzt nahte der entscheidende Augenblick. Der König, davon benachrichtigt, trat wieder ein, mit ihm die königlichen Kinder. Ihre heißen Umarmungen, die Klagen, welche sie nicht unterdrücken konnten, und ihre Thränen erschütterten sie.

„Ist denn mein Leben in Gefahr?" fragte sie jetzt, und die Versicherung des Arztes, daß jetzt die Krisis eintrete, konnte das Bild des Todes nicht mehr von ihrer Seele entfernen. Nun glaubte sie selbst daran, daß sie sterben müsse, und umarmte zum letzten Male den theuern Gemahl und die geliebten Kinder, welche letztere dann hinweggebracht wurden.

Jetzt begann der Todeskampf. — Die Krämpfe wurden immer heftiger. — Die Königin klagte über Mangel an Luft, keine Lage genügte ihr. „Ach," sagte sie, „für mich ist nur Ruhe im Tode."

Die ganze Familie war bei ihr versammelt. Der König saß am Bette und hielt die rechte Hand, die Prinzessin von Solms kniete auf der andern Seite und hielt die Linke. — Noch ein Krampf trat ein, sie bog den Kopf sanft zurück, schloß die Augen, und ihre letzten Worte waren: „Herr Jesus, mach' es kurz!" Es waren 58 Minuten auf 9 Uhr, als ein tiefer Seufzer ihr schönes Leben endete.

Der König war zurückgesunken, doch bald kehrte die männliche Kraft zurück. Er küßte noch einmal den geliebten Mund und drückte ihr die schönen Augen zu, die ihm so oft und so freundlich gelächelt hatten; der tiefste Schmerz erfüllte seine Seele und drückte sich in seiner Haltung und in seinen Gesichtszügen aus. Er selbst führte die beiden Söhne an das Todtenbette der theuren Mutter, sie warfen sich an demselben nieder und weinten herbe Thränen an der Leiche derer, die sie bis dahin so freundlich durch das Leben geleitet hatte.

Noch am Vormittag desselben Tages traf auch die Prinzessin Charlotte und der Prinz Carl in Hohen-Zieritz ein, aber sie empfingen nicht mehr ihren letzte Seegen, sie konnten ihr nur Thränen des Schmerzes weihen, in der Hoffnung, daß die Verklärte sie vom Himmel herab segnen würde.

Am folgenden Tage gestattete der König die Section. Die Königin war am gebrochenen Herzen gestorben, man fand in demselben mehrere polypenartige Gewächse, die tief in dasselbe eingedrungen waren; das edle Herz hatte den verzehrenden Gram über das Unglück des Vaterlandes nicht überwältigen können.

Am 20sten Nachmittags verließ der König Hohen-Zieritz und am 25. folgte die hohe Leiche von ihrem jüngern Bruder, dem Prinzen Carl geleitet. Auf der Grenze empfing sie eine preußische Eskorte, und ein Denkmal bezeichnet die Stelle, wo sie übernommen ward. Einen Monat zuvor hatte sie dort der Jubel der Meklnburger mit Blumenkränzen empfangen, jetzt kehrte sie zurück als starre Leiche und es begleitete sie ein in tiefsten Schmerz versunkenes Trauergepräge.

In Gransee blieb die Leiche über Nacht, und auch dort errichteten die Stände ein Denkmal auf der Stelle des Marktes, wo der Wagen rastete. Bei ihrer Ankunft in Berlin ward sie vorläufig im Dome niedergesetzt.

Charlottenburg war ihr stets so theuer gewesen, und hier beschloß der König ein Mausoleum zu errichteu, welches die sterblichen Ueberreste der Verklärten aufnehmen sollte. Wahrscheinlich faßte er schon damals den Entschluß, auch für sich dort eine Ruhestätte zu begründen, der auch in Erfüllung gegangen ist. Es ward noch in demselben Jahre im Garten von Charlottenburg, in einem Tannen-Hain, an einer stillen traulichen Stelle errichtet, und am 23. December, gerade an dem Tage, wo sie vor 17 Jahren als Braut und vor einem Jahre bei der Rückkehr von Königsberg, jubelnd begrüßt von der ganzen Einwohnerschaft ihren glänzenden Einzug in Berlin gehalten hatte, fuhr der Leichenwagen, welcher sie zur letzten Ruhestätte bringen sollte, umgeben von einer unübersehnbaren Volksmenge, die mit Trauern und Wehklagen dem Sarge folgte, zum Brandenburger Thore hinaus.

XIV. Das Jahr 1811.

Wie vernichtend auch der Tod seiner Gemahlin auf den König eingedrungen war, und wie tief er den Verlust der Unvergeßlichen empfand, so wies er doch die Sorge für den noch immer höchst bedrückten Staat keinen Augenblick von sich ab; vielmehr begleitete ihn die Erinnerung an die hohe Todte wie ein von seinem Geiste unzertrennlicher Gedanke, der ihn bei der Erfüllung seiner großen Pflichten nicht verwirren, sondern nur erleuchten konnte. Aber er bedurfte auch bei der gewärtigen Lage der Dinge einer um so größeren Klarheit, da Napoleon, nachdem er sich mit der Erzherzogin Marie Louise von Oestreich vermählt hatte, die Unabhänigkeit der Völker und ihre Rechte immer mehr mit Füßen trat. Dies mußte leider auch Preußen erfahren, troß der Bemühungen Friedrich Wilhelm's, neue Ungerechtigkeiten von seinem Lande abzuwenden.

Zu Anfang des Jahres 1811 ließ der König von Prenßen durch seinen Gesandten in Paris erklären, daß er in Kurzem die erste Hälfte der an Frankreich abzutragenden Schuld vollends berichtigen werde, und dann dem Vertrage gemäß auf die Räumung der Festung Glogau rechne. Zur Antwort legte man ihm die Forderung der aufgelaufenen Zinsen und andere unberichtigte Rechnungen vor. Als auch diese Schulden getilgt waren, fand nan nichts desto weniger immer neue Vorwände, die Herausgabe der Festung Preußens in einem Zeitpunkt nicht aus der Hand geben, in welchem er einen großen Krieg gegen Rußland vorbereitete. Er behielt nicht nur die Oderfestungen besetzt, sondern die Zahl der französischen Truppen mehrte sich auch in denselben. Sie sollten nach dem

Vertrage nicht über 10,000 Mann betragen, am Ende stiegen sie auf 23,000, und die Kosten der monatlichen Unterhaltung auf 250,000 Thaler. Den Ueberschuß dieser Kosten mit Preußen abzubrechen, erschien zwar ein Bevollmächtigter in Berlin, aber die Rechnung abzuschließen, das wußte er immer wieder hinauszuschieben. Auch mit den sieben, seit dem Tilsiter Frieden bestehenden Militairstraßen begnügte sich Napoleon jetzt nicht mehr; er nöthigte die preußische Regierung, zur Benutzung für die französische Armee ölf Heerstraßen einzuräumen, wodurch Preußen in allen Richtungen durchschnitten und Napoleon unumschränkter Herr dieses Reiches war. Nicht genug, daß er fast alle Festungen besetzt hielt, bewachte er Preußen noch von drei andern Seiten: von Danzig aus durch 20,000, von Magdeburg aus durch 12,000 und von Stralsund aus durch 10,000 Mann. Diese Besatzungen, die allein schon stärker waren, als das ganze nach dem Tilsiter Vertrage zu haltende preußische Heer konnte er jeden Tag beliebig verstärken, und die Besatzungen von Küstrin, Stettin und Magdeburg konnten nöthigenfalls in drei Märschen vor den Thoren Berlins stehen. Die unglücklichen Bewohner der von den Franzosen besetzten Festungen und der an den Militairstraßen gelegenen Ortschaften empfanden es auch nur zu sehr, daß ihr König eigentlich kaum mehr Herr in seinem Lande heißen konnte, da sie täglich fühlen mußten, wie willkührlich und gewaltsam die Franzosen handelten. Durch die Verletzung der königlichen Autorität und durch Eingriffe in das Privateigenthum suchte man Fürst und Volk auf's Aeußerste zu bringen, aber beide harrten aus, wie ahnend, daß die Stunde der Erlösung nicht mehr ferne sei.

Schon im Jahre 1809 hatte sich das freundschaftliche Verhältniß zwischen Frankreich und Rußland lau gezeigt. Alexander hatte an dem Kriege gegen Oestreich nur geringe Theilnahme bewiesen; statt 150,000 Mann, klagte man französischer Seits, habe er blos 15,000 Mann marschiren lassen. Andererseits beklagte sich Rußland über die Vergrößerung des Großherzogthums Warschau. Rußland besorgte, Napoleon wolle das Königreich Polen wieder herstellen. Darauf erfolgte eine wichtige Ukase, in welcher der Kaiser Alexander die Einfuhr französischer Waaren, mit denen sein Land überschwemmt ward, untersagte; dagegen den Colonialprodukten seine Häfen unter neutraler Flagge wieder eröffnete und auf diese Weise das Continentalsystem verließ. Dies hatte in der That ungemeines Sinken der Papiere, Stockung der Ausfuhr russischer Erzeugnisse, und bei längerer Dauer Zerrüttung des Wohlstandes der Privaten und der Finanzen des Reiches zur Folge. Darauf achtete Napoleon nicht; er sah nur den Bruch der Traktate von Tilsit und Erfurt; und wenn das, was zu Gunsten Englands geschah, Napoleon unter allen Dingen am meisten erbitterte, weil er keine Macht so haßte, wie die, der er allein nichts anzuhaben vermochte: so ward um dieselbe Zeit die Einverleibnng Oldenburgs zum französischen Reiche eine neue Ursache der Abneigung für den Kaiser Alexander. Oldenburgs Fürst war in Folge seiner Abstammung aus dem Hause Holstein-Gottorp mit dem Kaiser von Rußland verwandt und überdies noch Alexander's Schwager. Da dieses Land bei allen Veränderungen, die nach dem Frieden von Tilsit in Norddeutschland Statt fanden, geflissentlich verschont worden war, so war dessen Einverleibung ein auffallender Beweis von Geringschätzung gegen Rußland. Als man sich bei Napoleon dar-

über beschwerte, erbot er sich, den Herzog von Oldenburg durch die Stadt und das Gebiet von Erfurt und die Grafschaft Blankenheim zu entschädigen. Allein der Herzog weigerte sich, im Vertrauen auf seinen mächtigen Beschützer, seine Besitzungen gegen andere zu vertauschen, und schlug die ihm angebotene Entschädigung mit stolzer Festigkeit aus; Frankreich beharrte dagegen auf der Besitznahme von Oldenburg, worauf Kaiser Alexander in einer ernsten Note erklärte, daß er sich die einem Prinzen seines Hauses widerfahrene Beleidigung nicht gefallen lasse, obgleich er sich noch immer zu dem politischen System bekenne, dem das Bündnüß zwischen Frankreich und Rußland seinen Ursprung verdanke. Hierauf folgten lange Unterhandlnngen, an deren friedlichen Ausgang aber keinrr glaubte; denn Jeder rüstete zum Kriege.

Napoleon erkannte die Schwierigkeiten eines Zuges nach Rußland nur zu wohl, als daß er irgend etwas hätte versäumen sollen, und bot deshalb zu dem bevorstehenden Kriege alle mit ihm verbündeten Monarchen auf; schon zn Ende des Jahres 1811 stand ein Heer von 400,000 Mannn zu seiner Verfügung.

Bei diesen kriegerischen Aussichten war die Lage des Königs von Preußen, der rings von den kolossalen Streitmächten umschlossen war, die allergefährlichste. Umsonst hatte er bei Rußland alles versucht, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Die meisten Besorgnisse erregte es unter diesen Umständen, daß der französische Kaiser bei allen Anträgen des Königs zu einer Allianz ein hartnäckiges Schweigen beobachtete. Zu gleicher Zeit war Alles um Preußen, und selbst im Herzen des Landes mit Waffen erfüllt. Aus dem Schreiben des preußischen Staatskanzlers an den Herrn von Krusemark, Gesandten in Paris, vom 30. August 1811 sieht man, daß der Gedanke der bevorstehenden Auflö-

sung Preußens in allen Heeren im Lande und an den Grenzen verbreitet war, und im preußischen Cabinet selbst die lebhaftesten Besorgnisse erregte. Man glaubte, daß Napoleon lange unschlüssig gewesen sei, ob er den erbetenen Bund gewähren, oder ob er den preußischen Staat ganz auflösen solle. Endlich beschloß er das Erstere. Aber der Herzog von Bassano machte die ungeheuersten Forderungen in Ansehung der von Preußen zu übernehmenden Truppenverpflegung, wogegen die noch rückständige Contribution abgerechnet werden sollte. Der preußische Bevollmächtigte that bescheidene Einrede und bewies, daß Preußen in seiner gegenwärtigen Lage ohne völligen Ruin jene Forderungen nicht erfüllen könne. Der Herzog von Bassano erwiederte aber trotzig und höhnend: das Alles werde seinen Herrn nicht abhalten, die Heeresmassen durch's preußische Gebiet gegen Rußland ziehen zu lassen, und es habe also Preußen nur die Wahl, diesen Durchzug nach einer Uebereinkunft mit Ordnung, oder so geschehen zu lassen, daß den Heerführern selbst die Sorge anheim gestellt werde, ihre Truppen zu verpflegen und weiter zu schaffen. Dennoch wagte es Preußens Bevollmächtigter noch einmal, um mildere Bedingungen anzusuchen; als aber am 24. Februar Abends die Entscheidung erfolgte: der Kaiser sei so vieler Einreden müde, und wennn am folgenden Morgen die Convention nicht unterzeichnet wäre, würden die Truppen Befehl erhalten, sich mit Gewalt durch Preußen Bahn zu brechen, mußte man nothgedrungen nachgeben. So ward denn am 25. Februar 1812 zu Paris das Bündniß mit drei Nebenverträgen abgeschlossen, wonach Preußen für den Fall, daß der Krieg zwischen Frankreich und Rußland zum Ausbruch käme, mit Napoleon gemeinschaftliche Sache machen und zu dem Ende ein Contingent von 14,000 Mann Infanterie, 4000 Mann

Cavallerie und 2000 Mann Artillerie mit 60 Stück Kanonen stellen sollte. Auch sollte besagtes Contingent beständig vollzählig erhalten werden und vorläufig unter den Waffen bleiben. Die preußischen Contingentstruppen sollten so viel wie möglich in einem und demselben Armeecorps vereinigt und vorzugsweise zur Vertheidigung der preußischen Provinzen verwendet werden, jedoch ohne dem Könige zu gestatten, die militäirischen Entwürfe der Armee, bei welcher seine Truppen stehen, auf irgend eine Weise zu beschränken. Am 15. März sollten diese Truppen bereit sein, sich von Breslau, Berlin und Königsberg aus in Marsch zu setzen. Unabhängig von diesem Corps, sollten 4000 Mann preußische Truppen die Garnison von Kolberg bilden und Detaschements zur Vertheidigung der Seeküste absenden. In Potsdam sollten nur 1200 Mann garnisoniren, doch könnten diese, wenn der König sich dort aufhalten wollte, auf 3000 Mann gebracht werden. Die schlesischen Festungen sollten von 10,000 Mann, und die Festung Graudenz von 3000 Mann bewacht werden. Neue Werke durften jedoch nur in besagten Festungen in Uebereinkunft mit den französischen Generalen angelegt werden; auch waren die Commandanten verpflichtet, den Befehlen des französischen Generalstabes für den Dienst der Armeen Folge zu leisten. Dagegen versprach Napoleon, mit seiner ganzen disponiblen Macht an dem bevorstehenden Feldzuge Theil zu nehmen. Die französischen und verbündeten Truppen sollten die preußischen Provinzen durchziehen und besezzen, mit Ausnahme von Oberschlesien, der Grafschaft Glatz und der Fürstenthümer Breslau, Oels und Brieg. Potsdam sollte vom Durchmarsch der Truppen und von französischer oder alliirter Garnison befreit bleiben; ebenso sollte Charlottenburg und das königliche Schloß zu Berlin nur eine Campagnie preußischer Truppen zur

Wache erhalten, und es sollte keinem Officier u. s. f. erlaubt sein, in besagten Schlössern ohne Erlaubniß des vom Könige angestellten Gouverneurs zu logiren

Auf den Operationslinien zwischen der Elbe und Oder, der Oder und Weichsel, der Weichsel und dem Niemen, sollten keine andern preußischen Truppen sein, als die Bürgermiliz, die Gensdarmerie und die Zahl von Mannschaft, welche zur Erhaltung der Ordnung nach Uebereinkunft für unumgänglich nöthig gehalten würde. Die französischen Commandanten, welche auf den Operationslinien angestellt würden, sollten sich auf keine Weise in dasjenige mischen, was die Regierung und die Civil-Administration betreffe; ihre Geschäfte sollten sich vielmehr auf Requisition und Lieferungen an die Truppen, auf die Polizei und Aufrechthaltung der Ordnung im Rücken der Armeen beschränken; die Abrechnung für die, von den französischen Commandanten nach Nothdurft an die preußischen Commissairs erlassenen Requisitionen von Lebensmitteln und Fuhren, alle drei Monat vom General-Intendanten der Armee gemacht, die besonderen Empfangsscheine alsdann gegen einen Haupt-Empfangsschein ausgewechselt und der Werth entweder durch Abrechnung auf die noch schuldige Contribution, oder am Ende des Feldzuges vergütet werden.

Der König machte sich verbindlich, Artillerie, Pulver und Kriegsmunition aus den festen Plätzen der preußischen Staaten, gegen Abrechnung auf die Contribution oder gegen Bezahlung am Ende des Feldzuges, zur Disposition der französischen Armee zu stellen, wenn diese deren bedürfte und jene Gegenstände nicht nöthiger zur Vertheidigung seiner Festungen erachtete. Indessen durfte Preußen keine Truppenaushebungen, keine Zusammenziehung, keine Militairbewegung vornehmen, während die französische Armee das preußische

Gebiet besetzte oder auf dem feindlichen Gebiete wäre; es sei denn zum Vortheil der Allianz und im Einverständnisse mit Frankreich. Die Verbrechen gegen Individuen der alliirten Armee sollten durch Militair-Commissionen gerichtet werden, welche von Generalen besagter Armee gebildet würden: doch sollte der Angeklagte einen Vertheidiger von seinem Volke haben. Im Falle glücklicher Beendigung des Krieges würde der Kaiser dem König eine Entschädigung an Territorium für die getragenen Lasten zu verschaffen suchen. Die Kosten des Unterhalts der französischen Besatzung von Glogau und der Belagerungs-Verproviantirung dieser Festung sollten vom Tage der Ratification dieser Uebereinkunft an vom französischen Kaiser getragen werden; so auch die Kosten von Küstrin und Stettin, sobald der König seine, wegen Abtragung der Contribution eingegangene Verbindlichkeiten erfüllt haben würde.

So durch die Umstände gezwungen, trat Friedrich Wilhelm dem Bunde Napoleon's gegen Rußland bei. Ein Gleiches that der Kaiser Franz II., indem er sich verbindlich machte, ein Truppencorps von 30,000 Mann in's Feld zu stellen. Beide, der König von Preußen wie der Kaiser von Oestreich, waren ehedem Bundesgenossen Alexander's gewesen, und es mußte ihnen wehe thun, dem alten Freunde gegenüber als Feinde dastehen zu müssen. Allein in dem bevorstehenden Kriege die russische Partei zu nehmen, war viel zu gewagt, als daß man daran denken konnte. Es würde dies nur eine Wiederholung früherer Vorgänge gebracht haben: der Krieg wäre dann nicht jenseits der russischen Grenzen, sondern auf österreichischem oder preußischem Gebiet geführt worden, nicht Rußland, sondern nur ein russisches Truppencorps wäre mit in's Feld getreten, und wenn Napoleon abermals siegte so zertrümmerte er die letzten Continentalmächte außer

halb Rußlands. Nein, er mußte sich selbst gegen den Eiskoloß wagen und mit dessen innersten Kräften bekannt werden. Siegte er auch da noch, so war doch nicht zu besorgen, daß er mehr erlangte, als eine weitere Frist der russischen Nachgiebigkeit. Rußland konnte in einem Feldzuge besiegt und zum Frieden gezwungen, aber keineswegs durch solche Waffenthaten wahrhaft gebrochen werden; und eben so wenig ließen sich solche Feldzüge oft wiederholen. Ward aber Napoleon besiegt, dann durften Alle hoffen, und Oestreich namentlich gewann jetzt Frist, seine zerrütteten Finanzen, sein geschwächtes Heerwesen wieder aufzurichten und so sich in die Lage zu versetzen, in welcher es den möglichen Umständen gewachsen sein konnte.

XIV. Das Jahr 1812.

Die Hunderttausende Napoleon's zogen der russischen Grenze zu, auf dem Wege dorthin die deutschen Gauen fürchterlich verwüstend. Er selber aber, ehe er sich an die Spitze dieses ungeheuren Heeres stellte, verweilte noch einige Zeit in Dresden, wo er zum letzten Male als König der Könige glänzte, indem sich dort die mit ihm verbündeten Monarchen zu einem Congreß versammelten. Doch schon am 22. Juni langte er bei seinem Heere an und ertheilte den Befehl, über den Niemen zu gehen.

In fester Zuversicht des Sieges überschritt Napoleon mit seiner stolzen Kriegsmacht den Niemen (23. und 24. Juni) und verlor sich in die russischen Steppen.

Mit dumpfer Bangigkeit, ungewiß, was es wünschen, was es fürchten, was es erwarten solle, vernahm Europa von Zeit zu Zeit die seltene Kunde von dem

unaufhaltsamen Vordringen der großen Armee, vernahm, wie Napoleon Wilna und Witepsk erobert, die Russen bei Ostrowna, Polotzk, Mohilew, Smolensk und Borodino geschlagen hatte, und endlich siegreich in Moskau eingezogen sei. Hier erwartete er, wie Europa, den Frieden. Statt dessen kam die fürchterliche Kunde des ungeheuren Brandes der alten, ehrwürdigen Kaiserstadt. Wußte man auch nicht, wie das zu deuten; die eine Ahnung stieg in allen Gemüthern auf, daß nicht umsonst ein so großes Opfer gebracht worden, daß das Volk der Russen zu dem Aeußersten entschlossen sei, daß diese That eine unermeßliche Bedeutung habe, und noch Gräßlicheres zu erwarten stehn. Mit Grauen erfüllte diese Kunde die Herzen der Franzosen und ihrer Freunde, in Bangigkeit und Umgewißheit riß sie die Schwankenden hinab — den Freunden der Freiheit aber stieg in Moskau der erste Hoffnungsstrahl auf.

Napoleon erwartete auf den Trümmern Moskau's von Tag zu Tag den Friedensboten; immer getäuscht, immer hingehalten, begann er endlich am 18. October den verhängnißvollen Rückzug, dessen Spuren der Schnee verwischte. Seltener kam jetzt eine Nachricht nach Deutschland herüber; unbestimmte Gerüchte verkündeten Grausiges. — Keines erreichte die Wahrheit. -- Niemand mochte es ahnen, was in dieser dunklen Zwischenzeit der großen Armee begegnet, nicht ahnen, daß sie aufgelös't und nur in spärlichen Trümmern der fast gänzlichen Vernichtung entgangen sei. Da verbreitete sich um die Mitte Decembers 1812 das Anfangs dunkle, bald aber durch die Zeitungen bestätigte Gerücht, daß Napoleon mit einigen Begleitern auf einem unscheinbaren Schlitten am 14. December Leipzig und Dresden passirt habe. Wenige Tage später erlangte man bestimmteste Gewißheit über Alles, was man leise nur geahnt hatte; denn nun er-

schien das 29ste Bulletin der großen Armee, das die Vernichtung der letztern außer Zweifel stellte.

Von gleich bedeutendem Einflusse für das Unglück der flüchtigen großen Armee, wie für die Erhebung Deutschlands, war der Schritt, welchen der preußische Feldherr York that.

Unterhalb Kowno setzten am 15. December die Russen unter Wittgenstein zuerst über den Niemen und betraten das preußische Gebiet. Dadurch gerieth das fanzösisch-preußische Corps das unter Macdonald und York den äußersten linken Flügel der großen Armee bildete, in die drohendste Gefahr. Das Corps war noch in der Belagerung Riga's begriffen, während welcher sich zwischen dem französischen Oberbefehlshaber und dem preußischen Feldherrn ein Zwiespalt und eine Spannung erzeugt hatte, die fast bis zum Zweikampfe zwischen beiden gedieh. Macdonald hatte durch Unterschleife auf Kosten der preußischen Soldaten sich Vorwürfe von York ausgesetzt und diese wurden von ihm auf die plumpste Weise erwiedert. Die Preußen, sagte er, fräßen für drei und schlügen sich nur für einen halben Mann. Der böse Wille sei aus Allem sichtbar und man werde nicht unterlassen, Napoleon von dieser widerwärtigen Stimmung seiner Verbündeten in Kenntniß zu setzen. Die Preußen schlugen sich zwar in einem Gefecht am 29. und 30. September siegreich gegen ein russisches Corps und stürmten mit großer Tapferkeit Riga, jedoch ohne Erfolg. Die Spannung zwischen beiden Generalen wuchs und war am höchsten gestiegen, als Wittgenstein bei Kowno den Niemen passirte. Macdonald eilte mit seiner Reiterei so schnell als möglich, um sich den französi-

schen Heerestrümmern in Westpreußen anzuschließen. York mußte mit dem Fußvolk in einer Entfernung von mehreren Meilen dem voranziehendeu Oberfeldherrn folgen. Der französische General war nichts weniger als unbesorgt wegen der bitter gereizten Empfindlichkeit York's; dieser hatte ihn genirt, und man hatte ihn durch Neckereien aller Art verleiten wollen, seine Abberufung zu fordern, York aber hatte ausgehalten, schweigend, jedoch mit einer Miene, die dem Marschall Besorgniß einflößte.

Die Russen drängten im Rücken und in den Seiten nach, und zwar in drei Corps: unter Laskow, Kutusow und Diebitsch. Das ganze französisch-preußische Corps lief Gefahr, eingeschlossen und gefangen zu werden. Bei Piktupönen kam es zu einem Gefecht; jedoch wurden die Russen durch die preußischen Husaren und Dragoner, sowie durch die treffliche preußische Artillerie so in Respecr gehalten, daß Macdonald mit seiner Abtheilung ungestört Königsberg erreichen konnte. York dagegen war jetzt in einer desto gefährlicheren Lage. Nach französischen Berichten hätte er sich schon zuvor absichtlich von den Franzosen getrennt und wäre freiwillig so weit zurück geblieben. Jedenfalls blieb ihm jetzt, auf allen Seiten von den Russen eingeschlossen keine Wahl, als sich durchzuschlagen. Die Preußen selbst geben zu, daß dies mit Glück hätte vollbracht werden können. Aber York zog vor, etwas zu thun, was nach der Militairgesetzen unerlaubt für die Existenz der preußischen Monarchie höchst gefährlich war, aber durch den Erfolg gerechtfertigt wurde. Der Befehlshaber des Wittgensteinschen Vortrabes, Diebitsch, kam ihm mit freundschaftlichen Anträgen entgegen, und York, statt mit gewaffneterer Hand sich zu dem französischen Oberbefehlshaber durchzuschlagen, sagte sich von den Franzo-

sen los, kündigte dem Marschall allen Gehorsam auf und schloß mit den Russen am 30. December ein Freundschafts-Bündniß.

Nachdem dies geschehen war, schrieb York an den Marschall Macdonald folgendermaßen: „es sei ihm unmöglich gewesen, die vorausgegangene Avantgarde zu erreichen, und er habe also nur die Wahl zwischen einer Uebereinkunft oder der Vernichtung des ganzen Materials des Armeecorps, wie auch des größten Theils seiner Truppen gehabt. Er habe die Uebereinkunft vorgezogen, der Pflicht gegen sein Heer eingedenk, unbekümmert um das Urtheil der Welt.“ — In ganz anderem Sinne schrieb York an seinen Monarchen. „Euer Majestät,“ sagte er am Schlusse seines Briefes, „lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn Sie mein Verfahren tadelnswerth finden. Ich werde dann noch im letzten Augenblicke die süße Beruhigung haben, zu denken, daß ich als treuer Unterthan sterbe, als wahrer Preuße, als ein Mann endlich, der nur das Beste seines Vaterlandes wollte. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Eure Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Verbündeten losreißen müssen, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet, gebe der Himmel, daß sie zum Heile des Vaterlandes führe.“ —

Sobald Macdonald den Uebertritt York's erfahren hatte, wollte er Vorkehrungen treffen, um wenigstens das Corps des Generals Massenbach, welches aus 6 Bataillonen, 6 Escadrons und 2 Batterien bestehend, mit ihm über den Niemen gegangen war und in seiner Nähe stand, zurückzuhalten. Aber York hatte schon früher seinen Unterbefehlshaber von dem Vorgefallenen benachrichtigt, und dieser war, die

Maßregeln des französischen Marschalls vermuthend, in der Nacht vom 30 auf den 31. Dezember mit seinen Truppen in aller Stille über den Niemen zurückgegangen und hatte sich York angeschlossen, nachdem er an Macdonald einen höflichen Abschiedsbrief zurückgelassen hatte.

York*), wie er sich auch als Mensch, als preußischer Patriot rechtfertigen konnte, mußte darauf gefaßt sein, als Feldherr strenge beurtheilt zu werden, besonders von französischer Seite. Napoleon brach bei der Nachricht von seinem Schritte in den höchsten Zorn aus, und in Paris wurde der Verrath, wie sie

---

*) Hans David Ludwig von York ward am 26. September 1759 in Königsberg geboren; er stammt aus einer alten englischen Familie, die sich in Pommern niedergelassen hatte In seinem 14ten Jahre trat er als Junker in die Armee, und ihn zeichnete schon damals ein fester Wille, rascher Entschluß und eine glückliche Fassungsgabe auf Ein Duell zog ihm Festungs-Arrest zu, er nahm hierauf seinen Abschied und trat in holländische Dienste Bei den Truppen dieser Macht war er 1783—84 in Ostindien und auf dem Kap und nahm an den dortigen Feldzügen Theil. im Jahre 1786 kehrte er in preußische Dienste zurück und ward als Hauptmann angestellt. Im Jahr 1806 war er Oberst und Commandeur des Jäger-Corps und befehligte in diesem Feldzuge erst die Avant- und dann die Arriergarde des unter dem Herzog von Weimar stehenden Corps dessen Elb-Uebergang er nach den Unfällen an der Saale so geschickt deckte. daß die nachdrängende feindliche Uebermacht ihm nichts anhaben konnte. Im Gefecht bei Wahren in Meklenburg verwundet, kehrte er nach Preußen zurück und entging so der Capitulation des Blücherschen Corps bei Lübeck. Nach seiner Wiederherstellung ward er bei der Reorganisation des Heeres im Jahre 1808 als Generalmajor zum Inspecteur der sämmtlichen leichten Truppen und 1810 zum General-Lieutenant ernannt. Im Jahre 1812 ward ihm das Commando des preußischen Hülfscorps anvertraut, weil der König seine Umsicht und Thätigkeit kannte. (Siehe Kretzschmer's „Friedrich Wilhelm III. S. 662 und 63.)

es nannten, womit York seine Ehre, seinen Obergeneral und seinen König verrathen habe, den Intriguen und heimlichen Ränken Englands zugeschrieben. Auch der König von Preußen mußte laut seinen Unwillen über das Benehmen seines Generals erklären; denn wie leicht konnte Napoleon aus diesem Ereigniß Anlaß nehmen, Preußen aufzulösen! Darum ließ der König von Preußen in dem Berliner Amtsblatte gleich am folgenden Tage bekannt machen, daß auf die betrübte Nachricht von der Verrätherei des Generals York, worüber der König den lebhaftesten Unwillen empfunden, alle Mittel angewandt werden sollten, um sich York's zu bemächtigen und ihn nach Berlin zu bringen, damit er daselbst nach Maßgabe seines ungeheuren Verbrechens gerichtet und bestraft werde. Gegen den französischen Gesandten erklärte er, daß er alle nöthigen Maßregeln ergreifen werden, um die Truppen zurückzurufen, sie unter die Befehle des Königs von Neapel zu stellen und sich nach dem von diesem Fürsten zu bestimmenden Orte zu führen. Der Königliche Adjutant von Natzmer wurde nach Königsberg gesandt mit einem Briefe, der die höchste Mißbilligung und Nichtanerkennung der von York geschlossenen Uebereinkunft von Seiten des Königs erklärte, und das York'sche Corps unter den Befehl des General Kleist und unmittelbar unter das Ober-Commando Murat's stellte. In allen preußischen Staaten wurde ein Tagesbefehl bekannt gemacht, worin auf aller Art die Mißbilligung des König und die strengen Verfügungen gegen York an den Tag gelegt wurden. Schon am 7. Januar war Krusemark nach Paris gesandt worden, und ihm nach der Fürst von Hatzfeld, um Napoleon's Zorn zu beschwichtigen, den Ausdruck der Gesinnungen des Königs zu überbringen und diese Gesinnnngen dem ganzen Europa durch die

ausgezeichnete Mission zu beweisen. Es wurden Versicherungen neuer Anstrengungen zum Kriege gegen Rußland gemacht, ja, selbst eine nähere Verbindung Preußens mit dem Napoleonischen Kaiserhause kam zur Sprache.

Friedrich Wilhelm konnte in seiner Lage nicht anders handeln; denn die Städte Berlin und Potsdam, wo er damals mit dem größten Theile seiner Familie lebte, waren vom 11ten französischen Armeecorps unter Marschall Augerrau besetzt, und überdies die stärksten Festungen des Landes in der Hand des Feindes. Aber die Stunde der Erlösung rückte immer näher; das Volk war schon erwacht und erhob sich racheglühend gegen seinen Unterdrücker; nur des Königs Wink bedurfte es noch, um loszuschlagen.

Von ihren mächtigsten Verbündeten verlassen, flohen die Franzosen, das furchbare Hurrah der Kosaken hinter ihnen her, ohne Schutz bis zur Oder. Der Abfall des York'schen Corps, welches ihren Rückzug decken und den Russen das Vordringen über die Weichsel Wochen lang streitig machen konnte, hatte sie bloßgestellt. Schon bei Labiau und Tapiau wurde Macdonald von den Russen geschlagen, Murat mit großem Verlust bis Mehlsack zurückgeworfen, und Königsberg mußte in der Nacht des vierten Januars eiligst geräumt werden. Der französische Nachtrab wurde von den Russen nach einem kurzen Gefecht größtentheils gefangen. Murat schien zwar bei Braunsberg die verfolgenden Russen am 7. Januar mit den letzten vereinten Kräften durch den Muth der Verzweiflung aufhalten zu wollen; doch es war ihm nicht mehr möglich, auf längere Zeit Widerstand zu leisten.

Unbeschreiblich war der Eindruck, welchen die durchziehenden Trümmer der vor wenigen Monaten so stolzen und großen Armee in den Städten, Flecken und

Dörfern auf ihrer Flucht vom Niemen bis zur Oder hervorriefen. Der Glaube des preußischen Volkes sah in dieser Wandlung der Dinge Gottes Finger. Wie durch einen Zauberschlag erwachte Vertrauen zu sich selbst und die Hoffnung zur Besiegung der Fremden, eine begeisterte Zuversicht zu naher Befreiung. Allenthalben brachten die zerlumpten, erfrornen, ausgehungerten Jammergestalten dieselbe Wirkung hervor. Der Haß des preußischen Volkes brach auch häufig gegen seine früheren Quäler, die noch im Elend die alte stolze Rolle spielen wollten, in Thätlichkeiten aus.

Wie laut sich indeß der Franzosenhaß sich im Volke äußerte, so war ein Ausbruch desselben doch noch immer viel zu früh und konnte die Existenz des preußischen Staates vernichten. Der König gab daher den gemessensten Befehl, daß man den sich zurückziehenden französischen Truppen keine Hindernisse in den Weg legen, sondern solchen vielmehr die Hand zu ihrer Verpflegung und sicherem Fortkommen bieten solle. Der Erfolg rechtfertigte diese Maßregel; denn Napoleon dadurch zu dem Glauben bewogen: er habe von Preußen nichts Nachtheiliges zu fürchten. Freilich war das Benehmen keinem Patrioten genügend, allein die Geweihten der Pläne Friedrich Wilhelm's durchschauten den Zusammenhang seiner Handlungen nur zu wohl und ließen ihrem Herrn Gerechtigkeit widerfahren. So sagte der Minister von Stein: „Der König ist der Einsichtvollste von Allen, ohne es zu wissen wie gerade der wahrhaft gute Mensch nicht weiß, daß er gut ist.“

Ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, welche der König traf, um Napoleon's Verdacht in Bezug auf die von

York mit Diebitsch abgeschlossene Convention zu beseitigen, so war dies doch nur scheinbar gelungen; denn der Kaiser Frankreichs stellte sich vollkommen besänftigt, während er damit umging, sich des Königs und der Königlichen Familie zu bemächtigen und Preußen gänzlich an sich zu reißen. Schon hatte der in Berlin stehende französische Marschall Augereau den geheimen Befehl erhalten, den König aufzuheben, als dieser noch zeitig genug von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt ward und sich schnell entschloß, nach Breslau zu gehen. Dies geschah am 22. Januar 1813, zwei Tage nach der Confirmation des Kronprinzen, jetzt regierenden Königs Majestät.

Inzwischen hatte der General York den einmal betretenen Weg verfolgt, und die im Volke gemachte Begeisterung zu benutzten gewußt. Ihm zur Seite stand der Freiherr von Stein, welcher plötzlich in Königsberg erschienen war und sich vor Allem in den Besitz der von den Franzosen zurückgelassenen Munition, Waffen, Kleidungstücke, Lebensmittel ꝛc. zu setzen suchte. York's Heer sollte den Kern und die Grundlage einer neuen Kriegsmacht bilden. Es wuchs von Tag zu Tag, und York blieb natürlich nach wie vor an der Spitze desselben. Zwar war schon vor dem 20. Januar der Königliche Adjutant von Natzmer, der ihm den Befehl zur Niederlegung des Commando's überbringen sollte, wieder in Berlin zurück angelangt: aber nichts desto weniger ließ York am 28. Januar in der Königsberger Zeitung bekannt machen: es solle nach einem Artikel in einigen Exemplaren der Berliner Zeitung vom 19. Januar der Major von Natzmer an dem Generalmajor von Kleist abgeschickt worden sein, um ihm den Befehl zu überbringen, das General-Commando des Königlichen Armeecorps dem General York abzunehmen und selbst in dasselbe einzutretee.

Der Herr von Natzmer sei jedoch weder zu dem General Kleist noch zu dem General York gekommen, und er, York, werde daher auch um so unbedenklicher fortfahren, das General-Commando der Corps und die andern Functionen auszuüben, da bekanntlich im preußischen Staate eine Zeitung kein officielles Staatsblatt sei, und bis jetzt noch kein General seine Verhaltungsbefehle durch die Zeitung erhalten habe. Um jede Irrung zu verhüten, habe er für nöthig erachtet, diese Erklärung öffentlich bekannt zu machen.

Bald nach seiner Ankunft zu Breslau traf der König, umgeben von Scharnhorst, Gneisenau, Blücher und Hardenberg, Anordnungen, die eine vielfache Deutung zuließen. Am 3. Februar erschien ein Aufruf an alle Jünglinge der höheren Klasse vom 17ten bis zum vollendeten 24sten Jahre, die sich selber bekleiden und beritten machen könnten. In Betracht der eingetreten gefahrvollen Lage des Staates, welche eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen erfordere, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kostenaufwand verstatten, habe der König — wie es hieß — verordnet, Jägerschaaren zu Fuß und zu Pferde zu bilden, welche den Infanterie-Bataillonen und Cavallerie-Regimentern der preußischen Armee zugetheilt werden sollten. Diese Jägerschaaren sollten blos aus Freiwilligen bestehen. Jedem wurde die Wahl freigestellt, wo er eintreten wolle, bis da, wo er sich gemeldet, die Compagnie oder die Schwadron vollzählig sei. Der Dienst in Festungen, als Ordonnanzen und bei Geleitung der Zufuhren wurde ihnen erlassen. Aus ihrer Mitte sollten die Befehlshaber gewählt und auch in einer bürgerlichen Laufbahn nach dem Kriege auf die Gedienten besondere Rücksicht genommen werden. Jeder junge Mann, der dienstfähig, das heißt in dem Alter von 17—24 Jahren wäre, wurde im Falle

der Fortsetzung des Krieges für unfähig erklärt, zu irgend einer Stelle, einer Würde oder Auszeichnung zu gelangen, falls er nicht ein Jahr bei den activen Truppen oder unter den freiwilligen Jägern gedient hätte. Nur bei körperlichen Gebrechen oder den dringendsten häuslichen Verhältnissen sollte eine Ausnahme gemacht werden.

Diese Anordnungen wurde durch eine neue vom 9. Februar und dann noch durch verschiedene auf einander folgende einzelne Bestimmungen vervollständigt. Auch wurden die aus den Schill'schen Streifzügen rühmlichst bekannten Majors Lützow, Petersdorf und Czarnowsky ermächtigt, Freicorps zu errichten, die selbst für Kleidung und Pferde sorgen und nur die Waffen vom Staate erhalten sollten.

Der König hatte sich in dem Geiste seines Volkes nicht geirrt; man verstand ihn auch ohne alle nähere Erörterungen; jeder Preuße wußte, wem es galt. Kaum war die Aufforderung zu Bildung freiwilliger Jägerschaaren bekannt geworden, als auch schon Tausende herbeiströmten, sich einreihen zu lassen. Unablässig reis'ten Jünglinge aus allen Ständen nach Breslau, Kolberg und andern Sammelplätzen, alle voller Enthusiasmus. In drei Tagen war die Universität Berlin fast ganz aufgelös't, alle Inländer hatten dieselbe verlassen.

So von seinem ganzen Volke unterstützt, öffnete der König die Pforte einer großen und ernsten Zukunft, indem er mit dem Kaiser Alexander ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich schloß. Dies unterzeichnete im Namen Preußens der Baron von Hardenberg zu Breslau am 27sten, der Fürst Kutusow im Namen Rußlands zu Kalisch am 28. Februar 1813.

Der Zweck des nun beginnenden Krieges sollte im

Allgemeinen die Befreiung Deutschlands von französischer Herrschaft sein, und sämmtliche deutsche Fürsten zur Theilnahme an diesem Kriege bewogen werden. Ein edleres Ziel, so fern von allen Nebenabsichten, konnten die Verbündeten sich nicht stecken, und das Bewußtsein eines reinen Strebens heiligte daher ihren Bund von vorn herein. Aber sie, die nach einem so großen Ziele rangen, sollten nach dem unerforschlichen Rathschlusse des Ewigen noch manche Prüfung bestehen, ehe sie die Früchte ihrer blutigen Kämpfe ernten konnten; doch gefaßt auf jede Wendung des Schicksals, gelobten sie schon jetzt, auszuharren bis auf den letzten Mann.

Vierter Abschnitt.

Vom Vertrage zu Kalisch bis zum Abschluß der heiligen Allianz.

(Vom 28. Februar 1813 bis zum 26. September 1815.)

I. Des Königs Ruf.

Am 15. März ging Friedrich Wilhelm von Breslau nach dem Dorfe Spahlitz bei Oels und erwartete hier in der Hütte eines schlichten Landmanns den Kaiser Alexander. Der Ersehnte kam. Auf offener Heerstraße fielen die Freunde einander in die Arme und hielten dann unter dem Jubel des Volkes, dem Donner des Geschützes und dem Geläute aller Glocken ihren feierlichen Einzug in Breslau. Schon am folgenden Tage übergab der preußische Staatskanzler, Baron von Hardenberg, dem französischen Gesandten St. Marsan eine Note, worin er erklärte: „daß Preußen bei sich selbst in der Liebe und dem Muthe seiner Völker, wie in Rußlands großmüthiger Theilnahme Rath finden müsse, um seine verlorene Unabhängigkeit zu erkämpfen und den künftigen Wohlstand zu sichern.“ Dies war die Kriegserklärung an Napoleon, und nun erließ der König jene ewig denkwürdigen Proclamationen vom 17. März 1813.

„An mein Volk!

So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. — Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich, meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge, mehr noch wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habet, Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften; Gewissensfreiheit Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächti-

gen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen, selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen, erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. — Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen, für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand, Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.

* *
*

„An mein Kriegsheer!

Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes zu er-

kämpfen. Der Augenblick dazu ist gekommen! Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht, das Vaterland zu vertheidigen — ist es berechtigt, zu fordern, wozu jene sich erbieten. Seht, wie so viele Alles verlassen, was ihnen des Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seid Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühlseligkeit und innere Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz, er sei der Höchste oder der Gerinste im Heere verschwinde in dem Ganzen: Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sei Euer Ruhm! Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren, seid ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenk! Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seine Pflicht vergißt. Euer König bleibt stets mit Euch, mit Ihm der Kronprinz nud die Prinzen seines Hauses. Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unsrer Seite ein zu Unsrer und zu Deutschlangs Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Kraft, und Gott war mit ihm! So auch Ihr; denn auch wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlands Unabhängigkeit. Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sei Unsre Loosung.“ —

Das Wichtigste jedoch, was zur Rettung des Vaterlandes angeordnet wurde, war die Errichtung einer allgemeinen Landwehr. Schön und denkwürdig sind die Worte, mit welchen der König gleichfalls am 17. März die Verordnung hierüber bekannt machte: „Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besondern Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrscher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrükkung vertheidigen. Preußen! würdig des Namens, theilt Ihr dies Gefühl! Auch Ihr hegt den Wunsch, von fremdem Druck Euch zu befreien. Mit Rührung werde ich die Beweise davon gewahr, in dem Eifer, mit welchem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen greifen und unter die Fahnen Meines Heeres sich stellen; in der Bereitwilligkeit, mit welcher gereifte Männer, voll Verachtung der Gefahr, sich zum Kriegsdienst erbieten, und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter und Geschlechter wetteiferten, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen. Ein mit Muth erfülltes Heer steht mit siegreichen und mächtigen Bundesgenossen bereit, solche Anstrengungen zu unterstützen. Diese Krieger werden kämpfen für unsere Unabhängigkeit und für die Ehre des Volkes. Gesichert aber werden beide nur werden, wenn jeder Sohn des Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre theilt. Preußen! zu diesem Zweck ist es nothwendig, daß eine allgemeine Landwehr auf's Schleunigste errichtet und ein Landsturm eingeleitet werde. Ich befehle hiermit die erstere und werde den letztern anordnen lassen. Die Zeit erlaubt nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten; aber die Anweisung zur Errichtung der Landwehr ist nach den Kräften der Provinzen entworfen. Die Regierungen werden selbige den Ständen mittheilen. Eile ist nöthig. Der

gute Wille jedes Einzelnen kann sich hier zeigen. Mit Recht vertraue ich auf ihn. Mein getreues Volk wird in den letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Heerd Alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsere Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften. Wer aber aus nichtigen Vorwänden und ohne Mangel körperlicher Kraft sich meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung Aller, die für das, was dem Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen. Meine Sache ist die Sache meines Volkes und aller Gutgesinnten in Europa!''

Wie nun alle Waffenfähige zu den Fahnen eilten, entschlossen, ein unerträgliches Joch abzuschütteln und die erlittene Schmach zu rächen, so brachte gleichzeitig Jeder zur Unterstützung der Krieger Geld und Gut zum Opfer, und es war groß und herrlich, solche Beweise einer beispiellosen Liebe zu König und Vaterland zu sehen.

Um indeß auch durch ein äußeres Zeichen zum Verdienst zu reizen, stiftete der König einen neuen Orden, den Orden des eisernen Kreuzes, das sprechendste Sinnbild für eine Zeit, wo nur Eisen, von Männerfaust geschwungen, helfen konnte. „In der jezzigen großen Katastrophe,'' sagte der König in der Stiftungsurkunde, „von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigt keit herabsank, bewährt den hohen Muth, welcher jed jede Brust belebt und, welcher nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich

stützend aushatten konnte. Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit erworben wird, besonders auszuzeichnen."

II. Kriegsentwickelungen.

Murat, als er das französische Heer verließ, legte den Oberbefehl über dasselbe in die Hände des Vicekönigs von Italien; allein auch dieser konnte, trotz seines Feldherrn-Talents, nichts Entscheidendes mehr bewirken, sondern mußte den verfolgenden Russen weichen. Der russische Vortrab unter Wittgenstein hatte Anfangs März Berlin erreicht, und das hier stehende Corps des Marschalls Augereau zog endlich ab. Am 17. März traf auch der durch seinen König bereits öffentlich gerechtfertigte General York mit seinem Corps in der Hauptstadt ein, wurde mit Enthusiasmus empfangen, und ihm zu Ehren Abends die ganze Stadt erleuchtet; doch schon am 27sten marschirte das York'sche Corps nach einer kirchlichen Feier wieder aus, nachdem Kutusow unterm 25sten einen Aufruf an die Deutschen erlassen und sie damit zur allgemeinen Mitwirkung an dem Werke ihrer Erlösung aufgefordert hatte.

Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin war der erste der Fürsten, welcher diesem Aufrufe Gehör leistete; ihm folgte der Herzog von Dessau. Der König von Sachsen aber zog es vor, nach Baiern und dann nach Böhmen zu flüchten, und wies die besondere Ein-

ladung des Königs kalt von sich, zuletzt erklärend, er würde sich an Oestreich anschließen, welches eine bewaffnete Vermittelung übernehmen wollte. Dies und die große Menge fester Plätze, welche sich von der Weichsel bis zur Elbe in Feindeshänden befanden und viele Streitkräfte fesselten, die große Entfernung Rußlands und die feindliche Gesinnung der Polen hemmte die Fortschritte der alliirten Armee'n, und in Preußen machte sich besonders der Mangel an Geld und Waffen sehr fühlbar. Die übrigen zum Rheinbund gehörigen deutschen Fürsten waren dagegen für Napoleon sehr thätig gewesen, und als dieser Ende Aprils in Deutschand erschien, befand er sich an der Spitze eines Heeres von wenigstens 150,000 Mann, während ihm die Verbündeten kaum die Hälfte entgegen stellen konnten. Am 21. April erließ der König das Edikt über den Landsturm, nämlich eines Aufstandes in Masse, und diese Maßregel machte auf die Franzosen allerdings einen tiefen Eindruck.

Schon am 7. März besetzte ein schwaches Corps Franzosen Dresden, am 18ten aber rückte Davoust mit 16,000 Mann daselbst ein, sprengte die Brücke und schnitt alle Communication mit dem rechten Elbufer ab. Die Russen setzten unterdeß in Kähnen bei Pirna, Meißen und Torgau über die Elbe und bemächtigten sich bald darauf der Hauptstadt Sachsens.

Das marschfertige preußische Heer betrug nun vorläufig etwa 50,000 Mann und war in drei größere Corps getheilt, deren eines Blücher, das andere York, und das dritte Bülow commandirte. Die übrigen Truppen und die Landwehr waren noch nicht vollkommen organisirt, und das russische Hauptheer, 30,000 Mann stark, stand noch bei Kalisch.

Nun geschah während des Monats April nichts weiter von den Verbündeten. Blücher war darauf beschränkt,

mit seinem Heere Sachsen zu besetzen, um die Hülfsquellen dieses Landes zu benutzen und in steter Verbindung mit dem Heere Wittgenstein's zu bleiben. Schon am 30. März war er in Dresden eingezogen von dem Kerne des Volkes mit Jubel begrüßt, doch ohne daß sich Jemand an sein Heer anschloß. Er befreite daselbst die wegen politischer Gesinnungen Verhafteten und nahm bei mehreren Gelegenheiten die Freiheit der Presse gegen sächsische Behörden in Schutz. Die Immediat-Commission hatte sich über Blücher's Forderungen zum Unterhalt seiner Truppen beschwert; er fertigte sie durch ein Schreiben strafend ab, worin er erklärte, daß seine an Sachsen gemachten Forderungen weit unter dem seien, was er seinen preußischen Mitbürgern aufbürden müsse, und was diese, um ihrer zu erringenden Unabhängigkeit willen, ungeachtet sieben leidenvoller Jahre, gern und willig trügen. Dieses Schreiben ließ er in's Dresdener Wochenblatt einrücken, und zwar, weil die Immediat-Commission den Abdruck aus Furcht vor Beschämung zu hintertreiben suchte, unter Beaufsichtigung einer preußischen Wache. Aber schon am 2. April hatte Blücher Dresden wieder verlassen und seinen Marsch bis Altenburg fortgesetzt, wo er jedoch, durch höhere Befehle gehemmt, Halt machen mußte, zum großen Verdrusse des Helden. Der russische Feldmarschall Kutusow ließ nämlich die russische Hauptwacht noch immer nicht von Kalisch vorrücken, weil er, ein bloßer russischer Strateg, für in der Begeisterung des preußischen Volkes liegende Kraft durchaus keinen Begriff, und auf das wagliche Spiel, zu welchem es Blücher und die einsichtsvolleren Patrioten immer vorwärts trieb, nicht das geringste Vertrauen hatte, und darum erst die aus weiter Ferne heranziehenden Ersatztruppen abwarten zu müssen glaubte. Blücher, in seiner Ungeduld, wollte wenigstens

einzelne Reiterschaaren voransschicken, und diese kleinen Streifereien blieben nicht ohne glückliche Erfolge. Der schon aus dem Kriege von 1806 bekannte Major Helwig überfiel mit 120 Pferden am 13. April zu Langensalza ein bairisches Regiment von 1300 Mann unter dem General von Rechberg, zerstreute es und eroberte 5 Kanonen, Leute und Pferde. Elf Tage nachher sprengte derselbe bei Wanfried ein westphälisches Husaren-Regiment aus einander und brachte nebst 32 Gefangenen 50 Pferde als Beute davon. Mit einem Husaren-Commando von 80 Mann schlug der Major Blücher, des Feldherrn Sohn, die Avantgarde des General Souham dreimal durch Weimar, bis er sich endlich genöthigt sah, der Uebermacht zu weichen.

III. Die Schlacht bei Lützen.

Noch standen die Verbündeten allein, auf wenig mehr, als auf ihre eigenen, noch nicht ganz gerüsteten Streitkräfte angewiesen, und ihre Lage war daher um so bedenklicher, als der gehoffte Beitritt Oestreichs in Zweifel stand. Zwar hatte sich von andern Mächten Schweden bestimmt gegen Frankreich erklärt, und es waren am 25sten März bereits 8000 Schweden, die bis auf 30,000 Mann verstärkt werden sollten, zu Stralsund gelandet; aber noch wußte man nicht, wie weit die Politik Bernadotte's, des ehemaligen Feldherrn und Freundes Napoleon's, mit Preußen und Rußlands für den gleichen Zweck handeln würde. Auch von England durfte man kräftige Unterstützung an Geld und Kriegsbedarf, aber keine Truppenmacht erwarten. Dagegen war Napoleon

den Verbündeten an Streitkräften weit überlegen, weshalb man nicht ohne alle Furcht dem Ausbruche der Feindseligkeiten entgegensah und eben darum auch nichts Entscheidendes unternahm. Aber die einsichtvollsten Männer, wie Scharnhorst, waren der Ansicht, daß es bedenklich sei, durch irgend eine Maßregel, die sich als ein Zeichen von Furcht deuten ließe, die Hoffnungen und den Eifer der Völker zu entmuthigen, die man zu erheben bedacht war. Er wollte durchaus ein schnelles Vorrücken und eine entscheidende That, ehe Napoleon seine großen Heermassen aus Frankreich heranführte. Doch erst nachdem Kutusow in Folge einer Krankheit, die ihm am 28. April den Tod brachte, den Oberbefehl niedergelegt hatte, siegte auch bei dem Kaiser Alexander die Meinung Scharnhorst's; leider aber für den eigentlichen Zweck zu spät.

Schon hatten sich, wie man zuerst durch die Streifzüge der Blücher'schen Husaren erfuhr, große französische Streitermassen hinter dem Thüringer Walde gesammelt. Napoleon hatte Zeit gewonnen, mit seiner neugeschaffenen Kriegsmacht zu nahen; schon am 25. April war er in Erfurt angekommen. Er glaubte, die Verbündeten zögen auf der Straße von Altenburg nach Jena, um hier die Schmach von 1806 blutig auszulöschen, und gedachte, mit alter Kunst seine Gegner zu umgehen und von ihrer Heimath und ihren Hülfsquellen abzuschneiden. Am 29. April ging er bei Naumburg, der Vicekönig bei Merseburg über die Saale. Beide verbunden wollten auf Leipzig ziehen, von der Pleiße her das russisch-preußische Heer in den Rücken nehmen und seine Verbindung mit Dresden unterbrechen. Stand Wittgenstein, der neue Oberbefehlshaber der russischen Heere, noch mit York in Leipzig, so wurde er von der Masse erdrückt und der Untergang

Blücher's, der das Heer auf der Straße nach Jena führte, vorbereitet. Inzwischen aber hatte sich Blücher von Altenburg schon gegen Borna gewandt, von Leipzig, wo Kleist mit seinem Heerhaufen zurückblieb, nährte sich ihm Wittgenstein und York auf der Straße nach Pegau, über Rochlitz zogen die russischen Reserven von Dresden heran, mit ihnen Alexander und Friedrich Wilhelm. Diese Monarchen waren am 24. April mit großem Jubel auf's Feierlichste in Dresden empfangen worden. Die schönsten Mädchen hatten ihnen Blumen auf den Weg gestreut; die Zurufe des Volkes, das Geläute der Glocken hatten die Stimmung der Herzen ausgedrückt. Am 30sten hatten sie Dresden wieder verlassen. — Um den Rücken der Verbündeten zu decken, blieb General Miloradowitsch bei Zeitz stehen und beobachtete die Straßen von Naumburg und Camburg.

Die Verbündeten faßten nun den kurzen Entschluß, den Angriff des Feindes nicht erst abzuwarten, sondern den französischen Kaiser durch einen plötzlichen Ueberfall zur Schlacht und zur planlosen Vertheidigung zu zwingen. Napoleon ahnte von diesen Berechnungen der Verbündeten nichts und verließ am 1. Mai sein Hauptquartier zu Weißenfels, um die Ebenen von Leipzig zu gewinnen; gleichzeitig verließ der Vicekönig von Italien sein Hauptquartier zu Merseburg. Am Abend des 1. Mai lagerte Napoleon mit dem Haufen alter Garden, die dem russischen Winter entronnen waren, in Lützen; vorwärts bei dem Denkmale Gustav Adolph's stand die junge Garde in Beiwacht; die Dörfer rechts von der Straße, Rahna, Kaja, Groß- und Klein-Görschen, die am nächsten Tage Zeugen und Opfer des Kampfes werden sollten, hielt Marschall Ney besetzt; weiter rückwärts in der Gegend von Poserna lagerte Marmont, in der von Rossen Bertrand;

Oudinot war noch im Zuge auf Naumburg begriffen. Am weitesten vorwärts standen der Vicekönig und Macdonald schon zu Markranstädt, und Lauriston hatte die gerade Straße von Merseburg nach Leipzig eingeschlagen. In der Nacht desselben Tages zogen die Verbündeten ihre Streitkräfte zwischen Zwenkau und Pegau zusammen; auf diesen Punkten wollten sie am nächsten Morgen über die Elster setzen und Napoleon, der von ihrer Nähe nichts ahnte, auf seinem Zuge nach Leipzig überraschen.

Das französische Heer hatte in derselben Ordnung, in der es gelagert war, am 2. Mai seinen Marsch begonnen, von Naumburg bis gegen Leipzig bedeckte es die Straßen, der Angriff auf diese Stadt selbst war schon im Gange und Napoleon bis in ihre Nähe gekommen: da mit einem Male ertönte furchtbarer Geschützdonner auf dem rechten Flügel, beinahe im Rücken des französchen Heeres; es war in der Stellung, wo die Truppen Ney's die Nacht zugebracht hatten. Napoleon sah gerade durch sein Fernrohr nach Leipzig; dort focht Lauriston mit Kleist um den Besitz der Stadt. An der Seite des Kaisers hielt Ney. Dieser vernimmt die Kanonade und sprengt mit verhängtem Zügel auf seinen Posten. Napoleon's Blick wendet sich gleichfalls nach dieser Richtung. Bald entdeckt sein Auge im Grunde der Fläche mehrere Colonnen. Gleich darauf sprengen mehrere Adjutanten an; Rauchwirbel steigen aus den Dörfern mitten in der Ebene empor: es ist die ganze russische preußische Armee, es sind die Kanonen der Verbündeten. Sie hatten sich auf die Dörfer geworfen, die Ney's Heerhaufen noch immer besetzt hielt; ihr Plan war, auf die Straße von Lützen vorzudringen, die Franzosen vom Saalthale hinwegzudrängen, in ihren Rücken mit überlegener Reiterei zu fallen und sie gegen die sumpfigen Arme der verei-

nigten Pleiße und Elster zu treiben. Diesrr Plan scheiterte an drei Dingen: an dem unerwarteten Widerstande, den Ney in den Dörfern leistete; an der Besonnenheit und Kunst, mit der Napoleon, mitten im Zuge überrascht, seine Truppen herumwarf und aus der Marschordnung eine Schlachtordnung machte, endlich an der Ueberlegenheit der Franzosen an Zahl.

Doch schon waren die vier genannten Dörfer von den Verbündeten genommen, als Napoleon in eigener Person mit den Verstärkungen herankam. Jetzt entbrannte der Kampf auf allen Punkten zur größten Heftigkeit und ras'te auf dem engen Raume von etwa 1500 Schritten vier volle Stunden lang. Keiner wollte weichen: jeder Fußbreit Landes ward vertheidigt; doch behaupteten die Verbündeten das Schlachtfeld bis zum Einbruch der Nacht.

Beide Theile rühmten sich nun des Sieges. Napoleon hatte noch vom Schlachtfelde aus Couriere abgefertigt, die Siegeskunde nach Paris, durch ganz Europa und bis nach Constantinopel zu tragen. Aber auch die Preußen verkündeten die Schlacht als einen Sieg, und in Berlin und in den preußischen Städten wurden Dankgebete gehalten. Allerdings hatten die Preußen ein Recht, den Ausgang dieser Schlacht als ein ruhmvolles Ereigniß zn betrachten, da sie im glorreichsten Kampfe mit einem überlegenen Feinde errungen und behauptet worden war. Es hatten 70,000 Verbündete gegen 85,000 Franzosen gestritten. Die Verbündeten hatten 6 Kanonen erbeutet und 800 Gefangene gemacht, während Napoleon nicht ein einziges Siegeszeichen aufzuweisen hatte; seine Gefangenen waren nur die schwer verwundeten, die auf dem Kampfplatze zurückbleiben mußten. Selbst das Schlachtfeld, die verbrannten und verwüsteten Dörfer besetzte er erst am Morgen nach der Schlacht, als die Verbündeten sie ver-

lassen hatten. Somit war im Grunde die Schlacht eine unentschiedene, aber in ihren Folgen war sie für Napoleon ein Sieg, wiewohl ein theuer erkaufter. Er verlor 15,000 Mann an Todten und Verwundeten. Aber auch die Verbündeten hatten 10,000 Todte und Verwundete, unter ihnen die Preußen allein 8000; die Garden und die Freiwilligen von Berlin hatten vorzüglich gelitten.

IV. Die Schlacht bei Bautzen.

Nach der Schlacht bei Lützen gingen die Verbündeten über die Elbe zurück und bezogen eine halbe Meile hinter Bautzen ein Lager. Verstärkt durch den preußischen General Kleist mit seinen 5000 Mann und den von der Belagerung Thorn's angelangten 15,000 Russen unter Barclay de Tolly, hatten sie ihren Verlust aus der letzlen Schlacht wieder ausgeglichen, und beschlossen nun, in ihrer gegenwärtigen Stellung einen neuen Angriff des Feindes zu erwarten.

Doch auch Napoleon hatte seine Maßregeln getroffen, auf's Neue eine Schalcht zu liefern; denn die erwarteten Verstärkungen waren angelangt. So eröffnete er also am 20. Mai gegen Mittag den Angriff. Am Morgen hatten sich vier französische Armeecorps am Ufer der Spree aufgestellt, jedes auf dem vorgeschriebenen Posten. Der Uebergang über die Spree war die erste Operation. Der rechte französisch Flügel, unter dem Befehl des Herzogs von Reggio, schlug auf der Seite von Grabschütz, eine Stunde von Bautzen eine Brücke, drängte den Heerhaufen des russischen Generals Gottschakow vor sich her und rückte durch den Wald gegen die Hügel, welche zwischen Bautzen und Böhmen liegen. Der Herzog von Ta-

rent erstürmte den Uebergang über die steinerne Brücke, die nach Bautzen führte, und wandte sich hierauf rechts, um den Angriff des Herzogs von Reggio zu unterstützen. Unterwegs stieß er auf das Corps von Miloradowitsch, das diesen Theil des Schlachtfeldes vertheidigte. Unterhalb Bautzen, wo der Fluß eine Wendung macht, ließ der Herzog von Ragusa eine Gestellbrücke schlagen und setzte unter dem Feuer des General Kleist darüber. Endlich rückten die Garden und die Reserve in zweiter Linie, unter dem Befehl des Herzogs von Treviso, vor, während General Bertrand auf dem linken Flügel manövrirte, um die ganze Aufmerksamkeit des rechten Flügels der Verbündeten, unter dem Befehl des Generals Blücher, in Anspruch zu nehmen.

Der Marschall Herzog von Dalmatien führte bei diesem Theile den Oberbefehl. Er leitete die Uebereinstimmung zwischen den Bewegungen des den Angriff machenden Herzogs von Ragusa, der ihn mit der Garde unterstützte, und der General Bertrand, der ihm mit dem vierten Corps Beistand leistete. Napoleon hielt für seine Person an dem Ufer der Spree, unweit der Brücke des Herzogs von Ragusa, auf einem Hügel von wo er Alles übersehen konnte.

Schon gegen Mittag hatten die Franzosen, alle Terrain-Schwierigkeiten besiegend, die Linie der Spree hinter sich. Wo man die längste Vertheidigung erwartet hatte, erklärte sich für die Franzosen der Sieg zuerst, in Bautzen. Um 2 Uhr nahm die Division Compans, welche der Herzog von Ragusa rechts auf Bautzen geworfen, diese Stadt durch den glänzendsten Ueberfall. Die Voltigeurs setzten über Felsen am Fuße der Verschanzungen, welche die Stadt deckten. Der commandirende Officier der russische Batterie fiel durch einen Schuß, und die Battirie wurde im Sturm ge

nommen. Die Mauern und Wälle der Stadt wurden mit Leitern erstiegen und die darin befindlichen Russen gefangen gemacht. Indessen hatte der russische Heertheil links von der Stadt den überlegenen Kräften Oudinot's widerstanden; jetzt aber, als Abends 7 Uhr von Bautzen aus ein Corps in seine rechte Seite vorrückte, die äußerste Linie aber der Uebermacht schon gegen das Gebirge hatte weichen müssen, zog sich auch der Prinz von Würtemberg (er befehligte unter Miloradowitsch zunächst bei Bautzen) nach der Stellung des zweiten Treffens bei Klein-Jenkowitz zurück. Die Truppen des Herzogs von Tarent vertrieben Miloradowitsch von allen Hügeln zwischen Bautzen und dem Walde, und die Bataillone des Herzogs von Reggio standen auf allen Gipfeln der Berge. Die Kämpfer standen auf dieser Seite wie auf einem Amphitheater, welches das übrige Schlachtfeldt beherrschte. Der Wiederhall an den böhmischen Gebirgen verdoppelte den Donner des Geschützes in der Ebene; aus dem Dunkel der Wälder schimmerten die Blitze der Gewehre. Bald gingen sie vor- bald rückwärts, und das Auge konnte auf diese Art dem Wechsel des hartnäckigsten Kampfes folgen.

Auf dem steilen Gebirgsrande von Klein-Jenkowitz gegen Hochkirch sich festzusetzen, war das unermüdete Streben Napoleon's. Doch keiner Anstrengung gelang dies; immer wurden die stürmenden Franzosen wieder in ihre Schluchten herabgestürzt; bis gegen 10 Uhr währte hier der Kampf. Marmont war eben so im hartnäckigsten Kampf mit Kleist, welcher die Höhen von Burg besetzt hielt. Die Franzosen brachten hier so gewaltige Streitmassen in's Gefecht, daß Kleist bald Unterstützung bedurfte. Blücher sandte bereitwillig dem Hartgefährdeten 3000 Mann; er selbst, vom General Bertrand angegriffen, war noch stark genug

mit Geschütz und Fußvolk den General in den Engweg von Nieder-Gurka zurückzuwerfen. Als nach 4stündigem Kampfe die Dunkelheit zum Stillstand nöthigte, waren alle andern Stellungen des Vordertreffens in der Gewalt des Feindes: Blücher allein behauptete sich fortwährend in der seinigen, er stand noch auf denselben Hügeln, die er am Morgen inne hatte.

Der Preis der Tapferkeit aber an diesem Tage gebührt dem General Kleist und seinen ungefähr 5000 Mann Preußen und Russen. Er fügte den Feinden den größten Verlust zu. Alle Anstrenguugen der Franzosen, seinen rechten Flügel zu umgehen, scheiterten an dem glänzenden Widerstande, besonders einiger Bataillone von Ziethen's Brigade, die sich mit russischem und preußischem Geschütz auf den vortheilhaftesten Höhenpunkten festgesetzt hatte; ihr Geschütz schmetterte ganze Reihen der andringenden Franzosen nieder. So fürchterlich der Verlust derselben war, da sie dem Kartätschenfeuer völlig ausgesetzt waren, so mußten sie doch immer wieder auf's Neue die Höhen anstürmen, weil Napoleon den Besitz dieser Höhen als nothwendige Einleitung zur Schlacht betrachtete. Bis in die Nacht gegen 9 behauptete sich in ununterbrochenem Kampfe der tapfere Kleist, und wich erst hinter die Stückbetten bei Lütten, als Bertrand bei Nieder-Gurka durchzubrechen drohte, und Marmont weit in seiner linken Flanke auf den Hügeln von Nieder-Kayna sich festgesetzt hatte. Sa war die erste Linie der Verbündeten gesprengt, und das Resultat dieses ersten Schlachttages, der nur als Einleitung und Vorspiel der eigentlichen Schlacht anzusehen ist, war, daß zwar die Hauptstellung der Verbündeten uuberührt geblieben, aber die Höhen, welche ihre Avantgarde besetzt gehalten hatte, im Besitz der Franzosen sich befanden.

Am 21sten, mit Tagesanbruch, entbrannte der

Kampf auf's Neue, und zwar auf den linken Flügel der Verbündeten, wo Miloradowitsch und der Prinz Eugen von Würtemberg wieder von Oudinot angegriffen wurden. Napoleon's ganze Anstrengung schien gegen diese Seite der Verbündelen gerichtet, entweder um die Aufmerksamkeit derselben von dem Hauptangriffe abzulenken, oder, wenn es ihm gelänge, auch auf der linken Seite durchzubrechen, seine Gegner zu überflügeln und so den Sieg desto vollständiger zu machen. Bei der Lebhaftigkeit des Angriffs glaubten die Verbündeten die Absicht Napoleon's zu erkennen, durch den Wald und die Thäler von Cunewald zu brechen, um die Straße von Löbau abzuschneiden und Hochkirch zu umgehen. Gleich Morgens brachten sie schon ihre Verstärkungen nach dieser bedrohten Seite. Umsonst brachte Oudinot, um im Gebirge vorzudringen, das Leben seiner Tapfersten zum Opfer; immer wieder wird er zurückgeworfen; umsonst wetteifert die bei seinem Heerhaufen stehende baierische Division mit den französischen Divisionen: Miloradowitsch nnd Eugen von Würtemberg behaupten auf das Tapferste ihre Stellung, jeder Fußbreit gewonnenes Terrain kostet den Franzosen ungeheure Opfer. So wüthet hier der Kampf, während es im Mittelpunkte bis gegen Mittag bei nichtsentscheidenden Tiralleurgefechten bleibt. Da plötzlich erscheint der Marschall Ney mit einer Armee von 60,000 Mann, die er auf Napoleon's Befehl gegen die rechte Flanke und in den Rücken der Verbündeten führt. Diese Bewegung war entscheidend und konnte eine gänzliche Niederlage zur Folge haben; deshalb beschlossen die Verbündeten, die Schlacht abzubrechen, um mindestens den Rückzug zu sichern; aber dennoch war der Verlust für den Sieger größer, als für die Besiegten. Die Verbündeten verloren an Todten und Verwundeten etwa 12,000 Mann,

während Napoleon allein 18,000 Verwundete nach Dresden schaffen ließ. Auch waren ihm 12 Geschütze und 3000 Gefangene abgenommen worden, wogegen er, wie bei Lützen, kein einziges Siegeszeichen aufzuweisen hatte.

V. Der Waffenstillstand.

Unter beständigen, für die Franzosen stets nachtheiligen Gefechten setzten die Verbündeten ihren Rückzug bis Schweidnitz fort, und nahmen hier eine feste Stellung ein. In ihrem Lager befand sich der österreichische Gesandte Graf von Stadion. Oestreich hatte schon vor der Schlacht bei Bautzen einen Waffenstillstand in Vorschlag gebracht und Napoleon dies, als damit einverstanden, unterm 26. Mai den Verbündeten angezeigt. So kam denn am 4. Juni zu Poischwitz bei Jauer ein allgemeiner Waffenstillstand mit 6tägiger Aufkündigung zu Stande. Während dieser Zeit sollte zu Prag der Frieden unterhandelt werden. An demselben Tage (4. Juni) bestand der General Bülow gegen den Marschall Oudinot bei Luckau ein 11stündiges Gefecht, in welchem die Franzosen geschlagen wurden — Der König von Preußen und der Kaiser von Rußland bezogen vorläufig das Schloß von Peterswaldau; Napoleon aber ging zurück nach Dresden. Am 6. Juni kam auch der Kronprinz von Schweden nach Schlesien, um sich mit den verbündeten Monarchen über den künftigen Feldzug zu besprechen, falls die Fortsetzung desselben nöthig werden sollte.

Der Waffenstillstand war Bedürfniß für die Verbündeten und vom entschiedensten Vortheil für sie. Er ver-

schaffte ihnen die Möglichkeit alle ihre Kräfte zu entwickeln und in einem Verhältnisse sich zu rüsten, wie es weit über die Hülfsquellen **Napoleons** war. Der Kronprinz von Schweden konnte in dieser Zeit sich zu ihnen heranziehen. Oestreich, dessen Wunsch, Zeit zu gewinnen, bei dem Abschlusse des Waffenstillstandes besonders berücksichtigt worden war, konnte seine Rüstungen vollenden; der Verlust des preußischen Heeres konnte ergänzt, die Landwehr vollends bewaffnet, die ussischen Reserven heirangezogen, aus Oestreich und England Geschütz und Munition herbeigeschafft werden. England schickte in der That für 20,009 Mann Fußvolk Kleider, Waffen und Schießbedarf, 100 Stück Geschütz, eine Menge Betidecken und Schanzzeug und vollstädige Rüstung für 1000 Reiter. Schon früher hatte es Schweden gegen das Versprechen 30,000 Mann zum Besten der gemeinsamen Sache auf dem festen Lande zu unterhalten, eine Million Pfund Sterling zugesichert; ähnliche Verträge wurden jetzt mit Rußland und Preußen abgeschlossen. Jene Macht übernahm 160,000, diese 80,000 Mann gegen den gemeinschaftlichen Feind fortwährend zu stellen:] England dagegen an Preußen 666,666, an Rußland aber 1,133,333 Pfd, Sterl. Hülfsgelder für das laufende Jahr zu zahlen und die russischen Schiffe und Schiffsleute, die in den englichen Häfen lagen, zu unterhalten, wogegen aber diese gegen den Feind in allen Meeren und zu jeder nützlichen Unternehmung sollten gebraucht werden. Zugleich ward verabredet, ein Papiergeld unter dem Namen Bundesgeld, im Betrage von 5 Million Pf. Strl., zur Bestreitung der Kriegskosten auszufertigen. Erst sechs Monate nach dem Frieden sollte die Wiedereinlösung geschehen, von England zu drei Sechstheilen, zu zweien von Rußland und zu einem von Preußen. Ueberdies verpflichtet sich Rußland, noch 10,000 Mann

als eine deutsche Legion, zum Dienste Großbritanniens zu unterhalten, England aber jährlich für den Mann 10 Pfund und 15 Schillinge zu zahlen.

Am 17. und 18. Juni ward auf Befehl Napoleon's ein Theil des Lützow'schen Freicorps in Sachsen überfallen und gefangen genommen. — Am 28. Juni starb zu Prag der General von Scharnhorst an seiner in der Schlacht bei Lützen empfangenen Wunde.

Inzwischen war der östreichische Minister des auswärtigen Angelegenheiten Graf von Metternich auf erhaltene Einladung nach Dresden gekommen, und schloß nun hier am 30. Juni eine Uebereinkunft ab, in welcher Napoleon Oestreichs Vermittelung zum Frieden annahm. Darauf wurde der 5. Juli zur Eröffnung der Unterhandlungen in Prag bestimmt. Doch unter dem Vorwande, daß macherlei Förmlichkeiten noch nicht beobachtet seien, hielt Napoleon seinen Gesandten zurück, und dieser, der Herzog von Vicenza, erschien daher erst am 28. Juli in Prag. Der Waffenstillstand war in Folge dieser Zögerungen bis zum 10. August verlängert, aber auch diese Zeit verfloß unter nichtssagenden Streitigkeiten, und die Gesandten erklärten nun ihre Vollmachten für erloschen. Schon 8 Tage darauf erklärte Oestreich den Krieg an Frankreich.

Sollte nun der beginnende Kampf einigermaßen gleich sein, so mußte Napoleon's Genie gegen die materielle Uebermacht der Verbündeten in die Wage kommen. Preußen allein stellte 277,000 Mann, Oestreich 262,000 und Rußland 249,000; die Heeresmacht, welche von den Verbündeten unmittelbar gegen Napoleon auf dem Kampfplatz gestellt wurde, bestand aus 544,433 Mann mit 1639 Geschützen. Diese Massen waren in drei große Armeen abgetheilt. 1) Das Hauptheer in Böhmen war gebildet aus 150,000 Oestreichern und 80,000 Russen und Preußen unter

Wittgenstein und Kleist; den Oberbefehl führte der östreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg. Bei diesem Heere, durch welches der Hauptschlag geschehen sollte, befanden sich die verbündeten Monarchen. 2) Das Nordheer, 150,000 Mann stark, befehligte der Kronprinz von Schweden. Es war zusammengesetzt aus der schwedischen Macht und dem Grafen Stedingk, aus einem Corps Preußen unter Bülow und Tauenzien, aus einer Abtheilung Russen unter Winzingerode und Woronzow, aus der russisch-deutschen Legion, aus den Trümmern der Lützow'schen Freischaar, aus Mecklenburgern, Hanseaten, Hanoveranern und Engländern. Seine Bestimmung war, die Hauptstadt der preußischen Monarchie zu decken, aber auch bei der Schlacht nicht zu fehlen, welche die Hauptarmee an der Elbe zu liefern bestimmt war. 3) Das Schlesische Heer, gegen die anfängliche Absicht, nach welcher es nur 50,000 Mann stark sein sollte, auf 96,000 angewachsen, war gebildet aus 40,000 Preußen unter York und 59,000 Russen unter Langeron und Sacken. Dieses Heer führte 330 Kanonen mit sich. Zum Oberbefehlshaber war Blücher ernannt worden. Außerdem zogen sich 24,000 Oestreichet unter dem Fürsten Reuß bei Wels gegen Baiern zusammen; 50,000 unter Hiller im Steuermark gegen Italien; andere 60,000 Mann unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig unter als Reserve bei Preßburg und 57,000 Russen unter Bennigsen zur Unterstützung in Polen. Mehr als 100,000 Mann Belagerungstruppen schlossen überdies die in Feindes Hand befindlichen Festungen ein. Der allgemeine Plan für den neuen Feldzog war in einer geheimen Zusammenkunft zu Trachenberg ausgearbeitet und den Führern der drei großen Heere mitgetheilt worden.

VI. Die Schlacht an der Katzbach.

Blücher, Oberbefehlshaber der schlesischen Armee, sollte nach dem Trachenberger Kriegsplan noch einige Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes über Landshut und Glatz nach Jung-Bunzlau und Budin marschiren, um sich in kürzester Frist mit der östreischen Armee zu vereinigen; dabei sollte er so lange als irgend möglich jede Schlacht mit der feindlichen Hauptmacht vermeiden.

Nun war der Waffenstillstand am 10. August von den Verbündeten gekündigt worden, und es durften daher die Feindseligkeiten am 17. wieder ihren Anfang nehmen; aber Blücher wartete, seiner erhaltenen Instruction gemäß, diesen Tag nicht ab, sondern brach schon am 13. auf. Bald stand er an der Katzbach, gegenüber dem Marschall Macdonald, welcher von Napoleon den Auftrag erhalten hatte, den Feind in's Innere von Schlesien zurückzudrängen. Dadurch sah sich Blücher in seinem Marsche aufgehalten und verhindert, sich mit der verbündeten Armee in Böhmen zu vereinigen; er beschloß daher, den Feind am 26. August anzugreifen. Zwar waren die übrigen Generale nur theilweise für den Angriff gestimmt; aber Blücher beharrte bei seinem Entschluß und sandte den Chef seines Generalstabes, den einsichtsvollen Gneisenau, zur Beobachtung und Beurtheilung der Schritte des Feindes ab. —

Mit Ungeduld erwartete der Oberfeldherr den General zurück. Dieser berichtete, daß die Franzosen über die Katzbach gekommen, um, wie es schiene zuerst anzugreifen; jedoch wäre ihr Marsch höchst sorglos, und man könnte sie leicht überraschen. Schnell ertheilte Blücher, von Gneisenau's Rath unterstützt, die nöthigen Befehle.

Sacken sollte auf Eichholz marschiren; York mit zwei Brigaden zwischen Christianshöhe und dem Thalrande der wüthenden Neiße in Colonnen unaufhaltsam vordringen, eine Briagade zur Verbindung mit dem Langeron'schen Corps und die vierte in Reserve behalten; Gneisenau eilte nach Christianshöhe, um den Taubenberg mit Geschütz besetzen zu lassen, jedoch war ihm Sacken schon zuvor gekommen.

Blücher durchritt während dessen die Reihen der Preußen zwischen Triebelwitz nnd Berechtelshof. In allen seinen Zügen malte sich die Freude, daß es nun endlich zur Schlacht kommen werde. Es war das erste Mal, daß er als Oberfeldherr an eines ganzen Heeres Spitze stand, um den Kampf zu lenken. Er war sich bewußt, daß er an diesem Tage einen zweifachen Sieg zu erringen habe. „Kinder, heute gilt's!" rief er den schlaagfertigen Schaaren zu: „Ihr sollt beweisen, ob Ihr Euren König und Euer Vaterland liebt! Da ist der Feind — auf! zeigt Euch als wackere Preußen!" Während er noch sprach, erdröhnte plötzlich der Donner des Geschützes auf dem Taubenberge: der Feind hatte die wüthende Neiße überschritten und ward nun von einem mörderischen Kugelregen begrüßt. Jetzt war der rechte Augeublick gekommen. „Nun Kinder," fuhr Blücher fort, „habe ich genug Franzosen herüber! nun vorwärts!" — und mit dem stürmischen Rufe: „Es lebe der König!" setzten sich die Truppen in Bewegung.

Der Feind, unerwarteter Weise angegriffen, ließ durch seine Artillerie den Gruß der russischen und preußischen Geschütze kräftig erwiedern. Wegen des wellenförmigen Bodens und des in Strömen herabstürzenden Regens, welcher gleich einem Nebel die Luft verdunkelte, bemerkte er das rasch anrückende preußische Fußvolk nicht eher, als

bis es dicht vor ihm stand. Da begann das französische Fußvolk den Angriff. Der starke Regenguß hinderte aber das Losgehen der Gewehre, und man kämpfte daher mit dem Bajonnet oder schlug mit den Kolben darein. In diesem mörderischen Handgemenge zeigten die Preußen große Tapferkeit und Ausdauer; unterstützt durch eine Batterie auf dem linken Flügel, rückten sie unaufhaltsam vor, drängten den Feind zurück und eroberten die Dörfern Schlaupe und Oberweinberg. Blücher befand sich immer mitten im Gefecht. In dem Augenblicke sprengte feindliche Reiterei heran. Da man wegen des fortwährenden Regens noch immer nicht feuern konnte, so zog sich das preußische Fußvolk schnell in feste Massen zusammen, um in dieser Weise den Angriff der feindlichen Reiter abzuwarten und so lange auszuhalten, als nöthig und möglich war. Blücher ließ die preußische Reiterei zu Hülfe rufen und sandte an Sacken den Befehl, dem Feinde zwischen Eichholz und Jenkowitz in die linke Flanke zu fallen. Bevor beides ausgeführt werden konnte, gingen jedoch sehr unerfreuliche Nachrichten von Grafen Langeron ein. Dieser nämlich, in der Meinung, daß Blücher keine Schlacht annehmen, sondern, sobald der Feind Ernst mache, den Rückzug befehlen werde, hatte im Voraus fast sein ganzes Geschütz in der Richtung auf Jauer zurückgesandt, und als er angriffen wurde, nirgends großen Widerstand geleistet, vielmehr nach und nach seine besten Stellungen geräumt, erst des Dorf Seichau, dann eine Anhöhe dahinter, und endlich auch das Dorf Hennersdorf. Ferner erhielt Blücher die Meldung, der Feind sei auch bei Schlaupe über die Neiße gegangen, habe Geschütz erobert und bedrohe das York'sche Corps im Rücken. „Schon wieder im Rücken!“ fuhr der Held auf und sandte sofort die Reserve des York-

schen Heertheils gegen Schlauphof und Schlaupe ab, um die eigene Flanke zu decken und zugleich den Theil der feindlichen Armee welcher den Langeron'schen Heertheil zurückdrängte, in der linken Flanke zu beunruhigen. Blücher selbst zog den Säbel, stellte sich an die Spitze der Reiterei, rief: Vorwärts! und stürmte so ungestüm auf die feindliche Cavallerie ein, daß letztere sogleich geworfen wurde. Die Verfolgenden geriethen zwar selbst in Gefahr, weil sie im Gefecht sich zu sehr aufgelös't hatten; allein die auf Blüchers Befehl von Sacken abgesandte russische Reiterei fiel zur rechten Zeit dem Feinde in die Seite, und die letzten preußischen Cavallerie-Regimenter, welche nun ebenfalls anlangten, thaten auch das Ihrige. Unter lautem Hurrah und frohem Kriegsgeschrei jagte man den Feind vor sich her, unaufhaltsam nach der Katzbach und dem Gebirge zu. Da ward der Sieg für die Verbündeten entschieden. In den Schluchten des Neißethales, jenseits Nieder-Krain, geriethen die Fliehenden in gänzliche Verwirrung. Es war Abend geworden, tiefes Dunkel deckte das Land; mit ungeschwächter Kraft stürzte der Regen hernieder; die Gebirgsflüsse waren zu Strömen angeschwollen und hatten alle Brücken und Stege fortgerissen. Vergebens suchten die Franzosen nach Uebergängen. Tausende stürzten daher in die tobenden Fluthen, und diese waren unrettbar verloren. Die wüthende Neiße besonders verschlang zahllose Opfer, und was ihr entging, fand größtentheils in der Katzbach seinen Untergang.

Am 31. August rückte nun das schlesische Heer vom Bober bis an die Queis vor, und so war Schlesien vom Feinde befreit. Am 1. September wurde zu Löwenberg, wohin Blüchers Hauptquartier gekommen war, ein feierlicher Dankgottesdienst gehalten, worauf der alte, ruhmgekrönte Feldherr in einer Proclamation seinen Truppen

anzeigte: daß „103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, Feldschmieden und Mehlwagen, 1 Divisionsgeneral, 2 Brigadegenerale, eine große Anzahl Obersten, Stabs- und andere Officiere, 18,000 Gefangene, zwei Adler und andere Trophäen'' in ihre Hände gefallen seien.

VII. Die Schlacht bei Großbeeren.

Noch einige Tage früher, als Blücher an der Katzbach, hatte der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee die Schlacht bei Großbeeren geschlagen. Die Aufgabe dieses Feldherrn war nach dem Trachenberger Kriegsplan die: 15 — 20,000 Mann gegen die Franzosen bei Lübeck und Hamburg zu stellen, dann mit einer Streitmacht von ungefähr 70,000 Mann in die Gegend von Treuenbrietzen zu marschiren, um sich bei Ablauf des Waffenstillstandes nach der Elbe zu bewegen, darauf diesen Fluß zwischen Torgau und Magdeburg zu überschreiten und endlich die Richtung auf Leipzig einzuschlagen. Außerdem sollte er Berlin vor einem feindlichen Ueberfalle decken.

Am 22. August befand sich die Armee bereits in der Gegend von Potsdam, Saarmund, Ruhldorf, Gütergotz, 2c., und war für den folgenden Tag auf eine Schlacht vorbereitet. An diesem Tage, den 23. trat das ganze Heer Morgens 7 Uhr unter die Waffen, und stand nun in zwei Treffen so in Schlachtordnung, daß Ruhlsdof vor der Frontlinie lag und der linke Flügel bis Heinersdorf reichte. Der rechte Flügel, das russische Corps Winzingerode's, stand hinter Gütergotz und deckte die Straße von Philippsthal nach Zehlendorf. Unmittelbar daran stieß das Centrum, die schwedische Armee auf dem Windmühlenberge von

Ruhlsdorf. Den linken Flügel nahm das dritte preußische Armeecorps des Generals Bülow ein, und zwar die Brigaden Hessen-Homburg und Kraft im ersten Treffen, die Brigade Thümen als Reserve dicht vor dem Dorfe Heinersdorf. Entsendet auf dem rechten Flügel waren die leichten Reitercorps Tschernitscheff's zu Treuenbritzen und Beelitz, und das Corps des Generals Hirschfeld zu Saarmund; auf dem linken Flügel, und zwar eine halbe Stnnde von der Hauptstellung, das Reservecorps des Generals Tauenzien bei Blankenfelde und Diedersdorf, den äußersten linken Flügel der Schlachtordnung bildend; auf dem Marsche begriffen war die Brigade Borstell von Mittenwalde nach dem Schlachtfelde, um auf dem linken Flügel des dritten Corps zwischen Lichtenrade und Heinersdorf aufzumarschiren und sich mit dem rtchten Flügel an die Brigade Thümen zu lehnen; die Brigade des Generals Wobeser endlich marschirte von Buchholz nach Baruth.

Der Marschall Oudinot, statt entweder mit dem 7. und 12. Corps auf Großbeeren, oder mit dem 4. und 12. gegen Blankenfelde vorzudringen und zu versuchen, einen der Flügel der Verbündeten zu umgehen und den Kronzuprinzen zu nöthigen, Berlin bloßzuben schickte das 4. Corps auf Blankellfelde, das 7. auf Großbeeren, das 12. anf Ahrensdorf.

Es war zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags, als sich der General Tauenzien, auf dem äußersten linken Flügel bei Blankenfelde stehend, plötzlich angegriffen sah. Die Franzosen eröffneten ein lebhaftes Feuer, welches Tauenzien aus vier sehr vortheilhaft aufgestellten Kanonen erwiedern ließ; dennoch blieb es hier bei einem gewöhnlichen Plänklergefecht. **Bertrand** mit dem 4. französischen Armeecorps versuchte nämlich von Jühnsdorf her gegen Blankenfelde und Die-

dersdorf vorzudringen, da dies aber nicht gelang, so stellte er um 2 Uhr die Kanonade ein und zog sich wieder auf Jühnsdorf zurück. Dagegen war Reynier mit dem 7. Corps, als der Kanonendonner des 4ten Corps erscholl, aus der durch Großbeeren nach Berlin führende Straße vorgerückt. Er fand das letzgenannte Dorf nur schwach besetzt, erstürmte es, nahm die den ganzen Raum bis Heinersdorf beherrschenden Höhen ein, bepflanzte sie mit zahlreichem Geschütz, schob sich zwischen die preußischen Heerhaufen und drang in der Seite von Tauenzien vor. So drohte er die ganze preußische Schlachtordnung zu zerreißen und sich den Weg nach Berlin zu öffnen.

In dieser bedenklichen Lage beschloß der General Bülow, den Feind anzugreifen und Großberen um jeden Preis wieder zu nehmen.

Im Sturm schritten die Colonnen gegen Großbeeren vor, und 60 Geschütze vor der Fronte und auf beiden Flügeln begannen eine fürchterliche Kanonade, die jedoch von den, dem französischen 7. Armeecorps zugetheilten Sachsen lebhaft erwiedert ward. Bald aber war das Dorf Großbeeren durch die Granaten der Preußen in Brand gerathen und loderte in Flammen auf, während die Kanonen der Sachsen Bespannung und Bedienung verloren. Da befahl Bülow den allgemeinen Angriff mit dem Bajonnet, vielleicht, weil der Regen die Gewehre nicht abfeuern ließ, oder weil er das Laden zu langsam fand. Im Stumschritt gingen die Preußen vor, drangen in die feindlichen Haufen und kämpften nun Mann an Mann im gräßlichsten Handgemenge, den Gegner durchbohrend mit dem Bajonnet oder ihn zerschmetternd mit dem Kolben. Das Colberg'sche Regiment allein nahm so 5 Kanonen und 400 Gefangene. Großbeeren ward wieder erstürmt, aber hinter dem Dorfe wüthete der Kamdf noch furcht-

barer fort, als zuvor. Unter dem General Sahrer von Rahr drangen abermals sächsische Haufen vor, um das Dorf den Preußen zu entreißen. Mit höchster Erbitterung fochten hier Sachsen gegen Preußen, und ein entsetzliches Würgen und Morden begann zwischen deutschen Landesbrüdern. Den anführenden Major des sächsischen Regiments Lecoq hieb ein preußischer Offizier dicht vor den Fahnen zusammen, General Sahrer selbst wurde von einem Bajonnet durchstochen. „Drauf! drauf! keinen Pardon!“ scholl es unablässig aus den preußischen Haufen. Jetzt kam auch die Reiterei, da ihr der Weg geöffnet ward zum Einhauen. Es war für die Sachsen, wie für die Franzosen auf dieser Seite kein Halt mehr. Wie Reynier von Bülow, so ward Bertrand von Tauenzien zurückgeschlagen, Oudinot aber welcher bis jetzt gegen das Centrum des feindlichen Heeres, wo die Schweden hielten, nichts ausgerichtet hatte, gab, die allgemeine Schlacht vermeidend, Befehl zum Rückzuge. Eilig setzte er diesen fort, bis er sein verschanztes Lager bei Wittenberg erreichte; hinter ihm her rastlos die Preußen, Bülow und Tauenzien, Orurk mit der ganzen leichten russischen Cavallerie und der tapfere Helwig mit seinen Schwadronen. Die Schlacht und die Verfolgung gab bis zum 28. August gegen 7000 Gefangene, mehr als 40 Kanonen und große Vorräthe in die Hände der Sieger. Den größten Theil dieses Verlustes aber hatte der Heerhaufen des Generals Girord erlitten, der von Magdeburg aus vorgedrungen war, um dem Nordheer in die Seite und in den Rücken zu fallen. Durch den eiligen Rückzug Oudinot's bloßgestellt, wurde Girard am 27. August am hellen Tage in seinem Lager bei Lübnitz von den Preußen unter Hirschfeld und einer Abtheilung russischer Reiterei unter Tschernitscheff überfallen. Hirsch-

feld gewann 2000 Gefangenen, 8 Kanonen und eine Menge Gepäck; Tschernitscheff 1500 Gefangene. Mit spärlichen Trümmern, kaum ein Drittel seines Corps, kam Girard in eiliger Flucht nach Mageburg zurück.

So war der ganze Zug gegen Berlin mißlungen und der preußische Waffenruhm neu verherrlicht. Berlin verdankte seine Rettung allein dem vaterländischen Heere. Die Landwehr hatte gleich tapfer gefochten wie die Linie, und die „Kreuzbauern" wie die Landwehr spottweise nach den blechernen Kreuzen auf den Mützen von den Franzosen genannt wurden, hatten diesen Namen zu einem Schrecken für die Feinde gemacht.

VIII. Die Schlachten von Dresden und Kulm.

Napoleon war nach Ablauf des Waffenstillstandes gegen Blücher nach Schlesien gerückt, und die Verbündeten entschlossen, den französischen Kaiser über die Elbe zu drängen, hatten den Marsch der böhmischen Hauptarmee gegen Dresden gerichtet. Allein, schon hatte Wittgenstein den Marschall St. Cyr aus seiner Stellung bei Pirna vertrieben und ihn genöthigt, sich zurückzuziehen, als Napoleon von dem Vorhaben der Verbündeten Kenntniß erhielt und aus Schlesien nach Dresden aufbrach. Um so mehr war es nothwendig, den Angriff auf diese Stadt zu beschleunigen, aber die Verbündeten standen davon ab, weil die Truppen zu ermüdet schienen. Der französische Kaiser war dagegen am 25. August zu Stolpen angekommen, wollte bei Pirna über die Elbe gehen,

Pässe wegnehmen und sich zwischen das große Heer und Böhmen werfen; aber in der Nacht von der Gefahr Dresdens unterrichtet, das sich ohne seinen Beistand auch keinen Tag länger halten konnte, trug er nur dem Marschall Vandamme auf, über Pirna nach Peterswalde vorzudringen und den Verbündeten die gerade Straße nach Böhmen zu verlegen. Um 10 Uhr Vormittags den 26. August in Dresden eingetroffen, sah Napoleon, wie ihn die Verbündeten bereits in einem Halbkreise umgaben und sich enger und enger zusammenzogen, um ihn einzuschließen. In der That eröffneten diese Nachmittags 4 Uhr den Angriff, und es entwickelte sich schnell der heftigste Kampf. —

Nun kamen über die Bürger Dresdens in Wahrheit die Schrecken, die sie schon seit dem Rückzuge St. Cyr's von Pirna in der Vorahnung geängstigt hatten. Im weiten Bogen rückten die Verbündeten wie zum Sturme heran, vor ihnen her mehr als 100 Kanonen. Immer heftiger entbrannte das Gefecht und ward von beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit unterhalten. Napoleon hatte geboten, seiner Leute nicht zu schonen, sondern die feldflüchtigen Haufen mit Kanonenschüssen von den Wällen der Stadt wieder in das Gefecht zurückzutreiben. Aber die Stärke der Verbündeten siegte. Der große Garten, ein Hauptbollwerk, ward genommen, die vorgerückten Verschanzungen erobert oder durch das Vordringen nutzlos. Vom Pirnaer bis zum Freiberger Schlage war Gefecht unter den Thoren; die Verbündeten standen in den Vorstädten und unter den Mauern der Stadt; zerplatzende Kugeln tödteten die Einwohner in den Straßen und unter den Thüren ihrer Häuser. Dresden selbst brannte an mehreren Orten, eben so die Dörfer im Umkreise. In diesem Augenblicke öffneten sich die Thore nach Wilsdruff,

und die von Napoleon zum Angriff geordneten Schaaren drangen hervor. Ihre Erscheinung wirkte, wie alles Unerwartete zumal im Moment eines scheinbar gewissen Sieges. Der Marschall Mortier, der die Truppen auf der Pirnäer Straße gegen Wittgenstein und Kleist führte, nahm alles Verlorene wieder, selbst den großen Garten, erstürmte den Windmühlenberg bei Striesen und zwang den rechten Flügel seiner Gegner, in der Stellung zurückzukehren, aus der er zur Schlacht vorgeschriten war. Minder glücklich waren die Franzosen gegen den linken; sie eroberten zwar Cotta wieder, doch in Löbda behauptete sich ein östreichischer Heerhaufen. Aber mit dem Vordringen war es auch auf dieser Seite zu Ende. Allmählig zogen die Vərbündeten auf den Höhen zurück, die sie vor der Schlacht inne gehabt. Um 9 Uhr in der Nacht endete das Gefecht. War aber der Tag für das verbündete Heer heiß und mühevoll gewesen, so bot auch die Nacht ihm weder Erholung noch Stärkung. Gegen Mitternacht ergoß sich ein heftiger Platzregen, die Wachtfeuer erloschen, und der Soldat, unter freiem Himmel auf dem aufgeschwemmten Boden ruhend, hatte nicht einmal zur Labe Speise und Trank.

Ungeachtet die Einnahme Dresdens nicht mehr zu hoffen und die Zerstörung der Stadt, die sie nicht wollten, nicht einmal möglich war, setzten die Verbündeten am folgenden Tage den Kampf doch fort. Nichts war Napoleon erwünschter. Er wollte eine große Schlacht schlagen, um über Prag nach Wien zu marschiren. In eigener Person hatte er in der Nacht bei dem Scheine der Wachtfeuer und brennenden Dörfer die Stellung der Verbündeten erforscht und Alles zur Schlacht angeordnet.

Auf allen Punkten zugleich begann das französische Heer den Angriff. Murat spielte die Hauptrolle.

Er war beordert, den linken Flügel der Verbündeten, den Napoleon als den schwächsten Punkt ihrer Stellung erkannt hatte, zu umgehen und ihn ganz von der Straße nach Freiberg abzudrängen. Die östreichische Linie, die diesen Flügel bildete, war zu ausgedehnt für ihre Kräfte; noch immer fehlte der Heerhaufen Klenau's, für eine Reserve an Reiterei war nicht gesorgt, der Feind aber an Cavallerie unendlich überlegen und diese Ueberlegenheit um so wirksamer, weil der Regen dem Fußvolke nicht einmal zu feuern erlaubte. Die Dörfer, worin die einzige Stärke der östreichischen Stellung lag, gingen eins um das andere verloren, und als Murat Corbitz erstürmt hatte, war die ganze Schlachtordnung der Oestreicher zerrissen. Nichts blieb denen, die unter dem Grafen Weißenwolf zunächst der Weißeritz standen, zur Rettung übrig, als ein mühsamer Rückzug durch die Schluchten des Plauenschen Grundes; was aber jenseits Corbitz nach der Elbe zu sich befand, wurde von Reiterei umringt, getödtet, zerstreut, der größte Theil, über 6000 Mann, mit zwei Generalen gefangen. Die Niederlage des linken Flügels der Verbündeten war entschieden.

Was Murat gegen den linken, that Mortier gegen den rechten Flügel der Verbündeten mit ähnlichem Glück. Nur der Mittelpunkt, wo Kleist, Colloredo und Chasteller mit ihren Heerhaufen und den preußischen und russischen Garden standen, blieb gegen jeden Angriff unerschüttert. Dennoch war an einen günstigen Ausgang der Schlacht jetzt nicht mehr zu denken. Da ward gemeldet, daß der General Ostermann, den Wittgenstein zur Vertheidigung des Uebergangs über die Elbe bei Königstein zurückgelassen hatte, der überlegenen Macht Vandamme's hatte weichen müssen; der Uebergang war erzwungen, Pirna verloren, das russische Heer auf dem Rückzuge nach

der Peterswalder Straße. Gelang es dem Feinde, vor der großen Armee das Egerthal zu erreichen, so drohte ihr der Untergang. Zugleich kam die Nachricht daß Mürat, nachdem er den einen Theil des linken Flügels aufgetrieben, nun auch dem andern das gleiche Schicksal drohe. Schnell wurde der Rückzug beschlossen. Napoleon's Genie hatte die Schlacht gewonnen gegen die an Zahl überlegene, aber auf ungünstigem Terrain fechtende Armee der Verbündeten. Napoleon selbst war den Seinen mit dem Beispiel unerschüteerlichen Heldenmuthes und kühner Todesverachtung in dieser Schlacht vorangegangen. Vom Regen durchnäßt kehrte er, des Sieges gewiß, Abends 6 Uhr in seinen Palast zurück.

Der Verlust der Verbündeten an Todten, Verwundeten und Gefangenen an beiden Schlachttagen wird zu 12,000 Mann angegebebn; auch fielen dem Feinde 26 Kanonen und 130 Munitionswagen in die Hände. Dieser zählte indeß nur 4000 Todte und Verwundete; doch gingen die Früchte des Sieges bei Dresden bald wieder verloren.

Nach der Anordnung des Fürsten Schwarzenberg zog, was von Oestreichern am rechten Ufer der Weißeritz stand, auf den Straßen von Dippoldiswalde nach Dux und Brixen zurück, die Truppen am rechten Ufer zum größten Theil über Marienburg nach Commotau; Barclay de Tolly mit den Russen und Preußen sollte die Straße über Dohna und Peterswalde nach Töplitz einschlagen. Allein der russische Oberfeldherr, aus Besorgniß vor den Bewegungen Vandamme's bei Pirna, nahm gleichfalls die Richtung nach Dippoldiswalde. Es war ein Glück, daß der General Ostermann, obgleich angewiesen, dem Hauptheere sich anzuschließen, dennoch standhaft die große Straße über Peterswalde nach Töplitz verfolgte. Er erwog

die Größe der Gefahr für das ganze Heer, wenn vor ihm der Feind das Thal der Eger erreichte, und hoffte, wenn ihm auch Vandamme von Pirna aus die Straße schon abgewonnen, dennoch durch seine Schaaren den Weg sich zu bahnen. So geschah es auch. Dreimal stießen die Russen auf vorgedrungene feindliche Haufen; und dreimal in den Engpässen von Zahiste, am Gieshübel und bei Hellendorf eröffneten sie sich mit dem Bajonnet die Straße. So immer kämpfend erreichten sie endlich am 28. Abends Peterswalde.

Seit 3 Tagen hatten die russischen Truppen unter dem Prinzen von Würtemberg, vereinigt mit den Garden unter Ostermann's Oberbefehl, mit einer Standhaftigkeit und Ausdauer gefochten, die ihnen die Bewunderung der Nachwelt für alle Zeiten sichert: sie hatten alle Anstrengungen des ihnen mehr als doppelt überlegenen Feindes, ihnen die Rückzugslinie abzuschneiden, durch stürmische Tapferkeit vereitelt, hatten darauf mit ihrem Blute jeden Fußbreit Landes vertheidigt, das Vordringen des ungestümen Vandamme aufgehalten und dadurch den in den Schluchten des Erzgebirges marschirenden Colonnen des Hauptheeres eine unschätzbare Zeit gewonnen. So Großes aber vollbracht war, mußte das Größere gewagt, mußte mit einer fast um die Hälfte verringerten Macht gegen den inzwischen neuverstärkten Feind der äußerste Kampf gekämpft und bis auf den letzten Mann gefochten werden, um die Ebene von Kulm zu halten, weil die meisten Gebirgsstraßen hier ausmündeten und die nach Teplitz marschirenden Heertheile, wenn Vandamme siegte, verloren gewesen wären. Ostermann erwog die Wichtigkeit der Aufgabe, wie die Größe der Gefahr, und faßte den heldenmüthigen Entschluß, dem Feinde bei Kulm bis auf die letzten Mann, bis auf die letzte Kanone Widerstand zu leisten.

Mit grauendem Morgen befahl er der Garde, von Peterswalde nach Nollendorf zu marschiren, wo sie auf der Höhe eine Stellung nahm und die vorliegende Gegend mit Scharfschützen besetzte. Der Prinz von Würtenberg deckte diese Bewegung mit dem zweiten Corps und vertheidigte sich gegen den vordringenden Feind Schritt für Schritt. Bald entbrannte das furchtbarste Gefecht. Zweimal waren die Franzosen auf dem Punkte durchzubrechen, zweimal wurden sie wieder zurückgeworfen. Schon war die russische Garde fast ganz aufgerieben, Ostermann selbst verlor den Arm durch eine Kanonenkugel, und nur mit Hülfe einer Unterstützung, welche der König von Preußen in der äußersten Noth von Töplitz persönlich herbeirief, wurde für diesen Tag der Paß behauptet. Vandamme blieb bei Krotzwitz, ohne jedoch den Berg besetzen zu lassen, von dem seine Truppen herabgekommen waren. In der Nacht brachte ihm der General Haxo die Meldung, daß die Marschälle Marmont und St. Cyr morgen im Stande sein würden, ihn mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen. Voll Vertrauens hierauf träumte Vandamme schon von dem Marschallsstabe, den ihm Napoleon verheißen, falls es ihm gelänge, den Verbündeten den Rückzug nach Böhmen abzuschneiden und sie in seine Gewalt bekommen.

Inzwischen trafen die verbündeten Feldherren Anordnungen, die ihm den Untergang bringen sollten. Früh Morgens am 30sten setzten sich östreichsche, russische Heerhaufen von Töplitz aus in Bewegung, überwanden die Gebirgspässe und griffen Vandamme an, dessen Centrum noch auf den vortheilhaften Höhen von Kulm stand, während sein rechter Flügel sich an die waldigen und steilen Abhänge des Gebirges lehnte, und die linke die waldige Kuppe zwischen Neudorf und der

Ziegelhütte und die letzten Abfälle des Strissower Berges besetzt hielt.

Mörderisch von den Divisionen Colloredo und Bianchi und der russischen Reiterei unter Knorring angegriffen, kämpfte er bald nicht mehr um den Sieg, sondern um die Behauptung seiner Stellung bis zum Mittag; da erschien plötzlich von der Seite, wo Vandamme es am wenigsten vermuthet hatte, statt des erwarteten Generals St. Cyr zu seinem Schrecken ein neuer Feind im Rücken des französischen Heeres.

Es war Kleist mit seinen Preußen, der zur Schlacht gerufen, den kürzesten, aber kühnsten und mühevollsten Weg von allen, von Fürstenwalde aus direct üaer den Kamm des Gebirges, gewählt hatte und bei Nollendorf in das Thal hinabstieg.

Jetzt waren die Franzosen von allen Seiten eingeschlossen. Es gab für sie keinen Rückzug mehr; die einzige Straße, auf der er geschehen konnte, war in der Gewalt der Feinde. Vorn von den Russen, auf den Seiten von deu Oestreichern, im Rücken von den Preußen bedrängt, sahen sie nichts vor sich, als Flucht, Tod oder Gefangenschaft. Im verzweifelten Anfall gegen die herabziehenden Preußen versuchten sie den Berg hinan die Straße sich zu öffnen, doch gelang dies nur einigen zerstreuten Haufen und einem Theil der Reiterei, der wüthend auf der Straße nach Nollendorf durchbrach, die vordersten Truppen des Kleistschen Corps niederritt und sogar über einige Batterien wegjagte. Noch am folgenden Tage sah man einzelne in den wilden Schluchten umherirren. Der übrige Theil der Armee wurde getödtet oder gefangen. Zwei Adler, zwei Fahnen alle Wagen mit Gepäck und Schießbedarf, 81 Kanonen, 10,000 Gefangene, und unter diesen nicht nur die Generäle Haro Guyot und Heimbrodt, sondern selbst der Oberfeldherr Vandamme, fielen in die Hände der Sieger. Ei-

nes der schönsten französischen Armeecorps war somit vernichtet, welches Napoleon abermals einen sehr fühlbaren Verlust zufügte.

Aber auch der Verlust der Verbündeten war an beiden Tagen der Schlacht bei Kulm nichts weniger als gering. Die Russen hatten am 29. August 6000 Mann verloren, die theils geblieben, theils schwer verwundet waren. Zu diesen Letzteren gehörten außer dem General Ostermann noch einige andere Officiere höheren Ranges. Am 30. betrug die Zahl der Todten und Verwundeten 3316 Mann, und zwar 816 Oestreicher, 1500 Preußen und 100 Russen.

Vandamme ward nach Rußland abgeführt und hatte auf dem Wege dahin durch Böhmen und Schlesien viel zu dulden. Diese Niederlage Vandamme's bei Kulm stimmte den Jubel der Franzosen über den Sieg bei Dresden tief herab, um so mehr, als zu gleicher Zeit die Nachricht vom Siege Blücher's an der Katzbach und von dem des Nordheeres bei Groß-Beeren eintraf.

IX. Die Schlacht bei Dennewitz.

Trotz des Verlustes der Schlacht bei Großbeeren gab Napoleon den Plan nicht auf, Berlin zu nehmen, vielmehr beschloß er die Ausführung dieses Lieblingsgedankens um jeden Preis, und übergab deshalb die bisher vom Marschall Oudinot befehligte Armee dem Marschall Ney, als dem muthigsten seiner Heerführer. Dieser ergriff nun augenblicklich die Offensive und verließ das verschanzte Lager bei Wittenberg. Ihm gegenüber stand der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee, und zwar so, daß die Schweden, Russen und das Hirschfeld'sche Corps bei Rabenstein den rechten Flügel, Bülow bei Kurz-Lipsdorf das Centrum, Tauenzien auf den Höhen von Jüterbog den linken Flügel bildeten.

Am 6. September um 8 Uhr Morgens brach der Marschall Ney mit seinem Heere auf. Das 4. Corps des Generals Bertrand marschirte eine halbe Stunde weit voraus und hatte die Bestimmung, als linker Flügel Jüterbog zu umgehen, so wie die Bewegungen der beiden übrigen Corps zu verdecken. Das 7. Corps des Generals Reynier marschirte als Centrum gegen Rohrbeck. In der Entfernung einer Stunde rückte das 12. Corps des Marschalls Oudinot als rechter Flügel in der Richtung von Oehna vor. Die Reiterei des Divisionsgenerals Arrighi folgte sämmtliche Colonnen nach.

Der furchtlose Oberfeldherr hatte nicht für nöthig gehalten, die Gegend recognosciren zu lassen, daher bewegte sich die französische Armee wie im tiefsten Frieden, und als gälte es einen bloßen Parademarsch. Die Sorglosigkeit aber mußte die Ursache werden, daß eine Schlacht verloren ging, deren Ausgang unter andern Umständen für die Franzosen vielleicht ein Sieg geworden wäre; denn das dritte preußische Armeecorps des Generals Bülow stand bei Eckmannsdorf und zwar so daß die sechste Brigade den rechten Flügel, die vierte den linken und die dritte die Reserve bildete, die Cavallerie aber nach Dalichow vorgeschoben war. Bülow, der den Feind marschiren sah, glaubte in jedem Augenblick entdeckt und angegriffen zu werden; allein die genaueste Beobachtung gab ihm die Gewißheit, daß man ihn gar nicht in so gefahrdrohender Nähe ahne, sondern den Angriff gegen den General Tauenzien beschlossen habe. Daher faßte Bülow den Entschluß, dem Feinde in die Flanke und Rücken zu fallen, und erließ die erforderlichen Befehle, während er einen Adjutanten entsendete, den Kronprinzen von Schweden dringend zu bitten, die Brigade Borstell bei Köpnick ablösen und schleunigst nachrükken zu lassen.

Inzwischen war der General Tauenzien bereit

vom 7. französischen Corps des Generals Bertrand angegriffen, und obwohl zu schwach, um seine Stellung lange zu behaupten, vertheidigte er sich dennoch mit einem Heldenmuthe, der seinen Namen unsterblich gemacht und ihn mit dem strahlenden Glanze des Ruhmes umgeben hat. Vier volle Stunden kämpfte er gegen eine doppelt überlegene Macht und wich nicht von seiner Stelle, fest entschlossen, dem Feinde jeden Fußbreit Landes theuer zu verkaufen. Eine erhöhte Stimmung herrschte unter den Truppen. Als der erste Kanonendonner von den Höhen das Beginnen der Schlacht verkündet, hatte eben lustig blasend ein Feldpostillon die Botschaft von dem großen Siege des schlesischen Heeres an der Katzbach gebracht. Diese Nachricht erregte ein allgemeines Jubelgeschrei und steigerte die Kampflust der Preußen bei Jüterbog: sie wollten nicht hinter ihren Waffenbrüdern an der Katzbach zurückbleiben. Abwechselnd wurde Terrain gewonnen und verloren, schon hatte Tauenzien's Geschütz fast seine ganze Munition verschossen: da im entscheidenden Augenblick erschien Bülow. Er war, ohne die Ordre des Oberfeldherrn abzuwarten, vom linken Flügel in Schlachtordnung abmarschirt. Tauenzien zu Hülfe. Der unter Bülow befehligende General Thümen mit seiner Division war der erste, der heran kam, um Tauenzien Luft zu machen. Auf Kanonenschußweite traten seine Batterien in Wirksamkeit. Die Reiterei, im raschen Anlauf zersprengten die feindlichen Schaaren. Da machten die Franzosen auf der Höhe hinter Nieder-Görsdorf gegen Thümen Front und brachten durch ein vernichtendes Kartätschenfeuer vier Bataillone aus der Linie zum Weichen. Thümen selbst sprengte gegen die Weichenden an. „Ein Hundsfott, wer nicht folgt und noch einen Schritt zurückgeht!" rief er laut, und die Bataillone standen, ordneten sich schnell, und

in wildem Hurah ging es wieder vorwärts. Bülow sandte bedeutende Verstärkung. Die russische Batterie unter dem Oberst Dietrichs brachte das französische Geschütz zum Schweigen. Mit gefälltem Bajonnet drangen die preußischen Landwehrmänner ins Dorf. Um die Häuser, um die Scheunen ward gekämpft. Zwischen das vierte und zwölfte feindliche Corps warf Bülow große Massen, um sie zu trennen. Ein heftiger Wind jagte den bestürzten Franzosen so dichten Staub und Pulverdampf ins Gesicht, daß sie nicht hundert Schritte weit vor sich sehen konnten. Fast wäre Ney gefangen wrrden, nur das wilde Hurrahgeschrei der Kosaken unterrichtete ihn von der Gefahr, welche ihn durch die Nähe des Feindes in wenigen Secunden so leicht hätte ereilen können.

Von Nieder-Görsdorf vertrieben, setzte sich der Feind in Dennewitz. Auch dieses Dorf ward erstürmt, eben so Rohrbeck. Dieser Ort selbst ging in Flammen auf. Die Franzosen und Sachsen unter Bertrand und Reynier hielten nirgends mehr Stand, der Rückzug dieses Flügels des Ney'schen Heeres gestaltete sich zur unaufhaltsamsten Flucht.

Aber was Ney auf dieser Seite verloren hatte, wollte er auf der andern gewinnen. Er zog das zwölfte französische Corps unter Oudinot, das bis jetzt nicht in's Gefecht gekommen war, herbei, und schickte ihn in die rechte Seite Bülow's. Schon ermatteten hier durch die neuen Anstrengungen die preußischen Krieger, der Feldherr hatte seine letzten Truppen in's Gefecht geführt, schon wich dieser Flügel des Bülow'schen Heeres zurück; der Kampf war zu ungleich, das feindliche Geschütz zu überlegen, der Augenblick der Entscheidung nahe: da kam endlich Borstell's Division heran; wider den Befehl des Oberfeldherrn hatte er von seiner Stellung bei Kropstädt, von welcher dieser

ihn nicht früher hatte entlassen wollen, den kürzesten Weg nach dem Schlachtfelde gewählt. Sein Geschütz, von vier schwedischen und russischen Stückbetten unterstützt, brachte das feindliche Feuer zum Schweigen; Bülow gebot zugleich einen allgemeinen Angriff; der Feind wich auf allen Punkten zurück. Die Schlacht war entschieden, als vollends der Oberfeldherr mit der Hauptmacht erschien.

Die letztere war in größter Eile von Rabenstein bis Jüterbog, 5 deutsche Meilen weit, vorgerückt; 49 Bataiclone Fußvolk und 40 Schwadronen Reiterei mit 218 Kanonen zogen nun im Abendglanze, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele schlagfertig auf den Kampfplatz, den preußischen Haufen folgend, die den besiegten Feind vor sich hertrieben. Sie wurden nur noch Zuschauer des blutigen Tagwerks, das die Preußen vollbracht hatten, die aber auch jetzt, wie früher im Kampfe, in der Verfolgung des weichenden Feindes nicht rasteten. Anfangs zogen sich die Franzosen in guter Ordnung zurück; als aber die russisch-preußische Reiterei freies Feld gewann, lös'ten ihre wüthenden Anfälle den Rückzug des Feindes in die wildeste Flucht auf. Kaum bei Torgau vermochte er seine zerstreuten und erschrockenen Schaaren zu sammeln. Ney selbst schrieb an den Commandanten zu Wittenberg: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee, sie versagt mir den Gehorsam, sie hat sich in sich selbst aufgelös't?“

Ein Bericht des Kronprinzen von Schweden giebt den Verlust des Feindes an Todten, Verwundeten und Gefangenen zu 16—18,000 Mann, und den an Artillerie zu 60 Geschützen an. 400 Pulverwagen, alles Gepäck und 4 Fahnen fielen in die Hände der Sieger.

Aber auch die Sieger hatten schwere Einbuße erlitten. Das dritte preußische Armeecorps des Generals Bülow zählte 24 getödtete und 180 verwundete Officiere, und

die Zahl der gebliebenen und verwundeten Soldaten betrug 5989. Das Corps des Generals Tauenzien hatte am 2. und 6. September einen Verlust von mehr 100 Offizieren und 3000 Soldaten an Todten und Verwundeten erlitten.

X. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Immer näher rückte der große und heilige Augenblick, in welchem das Schwert die Zukunft Europa's entscheiden sollte, denn schon standen die Verbündeten auf dem Punkte, ihre sämmtlichen Streitkräfte zu vereinigen, um endlich durch ihre Uebermacht den Kaiser Napoleon zu erdrücken. Daß diese Hoffnung in Erfüllung gehen werde, daran durfte man kaum noch zweifeln, indem die Verbündeten bisher jedem vernichtenden Schlage ausgewichen waren und jetzt nicht blos ihren Feind in einem großen Halbkreise umgaben, sondern auch seine Rückzugslinie bedrohten. Bei diesem Stande der Dinge galt es indeß eine allgemeine Schlacht, mörderisch und blutig, wie keine andere seit Jahrhunderten — das wußte man; aber für die erhabensten Güter, für Völker- und Menschenrechte die entscheidenste.

Während des Monats September war es den Verbündeten durch vorsichtige Operationen gelungen, den Kaiser Napoleon zu zwingen, eine Stellung einzunehmen, die er freiwillig kaum gewählt haben würde, weil ihm, der stets gewohnt war, anzugreifen, jetzt nichts mehr übrig blieb, als sich auf Leben und Tod zu vertheidigen, oder die Herrschaft über Deutschland freiwillig aufzugeben. Das letztere zu thun, ließ sein Stolz nicht zu, also beschloß er das erstere; und festgebannt an Sachsen, mußte er jetzt auf Leipzigs Gefilden sein

Heil versuchen. Dazu hatte nun die Stunde bereits geschlagen; denn schon unterm 14. October hatte der Fürst Schwarzenberg als Oberbefehlshaber der verbündeten Armee die Disposition zur Schlacht erlassen, und Napoleon konnte daher nicht mehr im Zweifel sein, welchen Entschluß er zu wählen habe.

Am 16. October endlich, Morgens zwischen 8 — 9 Uhr, geschah von Schwarzenberg der Angriff, wie verabredet, in einem großen Halbkreise, der von Connewitz an der Pleiße auf der äußersten Linken bis über Liebertwolkwitz auf dem rechten Flügel sich erstreckte. Gegen das Dorf und gegen Dölitz zog Meerveldt, auf der äußersten Rechten stand Kienau mit einer preußischen Abtheilung unter Ziethen und den Kosaken des Hetmans Platow; in der Mitte richtete, jenem zunächst, Kleist seine Anstrengungen gegen Mark-Kleeberg, und an ihn sich anschließend, Wittgenstein die seinige gegen Wachau. Hinter diesen bei Gehren stand Rajevsky mit den russischen Grenadieren, noch weiter zurück bei Magdeborn die russischen und preußischen Garden, und links von ihnen bei Zöbigker jenseits der Pleiße unter dem Prinzen von Hessen-Homburg der östreichische Vorbehalt, in der That zu entfernt bei plötzlichen Gefahren. Dies war die Stellung der Hauptarmee, welche die Schlacht von Wachau schlug. Aber an demselben Tage wurden drei verschiedene Schlachten geliefert: die zweite jenseits der Pleiße und Elster, im Westen Leipzigs bei Lindenau, wo der östreichische General Gyulay dem Grafen Bertrand den einzigen Paß abzukämpfen versuchte, der dem französischen Heere noch zum Rückzuge offen war; die dritte im Norden der Stadt zwischen der Elster und Parthe bei Möckern von Blücher, gegen Ney und Marmont. Schwarzenberg gegenüber stand Napoleon selbst.

Den rechten Flügel bildete Poniatowsky, an ihn

schloß sich im Mittelpunkt der Marschall Victor an, und auf dem linken Flügel stand Lauriston. Rückwärts bei Probstheida hielt die alte Garde unter Curial und die vier Abtheilungeu der jungen Garde unter den Marschällen Oudinot und Mortier; links von ihnen zwischen Stötteritz und Holzhausen der Marschall Macdonald zur Deckung des linken Flügels, der keinen Stützpunkt hatte; und am weitesten rückwärts an den sogenannten Straßenhäusern der Marschall Augerau.

Die Schlacht begann mit äußerster Heftigkeit unter dem Feuer von mehr als 1000 Kanonen. Bald hörte man einzelne Schüsse nicht mehr; die Fenster klirrten in Leipzig unaufhörlich; die Erde erbebte; die ältesten Soldaten erinnerten sich keines so anhaltenden und furchtbaren Geschützdonners. Auf der ganzen Linie drangen die Verbündeten vor, nur gegen Connewitz waren ihre Anstrengungen fruchtlos; sie brauchten alle Waffen. Das Fußvolk griff mit dem Bajonnette an, die Reiterei hieb in die französischen Vierecken, das Geschütz warf die Brustwehren der Dörfer nieder, die den Zugang zur Stellung des Feindes verwehrten. Die Franzosen konnten dem ersten Andrange nicht widerstehen: selbst Napoleon wich zurück und die Dörfer fielen einen Augenblick in die Gawalt seiner Gegner Nun aber entwickelten sich jene Massen, die bis jetzt im Mittelpunkte der französischen Stellung gehalten hatten: Macdonald mit seinem Heertheile, zwei Abtheilungen der jungen Garde unter Mortier und die Reiterei unter Sebastiani zogen auf den linken Flügel, Lauriston zu Hülfe; zur Stärkung des Mittelpunktes bei Wachau wurden zwei andere Abtheilungen der junge Garde unter Oudinot, die Reiterei von Latour-Maubourg und 150 Stück aufgespartes Geschütz abgesandt; Curial mit der

alten Garde wandte sich gegen Connewitz zur Unterstützung Poniatowsky's. Es war die Absicht Napoleon's, zugleich den Mittelpunkt der Verbündeten zu durchbrechen und ihren Flügel zu umgehen.

Als so der Feind überall hin Unterstützungen sandte und zu entscheidenden Schlägen sich vorbereitete, zogen auch die Verbündeten ihre Verstärkungen heran. Rajevsky mit seinen Grenadieren, zu beiden Seiten russische schwere Reiterei, stellte sich hinter der Schäferei Auenhain, Wachau gegenüber, auf; von Zöbigker aber zog ein Theil des östreichischen Vorbehalts über die Pleiße bei Gaschwitz, die Abtheilung Bianchy über Gröbern Kleist zu Hülfe, die Grenadiere unter Weißenwolf nach dem Mittelpunkte. Es war die höchste Zeit, denn eben hatte der Feind Wachau im Sturm zurückerobert und drang rechts und links von diesem Dorfe in bedeutenden Massen vor. Schon war französische Reiterei bis gegen Gröbern gekommen, hinter ihr starke Vierecke von der Garde zu Fuß, als General Nostitz mit den geharnischten östreichischen Reitern sich auf sie warf, jene über den Haufen stürzte und in das Fußvolk einhieb. Unaufhaltsam drang die Abtheilung Bianchy vor, lös'te bei Mark-Kleeberg die ermüdeten Preußen unter Kleist ab und satzte fortan auf dieser Seite dem Vordringen des Feindes ein Ziel. Desto heftiger waren seine Anstrengungen gegen den Mittelpunkt. Es mochte drei Uhr sein, als ein Haufe französischer Reiter unter Latour-Mauburg, unvermuthet rechts von Wachau hervorstürmend, die russische Schlachtlinie durchbrach, die das Fußvolk deckende Reiterei, noch ehe sie sich bilden konnte über den Haufen warf, und, an Gossa vorheistürzend, nur noch einige hundert Sritte von dem Hügel entfernt war, auf dem Alexander und Friedrich Wilhelm III. den Gang der Schlacht beobachten, um dieselbe Zeit war auch Liebertwolkwitz wieder

verloren, die Schwedenschanze, von der aus Klenau jenen Ort bedrohte, von Macdonald erstürmt worden, Klenau selbst bis nach Groß-Päsna und Fuchshain zurückgewichen, und Macdonald bereitete sich vor, ihm hier in den Rücken zu ziehen.

Dies war der Angenblick, in welchem Napoleon dem Könige von Sachsen den errungenen Sieg melden ließ, und befahl, zu dessen Feier in Leipzig und der Umgegend die Glocken zu läuten. Aber der Himmel fügte es anders. Versäumte die kühne Reiterei, welche im Sturme bis hinter die Schlachtordnung vorgedrungen war, durch gleiche Kühnheit und Eile den Sieg zu vervollständigen; war sie durch die Heftigkeit des Anfalls selbst in Unordnung gerathen, oder fehlte es ihr nur an Unterstützung: sie ward jetzt ihrerseits wieder geworfen. Diesen Ruhm erwarben die Kosaken von der russischen Leibgarde unter Dolov-Denisow; sie bildeten die einzige Bedeckung ihres Kaisers in der Schlacht; sie waren die einzige Reiterei, welche die Monarchen zur Hand hatten; so groß war die Gefahr. Im Sturm eroberten sie von 26 verlorenen Kanonen 24 wieder zurück und hielten den Feind so lange auf, bis andere Truppen herbeikamen und ihn völlig zurückdrängen halfen. Dieser Angriff und die Tapferkeit des Fußvolks, welches, sogleich in Vierecke geordnet, den Muth nicht verlor, gewährte Rettung im entscheidenden Moment. Damit aber die Gefahr nicht wiederkehre, zogen die russischen und preußischen Garden an Gossa heran; auch die Grenadiere unter Weißenwolf traten ein, und der Rest des östreichischen Vorbehalts wandte sich gegen Mark-Kleeberg.

Napoleon aber gab die Hoffnung noch nicht auf, den entflohenen Moment wieder zurückzuführen. Er verdoppelte seine Massen und seine Anstrengung gegen

den Mittelpunkt, ließ die Schäferei von Auenhain stürmen und die Höhen von Gossa besetzen. Umsonst. Jene ging wieder verloren, und das Dorf vermochte er nicht zu überwältigen. Die Schlacht kam zum Stehen. Ein Gleiches geschah auf dem rechten Flügel. Dort hatte Platow mit seinen Kosaken den General Sebastiani in dem Versuche, Klenau zu umgehen, aufgehaten. Darauf entbrannte der heftigste Kampf um Seifartshain (auf der Straße nach Fuchshain) und Groß-Pösna, ohne daß sich die Franzosen in jenem Dorfe zu halten vermochten. Auf dem linken Flügel traf die Verbündeten noch ein Unfall. Auf ihn hatte Schwarzenberg Anfangs den Erfolg der Schlacht berechnet. Er sollte auf dem kürzesten Wege über Connewitz nach Leipzig vordringen, Napoleon in den Rücken gehen und ihn von der Stadt abschneiten. Dieser Angriff ward aber nicht genugsam unterstützt, und Wald, Sumpf und Wasser legten ihm nicht geringere Hindernisse in den Weg, als die glänzende Tapferkeit Poniatowsky's mit seinen Polen. Umsonst mühten sich die Oestreicher gegen die Brücke von Connewitz ab, andere versuchten einen Uebergang bei Lösnig; endlich fand sich, spät am Abend, bei Delitzsch eine Furth über die Pleiße. Aber als ein Heerhaufe unter Meerveldt überging, ward er von der alten Garde unter Curial geworfen, der Feldherr verwundet, sein Pferd wurde erschossen, er stürzte, wurde umringt und gefangen, Von nun an war auch hier die Hoffnung zum Vordringen verschwunden. So währte die Schlacht bis zur einbrechenden Dunkelheit; man kämpfte nicht mehr um zu siegen, was schon unmöglich war, sondern um eine Stellung zu vertheidigen deren Behauptung vor einer Niederlage bewahrte.

Die andere Schlacht wurde bei Lindenau geschlagen. Der österreichische General Gyulay sollte den

Franzosen Lindenau, das die Straße von Erfurt beherrscht, entreißen, und eben dann wäre ihnen der letzte Ausweg zum Rückzuge abgeschnitten gewesen. Bertrand vertheidigte diesen entscheidenden Posten. Er hatte seine Anstalten mit großer Umsicht gemacht. Durch vier Erdwürfe, in deren jedem 10 bis 12 Kanonen standen, wurde Lindenau vertheidigt. In einem Halbzirkel zogen sich diese Aufwürfe um das Dorf. Die beiden Hauptbatterien waren rechts der Straße von Kleinzschocher nach Lindenau und links an der Straße nach Merseburg. Nur von dem Leutscher Pfarrholze her konnten die Oestreicher sich dem Dorfe nähern.

Vormittags 11 Uhr griff Gyulay in drei Colonnen von Kleinzschocher und Schönau her im Sturme an. Leutsch wurde genommen. Erst in den mit Mauern umgebenen und mit Schießscharten versehenen Gärten von Lindenau sammelten sich die Franzosen, zweimal stürmten die Oestreicher diese Stellung, aber sie war zu vortheilhaft, sie wurden jedesmal zurückgeschlagen. Das Gefecht lös'te sich in ein fruchtloses Plänkeln auf, das an der Luppe hin den ganzen Tag fortdauerte. Lindenau gerieth mehrmals in Brand; nichtsdestonoch behauptete es Bertrand standhaft. Nichtsdestoweniger wäre für die Franzosen Alles verloren gewesen, wenn Gyulay nur die Brücken, deren er sich bemächtigt hatte, gesprengt hätte. Aber Gyulay hatte weder Befehl, Lindenau ernsthaft zu behaupten, noch die Brücke zu sprengen, um die Franzosen nicht zum Widerstande der Verzweiflung zu treiben.

So standen die Sachen auf diesen beiden Seiten. Napoleon wurde unter tausendstimmigem Vivatrufe von den Seinen als Sieger begrüßt; aber was er hier gewonnen, hatte er auf der Nordseite von Leipzig gegen Blücher zweifach verloren.

Einen schnellen Angriff auf der Nordseite durch Blücher hatte Napoleon gar nicht erwartet. Hier standen die Marschälle Ney und Marmont mit geringer Heeresmacht, welche die Bestimmung hatte, die voreilende Avantgarde Blücher's so lange aufzuhalten, bis es bei Güldengossa, Auenhain und andern Orten zur Entscheidung gekommen wäre. Nachtheilig war den Franzosen ihre geringe Truppenzahl, welche durch mehrere Unfälle noch vermindert ward. Reynier mit seinen Truppen war noch zurück, und Souham, erst zur Pleiße abgerufen, weil man Blücher's Angriff entweder gar nicht oder auf einer andern Seite erwartete, und dann wieder zum Gefecht an der Parthe zurückgesandt, verlor seine Zeit auf dem Marsche. Blücher lieferte zwei Gefechte, wovon das eine zwischen Langeron und Ney bei Wetteritsch Statt fand. Letzterer ward, um eine Verbindung mit dem Marschall Marmont zu verhindern, von Langeron bis an die Parthe zurückgedrängt. Der Hauptschlag aber war bei Möckern zwischen Marmont und York.

Von dem Besitze des Dorfes Möckern, wo York sich postirt hatte, hing augenscheinlich des Tages Entscheidung ab. Unter eigener Anführung des Marschalls Marmont stürmte hier der Feind auf die Preußen los. Trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr mußten sie endlich das Dorf verlassen; aber mit gestärktem Muthe drangen sie bald von Neuem gegen dasselbe vor, gewannen es wieder, mußten abermals weichen, nahmen es zum dritten Male und schienen es zum dritten Male räumen zu müssen. Blücher hatte zwar, sobald er seine linke Flanke unbedroht wußte, an Sakken den Befehl gesandt, eiligst vorzurücken; aber diese Hülfe konnte erst nach einer Stunde eintreffen, und dann war es Abend und zum Siege zu spät. York war also auf sich und seine Tapfern angewiesen. Mäch-

tig entbrannte das Heldenfeuer in seiner Brust. Er wollte und durfte sich den Sieg nicht entreißen lassen. Seine letzte Reserve-Brigade rief er heran, und als sie angelangt war, gab er Befehl zum allgemeinen Angriff. Officiere und Soldaten wurden von seiner Begeisterung ergriffen und zum Heldenmuthe angespornt. In und neben Möckern drangen sie im Sturmschritt vor, mit gefälltem Bajonnet. Aus 50 Kanonen sandte Marmont Tod und Verderben in ihre Reihen; aber sie schritten unaufhaltsam über die Leichen der Gefallenen hin. Des Feindes ganze Macht warf sich ihnen entgegen; aber sie wankten keinen Augenblick. Ein mörderisches Handgemenge begann, ohne daß sich der Sieg auf diese oder jene Seite neigen wollte. Aber plötzlich flogen, von preußischen Granaten getroffen, im Gedränge des Feindes einige Pulverwagen in die Luft. Die dadurch entstehende Verwirrung benutzend, stellte York sich augenblicklich an die Spitze der Reiterei, stürmte mit derselben unaufhaltsam auf die schwache Stelle ein und ritt und hieb Alles nieder, was sich in den Weg stellte. Nicht minder wacker drang das Fußvolk nach, und der Kampf war entschieden. Die Franzosen, überall geworfen, zogen eilig und nicht ohne Unordnung zurück. Die Verfolgung jedoch konnte nur schwach betrieben werden, denn die Sieger selbst waren zu sehr ermüdet, und Sacken sowohl, wie St. Priest trafen zu spät ein.

Der Yorksche Heertheil war an diesem blutigen Tage von 21,000 auf 13,000 Mann zusammengeschmolzen. Des Feindes Verlust war nicht geringer, und Marmont hatte überdies 2000 Gefangene, 43 Geschütze, eine Menge Pulverwagen, zwei Fahnen und einen Adler der Kaisergarde den Siegern überlassen müssen. Auch Langeron erbeutete von Ney 11 Kanonen.

Das waren die Ereignisse vom 16. October. In der Nacht bildete die Menge der Freilager und Leipzig ein Feuermeer. Eutritzsch, Möckern, Mark-Kleeberg, Dölitz, Liebertwolkwitz Seifartshain, Gröbern und Wachau standen in Flammen

Am 18ten ruhte das böhmische Herr, es erwartete neue Verstärkungen, welche, durch schlechte Wege oder andere Umstände auf dem Marsche aufgehalten, sich nicht vor dem 18ten erwarten ließen; dies war der Heertheil des Fürsten Colloredo, die polnische Armee unter Bennigsen und das Nordheer des Kronprinzen von Schweden zusammen über 100,000 Mann. Dieser Masse neuer Feinde hatte Napoleon an solchen, die noch nicht gefochten hatten, nur das 12,000 Mann starke Corps unter Reynier entgegenzustellen.

Während so das böhmische Heer am 14ten unthätig blieb, kämpfte die schlesische Armee unter Blücher an an diesem Tage einen heißen Kampf der die Vertreibung des Feindes vom rechten Ufer der Parthe bezweckte und dahin endete, daß das Unternehmen vollkommen glückte, theils auch dazu beitrug, daß die Verbündeten am 18ten die Entscheidung gewannen.

An diesem Tage war die Stellung der französischen Armee folgende. Das 8te Corps unter dem Marschall Poniatowsky stand auf dem äußersten rechten Flügel zu Lösnig, Dölitz und Connewitz und wurde vom 4ten Cavallerie-Corps unterstützt; links schloß sich das Corps des Marschalls Augereau an und hatte die Lösniger Teiche besetzt; das Corps des Marschalls Victor stand bei Probsthaida; das Corps des Generals Lauriston bei Stötteritz. Dies war der rechte Flügel, über welchen der König Murat befehligte. —

Das Centrum bestand aus dem Corps des Marschalls

Macdonald und war bei Holzhausen und Zuckelhausen aufgestellt und vom 2ten Cavallerie-Corps unterstützt. — Den linken Flügel bildete das Corps des Marschalls Marmont und stand bei Schönfeld, das Corps des Divisionsgenerals Souham bei Neutch und der Theklakirche, das Corps des Divisionsgeneral Reynier bei Paunsdorf und zu beiden Seiten der Wurzener Straße. Die Division Dombrowsky und die Reiterei des Divisionsgenerals Arrighi waren zur Vertheidigung der nördlichen Vorstadt von Leipzig aufgestellt. Den Oberbefehl über diesen Flügel führte der Marschall Ney.

Auf der andern Seite waren die Streitkräfte der Verbündeten in sechs großen Heersäulen aufgestellt und zwar so, daß die böhmische Armee, allein drei Heersäulen bildend, ungefähr geordnet blieb wie am 16. October, d. h. die erste unter Gyulay behauptete noch immer Kleinzschocher und beobachtete die Straße von Lindenau; die andere unter dem Prinzen von Hessen-Homburg zog gegen Connewitz; die dritte, gebildet aus den Truppen von Kleist und Wittgenstein und den vereinigten Garden unter dem Oberbefehl Barclay de Tolley's gegen Probstheida; endlich das polnische Heer unter Bennigsen, verstärkt durch Abtheilungen Oestreicher und Preußen unter Bubna, Klenau und Ziethen, wandte sich gegen das Centrum unter Macdonald und dehnte sich auf der äußersten Rechten bis gegen Paunsdorf aus. Zum Angriff auf den linken Flügel war das Nordheer und die schlesische Armee bestimmt.

Es war am 18. October Morgens um 8 Uhr, als die böhmische Hauptarmee den Kampf eröffnete. Der Prinz von Hessen-Homburg erstürmte Dölitz, Dösen und Lösnig, Kleist und Wittgenstein die Schäferei Meisdorf und die Zügelhütte; Bennigsen Holzhausen,

Macdonald wurde von ihm bis nach Stötteritz zurückgedrängt. Von allen Seiten drangen die Verbündeten unaufhaltsam und rasch, jedoch mit großem Verlust und jeden Schritt mit Blut erkaufend, bis an die Hauptstellung des Feindes vor. Hier aber, wo Massen gegen Massen stürmten, die einen um so eifriger kämpften, weil sie den schon begonnenen Sieg vollenden wollten, die andern, um nicht Alles zu verlieren, hier war der Kampf unerhört und gräßlich. War die Siegesbegierde, der Racheburst, die Begeisterung und die auf sie gestützte Tapferkeit der Verbündeten groß, so war die Todesverachtung, der Heldenmuth der Franzosen und ihrer Freunde bewunderswerth. Unerschüttert behauptete Poniatowsky mit seinem kleinen Polenhaufen, zur rechten Zeit von den Garden unter Oudinot unterstütz, Connewitz, jeden Angriff schlug er zurück, und erregte Schwarzenberg selbst für seinen linken Flügel Besorgnisse, so daß er vom Heertheile Gyulay's Truppen zur Hülfe heranzog.

Der eigentliche Mittelpunkt des französischen Heeres, von dessen Behauptung sein gesicherter Rückzug abhing, war Probstheida, ein Kirchdorf, fünf Viertelstunden von Leipzig gegen Südosten gelegen, mit vier Eingängen. Die Gärten des Dorfes sind meistens mit Lehmmauern umgeben, und in dieselben hatten die Franzosen zur bequemen Vertheidigung, besonders nach Süden hin, viele Schießlöcher gemacht. Große Massen standen zwischen Stötteritz und Probstheida. Auf diese trafen um 2 Uhr Nachmittags die Schaaren der Verbündeten.

Eine ungeheure Kanonade eröffnete den Kampf. Prinz August drang vom Süden her in's Dorf. Pirch's muthige Streitgenossen überkletterten im Westen die Mauern. Die erstere Brigade begrüßte jedoch ein so

mörderisches Kartätschenfeuer, daß sie zerrissen zurückwich. Pirch in der Flanke eben so mörderisch beschossen, mußte gleichfalls weichen. Hinter dem Dorfe sammelten sich indeß die Zerstreuten auf's Neue und stürzten mit gefälltem Gewehre wieder hinein, die Franzosen mit dichten Massen ihnen entgegen. Nun entstand das wüthendste Handgemenge. Die Preußen wurden von den Russen unterstützt. Viermal vorwärts dringend und viermal zurückgeworfen bereiteten sie sich eben zu neuem Anlaufe, als Napaleon selbst in gestrecktem Galopp von der Tabacksmühle, wo er sich bisher aufgehalten, nach Probstheida heransprengte.

Mortier mußte sogleich mit zwei Divisionen der jungen Garde zu Viktor's Unterstützung vorgehen, und 150 Kanonen schmetterten furchtbarer als zuvor, den Tod in die Reihen der Russen und Preußen. Die Kaiser von Rußland und Oestreich, so wie der König von Preußen blieben von der Höhe jenseits der alten Ziegelscheune Zuschauer des furchtbaren Kampfes, und weil sie sich doch schon des Ausganges der Schlacht gewiß hielten, erging Ordre an die Commandeurs: eine so nutzlose Aufopferung der Menschen aufhören zu lassen. Also zogen sich um 5 Uhr Abends die Russen und Preußen einige hundert Schritte von Probstheida zurück, die Kanonade dauerte jedoch fort bis in die sinkende Nacht und das Dorf stand in lichten Flammen.

Nicht minder mißlang, was Bennigsen gegen Stötteritz versuchte; um so mehr, als er nicht nur den Feind gegenüber bekämpfen mußte, sondern auch von dem vorspringenden Winkel von Probstheida her seine Seite dem feindlichen Geschütze preisgegepen sah. Als o die Schlacht stand und das edelste Blut fruchtlos sim unentscheidenden Kampfe vergosssen ward, zog der

Oberfeldherr alle seine Truppen aus dem Gefechte, um eine andere Art des Angriffs zu versuchen. Von jetzt an bildete die Linie der Verbündeten das furchtbare Schauspiel einer fortlaufenden, endlosen Batterie, deren Feuer den Tod in die feindlichen Massen sä'te. In einem Augenblick waren 12 Kanonen ganz in der Nähe Napoleon's zerschossen; und zum ersten Male vielleicht sah dieser sich in der Waffe überboten, auf deren Gebrauch er am liebsten die Entscheidung seiner Schlachten baute. Umsonst versuchte der Feind mehr als einmal aus Probstheida hervorzubrechen; von dem Karsätschenhagel wurden auch die dichtesten Haufen vernichtet, und dem Tapfersten blieb nichts übrig, als standhaft die Kugel zu erwarten, die ihm jeden Augenblick den Tod bringen konnte.

Indessen hatte auch auf dem linken Flügel die Schlacht ihren Anfang genommen, später, weil sich die Ankunft des Nordheeres durch den Uebergang über die Parthe auf entfernten Punkten verzögerte. Er geschah durch die Schweden bei Plaußig, durch die Russen unter Woroniow bei Grasdorf, durch Bülow und Winzingerode bei Taucha. Eben da den Bach zu überschreiten, hatte Blücher verweigert, aus Besorgniß, daß die Anhäufung so vieler Truppen auf einem Punkte den Marsch noch mehr verzögern, vielleicht den ganzen Tag nutzlos verlieren lassen, indessen aber Napoleon seine ganze Macht gegen die große Armee wenden könnte. Deshalb eilte er, den Uebergang bei Mockau, wo er stand, zu erzwingen; dies hatte keine andern Schwierigkeiten, als daß das Fußvolk bis zum Gürtel im Wasser warten mußte. Auf die Nachricht von dieser Bewegung und der Annäherung des Nordheeres zog Ney die hinter Schönfeld stehenden Truppen zurück und fülle, über Sellerhausen und Stünz dem Corps von Reynier sich anschließend, den Abschnitt des Bogen aus, der von jenem Orte bis

Probstheida sich erstreckte. Auf diesem Punkt des Schachtfeldes machte der Abfall eines Theils der deutschen Bundestruppen die Lage der Franzosen sehr bedenklich. Schon am Mittag bei dem Vordringen Blücher's gegen Schönfeld war das sächsische Ulanen- und Husaren-Regiment zu ihm übergegangen, und gleich darauf, als von der einen Seite der rechte Flügel Bennigsen's unter Bubna und der linke des Nordheeres unter Bülow Paunsdorf bedrängten, folgte dem gegebenen Beispiel die würtembergische leichte Reiterei unter dem Grafen Norman und das sächsische Fußvolk nebst allem Geschütz.

Nunmehr standen die Heere der Verbündeten so, daß sie einen völligen Halbkreis um Leipzig und den Feind ausmachten. Das Nordheer schloß sich nach einer Seite an das schlesische an, nach der andern an die Platow'schen Kosaken; zwischen diesem und dem Hauptheer war das Heer von Bennigsen eingerückt.

Blücher seinerseits griff Mittags 2 Uhr mit dem Langeron'schen Heertheil das Dorf Schönfeld an, welches den Schlüssel der Stellung des feindlichen sechsten Corps bildete, und ließ durch das, am rechten Ufer der Parthe aufgepflanzte schwere Geschütz den Sturm kräftig unterstützen. Aber die Franzosen, mit dem Muthe der Verzweiflung sich vertheidigend, waren kaum zum Weichen zu bringen, und Bülow, welcher den durch den Abfall der Sachsen so sehr geschwächten Reynier erst aus Paunsdorf, dann aus Reudnitz vertrieben hatte, wurde durch heraneilende feindliche Schaaren aus dem letztern Dorfe zurückgeworfen, wonach das Gefecht auf dieser Seite zum Stehen kam. Auch bemerkte Blücher, daß vom Leipzig aus neue Truppen vorrückten, um die Vertheidigung zu unterstützen.

Sogleich sandte er an Sacken den Befehl, sein Feuer gegen das Halle'sche Thor zu verstärken und im Sturm gegen dasselbe vorzuschreiten. Dadurch wurde ein Theil jener anrückenden Verstärkung veranlaßt, nach dem bedrohten Thor sich umzuwenden, wo nun fortwährend blutig gekämpft wurde. Blücher aber, durch den Widerstand des Feindes gereizt, ließ den Sturm auf Schönfeld unermüdet fortsetzen, jagte selbst zwischen den Stürmenden her, und überall, wo er ein Stocken oder Schwanken gewahrte, feuerte er durch sein gewaltiges „Vorwärts!" die Russen mächtig an. Sie drangen unaufhaltsam in das Dorf ein und warfen den Feind hinaus; allein dieser, verstärkt, wandte sich wieder um und drängte die Russen bis zur Mitte des Dorfes zurück. Da trieb das bedeutungsvolle „Vorwärts!" sie von Neuem an, und bald war das ganze Dorf wieder in ihrer Gewalt. Jetzt eilte von Reudnitz her eine Division der alten Kaisergarde herbei, drang unter dem heftigsten Kugelregen mit dem Bajonnet vor, und die Russen mußten das brennende Dorf räumen. Aber schon am Ausgange schallte ihnen das bekannte „Vorwärts! vorwärts!" entgegen, und an Blücher vorüber führte Langeron neue Schaaren zum Sturm. Mächtiger erdröhnte auf Blücher's Gebot der Geschützdonner am Parthe-Ufer, blutiger wurde der Kampf in dem Dorfe erneuert; mitten in den Flammen und verzehrender als diese wogte das Gefecht; lange schwankte ohne Entscheidung der Sieg hin und her; bald nach diesem, bald nach jenem Punkt hörte man des Feldherrn Vorwärtsruf. Endlich, mit Einbruch der Nacht wurden die Franzosen nach Reudnitz zurückgeworfen, und auf den Trümmern Schönfeld's behaupteten sich die siegenden Russen.

So war nun der Abend angebrochen. Das Dunkel

der Nacht hatte dem Donner des Geschützes allmälig Schweigen geboten und der Himmel erglänzte von zahllosen Wachfeuern, brennenden Dörfern, Gehöften und Scheunen, Napoleon weilte noch an derselben Stelle, wo er sich schon am Morgen aufgehalten und war, erschöpft durch die Anstrengungen des großen Tages, in Schlummer gesunken. Er hatte eine Schlacht verloren ohne Beispiel, und es war jetzt nur zu gewiß, daß den seit seiner Herrschaft nie verletzte Boden Frankreichs sehr bald zum Kriegsschauplatz werden würde. Als er sich daher nach kurzer Ruhe aus dem Schlaf erhob, stieg er zu Pferdee ritt nach Leipzig, nahm im Hôtel de Prusse Quartier und dictirte hier während des größten Theils der Nacht den Herzögen von Bassano und Vicenza die vielen Befehle, welche bei der veränderten Lage der Dinge nach allen Richtungen hin gesendet werden mußten. Endlich, nachdem er die letzten Befehle ertheilt hatte, verließ er seine Wohnung und begab sich zum Könige von Sachsen, um Abschied zu nehmen. Sodann ritt er nach Lindenau, verfügte sich in das erste Stockwerk der dortigen Mühle und dictirte ein Schreiben an den Marschall Macdonald, worin er diesem den Oberbefehl über die gesammte, aus dem 7ten, 8ten und 11ten Corps bestehende Arriergarde übertrug nnd ihm einschärfte sich in Leipzig so lange als möglich zu halten, damit der Rückzug des übrigen Theils der französischen Armee nicht gestört werde.

Es war am 19. October Morgens um 8 Uhr, und die Verbündeten standen auf allen Punkten zur Erneuerung der Schlacht bereit, als der schwindende Nebel den Rückzug des französischen Heeres mit Gewißheit erkennen ließ. Zugleich erschienen Abgeordnete des

Magistrats von Leipzig und des Königs von Sachsen mit Bitten um Schonung der Stadt, und französische Parlamentaire mit Anträgen auf einen Waffenstillstand; aber die Monarchen wollten sich nach so großen Anstrengungen und Opfern die Früchte des Sieges nicht entgehen lassen, und befahlen daher den Sturm. Schnell entwickelte sich nun der heftigste Kampf, besonders da, wo Benningsen gegen den Grimmaer Schlag, der Kronprinz von Schweden über Reudnitz gegen die benachbarten Thore vordrang. Indeß bahnte sich Bülow zuerst einen Weg in die Stadt, und als so einmal Bahn gebrochen war, und die Feinde für ihren Rückzug besorgt, zu weichen begannen, wälzten sich die Massen der Verbündeten, gleich einem Strome der seinen Damm zerrissen hat, von allen Seiten und durch alle Eingänge unaufhaltsam in das Innere der Stadt. Jetzt vermochten sich die Franzosen nirgend mehr zu halten, und in wenigen Augenblicken lös'te die eiligste Flucht alle Ordnung auf.

Noch ward indeß überall der Sturmmarsch geschlagen, noch brannte auf allen Punkten der heftigste Kampf, als der Kaiser Alexander, der König Friedrich Wilhelm und der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, die Gefahr und Verwirrung nicht achtend, ihren feierlichen Einzug in Leipzig hielten. Hier, im Innern der Stadt, erschienen nach einander alle die Helden, welche an dem Siege, welche den Völkern ihre Unabhängigkeit wiedergab, mitgearbeitet hatten. Doch Aller Augen richteten sich auf Blücher's Heldengestalt, und als dieser Feldherr auf dem Marktplatze angekommen und vom Pferde gestiegen war, ging ihm der Kaiser Alexander entgegen, umarmte ihn, grüßte ihn als Deutschlands Befreier und führte ihn seinem Könige zu, der ihm gerührt dankte und zum Feldmarschall ernannte.

Als die Monarchen vom Markte nach dem innern

Grimma'schen Thore ritten, trafen sie mit dem Kaiser Franz von Oestreich zusammen, der von Rötha kam und gleichfalls seinen Einzug in Leipzig hielt. Nun war der Jubel der Einwohner Leipzigs allgemein, und sie wetteiferten in den Beweisen der Freude mit dem siegreichen Truppen der Verbündeten. Aber ihre Freude war gerecht; denn ein solcher Sieg von solchen Folgen war noch niemals erfochten worden.

Von den 170,000 Mann, über welche Napoleon am 16ten noch geboten, waren am 19ten nicht 100,000 Mann auf den linken Ufer der Elster übrig. Sein Verlust betrug in den drei Schlachttagen 40,000 Todte und Verwundete, und 20,000 Gefangene und Uebergetretene. Der Rückzug kostete ihm vom 19ten an in wenigen Tagen noch mindestens 15,000 Mann, die aus Ermattung theils starben, theils zurückblieben, theils von den sie verfolgenden Streicorps gefangen wurden. Sieben Adler, über 300 Geschütze, über 100,000 Gewehre, über 1000 Munitions- und Gepäckwagen wurde die Beute der Sieger.

Theuer aber hatten die Verbündeten ihren Sieg erkauft, zu theuer, wenn er nicht von zu entscheidenden Folgen gewesen wäre. 21 Generale, 2793 Offiziere und 44,990 Unteroffiziere und Gemeine waren getödtet oder verwundet worden.

XI. Der Dank für den Sieg.

Gleich nach der Schlacht bei Leipzig, am 23. Oktober, verließ der König die Armee und traf am 24 in Berlin ein, um für den errungenen Sieg mit und unter seinem getreuem Volke Gott zu danken. Von

den Einwohnern der Hauptstadt mit der innigsten Freude empfangen, begab sich Friedrich Wilhelm (es war gerade Sonntag) unmittelbar nach seiner Ankunft in die Domkirche, wo, während des Kanonendonners im Lustgarten, das Tedeum gesungen wurde. Darauf nahm der König auf dem Platze des Opernhauses die Parade ab und fuhr dann sogleich nach Charlottenburg. Hier angekommen, ging er zum Kastelian des Schlosses, ließ sich die Schlüssel zum Mausoleum geben und besuchte ohne alle Begleitung die Ueberreste seiner unvergeßlichen Louise; erst nach Verlauf einer Stunde kehrte er zurück, ernst, wie es schien, doch nicht ohne innere Zufriedenheit.*) Abends besuchte er das Theater in Berlin und wurde auch hier mit unbeschreiblichen Jubel empfangen, während ihm zu Ehren das „Heil Dir im Siegerkranz" mit tiefer Rührung gesungen ward. — Am 29. October reiste der König nach Breslau ab, wo er schon am nächsten Abend eintraf. Hier besuchte er die Lazarethe, sprach den Verwundeten Trost zu, untersuchte Alles auf's Genaueste und wiederholte dann mündlich, was er kurz zuvor in einem Gesetze ausgesprochen hatte, daß nämlich der geringste Anspruch, den der brave, an Wunden darniederliegende Vaterlands-Vertheidiger machen könne, der sei, Heilung, Pflege und Linderung zu erhalten, und daß deshalb jede Veruntreuung von Seiten der Beamten auf's Härteste gerügt werden sollte. Nachdem der König hierauf am 5ten November in Begleitung seines Sohnes,

*) Nach einer mündlichen Mittheilung meines Vaters, der während jener Stunde als Bürgergardist vor dem sogenannten neuen Flügel des Charlottenburger Schlosses Posten stand. D. V.

nes, des Prinzen Wilhelm, wieder in Berlin eingetroffen war, ging er mit dem Priuzen am 8ten zur Armee ab, übernachtete in Acken, reis'te am 10. durch Leipzig und kam am 13. in Frankfurt a. M. an, wo sich die Kaiser Franz uud Alexander bereits befanden, um die fernere Operation ihrer Heere zn leiten.

XII. Der Krieg in Frankreich.

Geleitet von der Ansicht, daß es nicht genug sei, Napoleon besiegt und aus Deutschland vertrieben zu haben, um ihn sich in Frankreich auf's Neue rüsten zu lassen, beschlossen die verbündeten Monarchen, den Krieg in das Herz des französischen Reiches zu tragen und den Kaiser zu stürzen. Schon auf seinem Rückzuge war Napoleon nicht ohne großen Verluste davongekommen, indem er sich bei Hanau mit der (in Folge des Uebertritts Baierns zur Coalition am 8. October,) hier aufgestellten Armee unter Wrede schlagen mußte, um uur den Rhein und den französischen Boden zu gewinnen; jetzt aber zog sich über seinem Haupte ein noch viel drohenderes Gewitter zusammen, da die Verbündeten sich nun auf eine bisher beispiellose Weise rüsteten, um ihu für alle Zeiten ganz unschädlich zu machen. Die Deutschen, ohne Oestreich, Preußen und Baiern, stellten allein 101,000 Mann; die Hauptarmee (böhmische) sollte auf 150,000, die Schlesische auf 140,000 Mann, die Nordarmee auf 120,000 Mann gebracht werden. In Oestreich, Preußen und Polen standen überdies noch 345,000 Mann Reserve, und die östreichische Armee in Italien zählte 80,000 Mann, so daß die ganze verbündete Streitmacht, welche jetzt

in Süden, Osten und Norden die französischen Grenzen bedrohten, auf 880,000 Mann gerechnet wurde.

So gerüstet beschloß man nun, den Rhein zu überschreiten und direct auf Frankreichs Hauptstadt loszugehen. Das Hauptheer sollte durch die Schweiz, die Franche-Comté und Lothringen über Langres gegen die Marne und Aube vorrücken, das schlesische Heer über die Mosel und Maas sich ebenfalls der Marne nähern, und in der Champagne sollten sich beide Heere vereinigen. Darauf erfolgte der Rheinübergang Schwarzenberg's am 21. December bei Basel, Schaffhausen und Laufenburg; Blücher aber ging erst in der Nacht des 31sten, mit dem Beginn des neuen Jahres, bei Manheim, Caub und Coblenz; über den Rhein. Inzwischen ergaben sich den Verbündeten mehrere von den Franzosen noch besetzte Festungen.

Nachdem nun der Rhein überschritten war, drangen die Alliirten, die Grenzfestungen Frankreichs wenig beachtend, ohne Weiteres vor, und schon zu Anfange Februars stand Schwarzenberg auf den Höhen von Langres, Blücher im Thale der Maas, Bubna in der Nähe von Lyon.

Indeß hatte sich auch Napoleon gerüstet, doch standen ihm jetzt noch nicht viel mehr als 70,000 Mann zu Gebote. Mit dieser Armee stieß er am 20. Januar bei Brienne auf Blücher, den kühnsten seiner Gegner; allein so hartnäckig der Kampf auch wüthete, konnte Napoleon doch kein günstiges Resultat herbeiführen.

Durch die Schlacht bei Brienne, in welcher Blücher den Franzosen 73 Kanonen abgenommen hatte, schien der Weg nach Paris geöffnet; aber die Unmöglichkeit, eine so große Masse von Menschen und Pferden in einer von den Einwohnern fast gänzlich verlassenen Gegend nach der Hauptstadt zu führen, nöthigte die beiden verbündeten Heere sich abermals zu trennen. Die-

sen Umstand benutzte Napoleon, sich erst auf die eine, dann auf die andere Armee zu werfen, und so kamen zwischen ihm und Blücher vom 10 bis 18. Februar zu täglichen Gefechten, welche nach großen Verlusten dem preußischen Feldherrn zum Rückzuge bewogen. Jetzt trat Napoleon der Hauptarmee entgegen und brachte ihr am 18. Februar einen empfindlichen Schlag bei, so daß Schwarzenberg sich nach Troyes zurückziehen mußte, wo sich jedoch beide Armeen wieder vereinigten. Durch Strapazen in der rauhen Jahreszeit, Kämpfe und Entbehrungen aller Art war die Streitmacht der Verbündeten jedoch fast bis auf die Hälfte zusammen geschmolzen, was die Stimmung der Krieger sehr niederschlug; deshalb beantragten die Alliirten am 23. Februar bei Napoleon einen Waffenstillstand.

In dieser Verlegenheit sandte Blücher den Monarchen einen Plan, nach welchem er verstärkt durch die Corps von Bülow und Winzingrode, abermals gegen Paris vordringen wollte; Napoleon würde sich dann gegen ihn wenden, und Schwarzenberg sollte für diesen Fall sofort auf Paris losgehen. Schwarzenberg billigte den Plan zwar nicht, versprach aber seine Mitwirkung, wenn die Monarchen ihn genehmigen würden. Wie erwartet, wandte sich Napoleon schnell gegen Blücher und ließ gegen die Hauptarmee nur die Corps der Marschälle Oudinot und Macdonald stehen. Jetzt war es der König Friedrich Wilhelm, der den Fürsten Schwarzenberg bestimmte, am 27. Februar bei Barsur-Aube Stand zu halten. Bald auch entstand ein sehr heftiges Gefecht, und der Sieg schien sich auf die Seite der Franzosen zu neigen; da durchritt der König mit seinen beiden ältesten Söhnen die Schlachtreihen und ermunterte die Wankenden zu kräftigem Widerstande, denn von diesem Tage hing das Gelingen des Planes ab. Mit Ein-

bruch der Nacht vermochten die Franzosen das Feld nicht mehr zu behaupten, die Hauptarmee schritt deshalb wieder vorwärts und erstürmte am 4. März Troyes, wo sie einstweilen stehen blieb. Blücher ging inzwischen an der Marne und Aisne vorwärts und setzte durch seine Operationen den Kaiser Napoleon in Verzweiflung. Zwar gewann dieser am 7ten März die Schlacht bei Craonne, allein der Ueberfall in der Nacht zum 10ten März bei Laon, unter Führung des Prinzen Wilhelm und der Generale Kleist und Ziethen, rieb seinen rechten Flügel auf und nahm ihn seine Artillerie, so daß er sich nun blos auf die Vertheidigung beschränken mußte. Bald darauf, am 20. März kam es zwischen Napoleon und der Hauptarmee bei Arcis-sur-Aube zur Schlacht, in welcher er persönlich in die größte Lebensgefahr gerieth und die Ueberzeugung gewann, daß er nicht mehr im Stande sei, den Verbündeten den Weg nach Paris zu versperren.

Nach mehrfachen Gefechten mit den Corps der Marschälle Marmont und Macdonald näherte sich die verbündete Armee endlich dee Stadt Paris, die in völliger Ungewißheit über das Geschick des Krieges gelassen war Da rief der Exkönig Joseph, Bruder Napoleon's, die Nationalgarde in die Waffen und verstärkte mit ihr die Corps der Marschälle Marmont und Mortier. Dies zwang die Verbündeten, erst die Höhen von Montmartre und Belleville zu erstürmen, bis sich Paris zuletzt zur Capitulation entschloß. In der Nacht um 2 Uhr wurde der Vertrag nnterzeichnet, der den Corps der beiden Marschälle ungehinderten Abmarsch sicherte. Am 31. März hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze von 36,000 Mann ihren Einzug in Paris.

Nun erklärte der Kaiser Alexander im Namen

der übrigen Monarchen, daß sie ferner mit Napoleon nicht mehr unterhandeln wollten, und bildeten augenblicklich eine provisorische Regierung, an deren Spitze sie Talleyrand stellten. Darauf erklärte der schon längst unzufriedene Senat am 2ten April die Thronentsetzung des französischen Kaisers.

Als Napoleon dies erfährt, eilt er nach Fontainebleu und erwartet hier die Rückkehr Caulaincourt's, den er an die verbündeten Monorchen gesendet hat. Dieser tritt mit der Nachricht ein: Kaiser Alexander lasse ihm rathen, dem Thron zu entsagen. Napoleon wirft einen umfassenden Blick auf die Verhältnisse, entsagt zu Gunsten seines Sohnes und benachrichtigt davon die verbündet enMonarchen in Paris. Hier aber hatte man sich bereits für die Zurückberufung der Bourbons entschieden, und die drei Mächte unterzeichnen demnach einen Vertrag, welcher Napoleon, seiner Gemahlin und den übrigen Angehörigen den Rang und die bisherigen Titel sichert, ihm die Insel Elba mit 2 Millionen Franken jährlicher Einkünfte anweiset, seiner Gemahlin und seinem Sobne das Heizogthum Parma, seiner Familie 2½ Million Franken jährlich und alle ihre Güter, seiner von ihm getrennten Gemahlin Josephine eine Million jährlicher Einkünfte und ihre sämmtlichen Güter, seinem Adoptivsohn Eugen aber ein Fürstenthum außerhalb Frankreich zuspricht. So sieht Napoleon seine Zukunft unabänderlich festgestellt und verläßt nun mit wenigen Getreuen Fontainebleau, schifft sich am 28. April zu Frejus ein und steigt am 4. Mai zu Elba an's Land. Seine Gemahlin geht mit ihrem Vater und Sohne nach Deutschland. —

Am 3. Mai erschien der bisherige Graf der Provence als König Ludwig **XVIII.** in Paris, und die Verbündeten waren nun am Ziele; es blieb nur noch

der Friedensschluß mit Frankreich übrig. Dieser wurde endlich am 30. Mai von England, Oestreich und Preußen unterzeichnet. Frankreich erhielt seine alten Grenzen wieder und bekam die meisten seiner Colonien zurück, leistete aber keine Geldzahlungen für Lieferungen, wobei Preußen seine Forderung von 94½ Million Franken verlor; jedoch wurden die entführten Kunstwerke zurückgenommen

Darauf, am 3. Juni, sprach der König Friedrich Wilhelm von Paris aus zu seinem Volke also:

„Beendigt ist der Kampf, zu dem mein Volk mit mir zu den Waffen griff, glücklich beendet durch die Hülfe Gottes, durch unserer Bundesgenossen treues Beistand, durch die Kraft, den Muth, die Ausdauer, die Entbehrung, die Jeder, der sich Preuße nennt, an diesem schweren Kampf bewiesen hat. Nehmet meinen Dank dafür! Groß sind Eure Anstrengungen, Eure Opfer gewesen; ich kenne sie und erkenne sie, und auch Gott, der über uns waltet, hat sie erkannt. Mit Ruhm gekrönt, steht Preußen vor Mit- und Nachwelt da; — selbstständig durch bewiesene Kraft, bewährt im Glück und Unglück. Allesammt, Einer wie Alle, eiltet Ihr zu den Waffen, im ganzen Volke nur ein Gefühl! So auch war der Kampf! Solchen Sinn, sprach ich damals, lohnet Gott. Er wird ihn jetzt lohnen durch den Frieden, den er uns gab. Eine bessere Zeit wird wiederkehren durch diesen Frieden! Nicht für Fremde wird der Landmann mehr säen; er wird ernten für sich! Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft wird wieder aufleben, Wohlstand aller Klassen wird sich wieder gründen, und in einer neuen Ordnung werden die Wunden heilen, die langes Leiden Euch schlug."

Wie seinem Volke, so dankte der König auch seinem Kriegsheere, dem Staatskanzler von Hardenberg und dem Feldmarschall von Blücher, welche

beide er in den Fürstenstand erhob. Ferner wurden die Generale York, Kleist, Bülow, Gneisenau und Tauenzien in den Grafenstand erhoben und endlich die Ministerien den jetzigen Befürfnissen des vergrößerten Staates angemessen abgeändert.

XIII. Der Congreß zu Wien und die Schlacht bei Waterloo.

Die verbündeten Monarchen waren in Paris übereingekommen, daß die durch den Frieden noch nicht entwirrten Verhältnisse der europäischen Staaten durch einen Congreß zu Wien geordnet und festgestellt werden sollten. Auf diesem Congresse aber wollten die drei Monarchen persönlich gegenwärtig sein, um die Verhandlungen zu einer bestimmten Entscheidung zu führen.

Indeß sollte der Congreß erst mit dem 1. November beginnen, und der Kaiser Alexader, sowie der König Friedrich Wilhelm folgten einer Einladung nach England, wohin wohin beide Souveraine am 6. Juni abgingen und am 30. nach Paris zurückkehrten. Von hier aus reis'ten sie in ihre Staaten, und Friedrich Wilhelm traf am 5. August wieder in Preußens Hauptstadt ein. Zwei Tage später hielten auch die preußischen Garden ihten Einzug in Berlin, und wurden hier feierlich empfangen. Endlich ging der König nach Wien, wo er am 24. September Vormittags ankam. Hier versammelten sich nun nach und nach die meisten europäischen Monarchen und Fürsten in Erwartung der Resultate, die der Congreß herbeiführen sollte. Es waren aber hauptsächlich die Minister und Räthe, welche sich

über das Schicksal der Welt verständigen hatten, und die vorzüglichsten Ergebnisse ihrer Berathung waren folgende:

Rußland gab an Oestreich den Theil von Galizien zurück, den dieser Staat im Jahre 1809 abgetreten hatte — Krakau wurde eine freie Reichsstadt unter dem Schutze der drei Mächte. — Oestreich trat an Bayern Würzburg, Aschaffenburg und den größten Theil der überrheinischen Pfalz ab, erhielt dagegen aber Tyrol und Salzburg; die Niederlande überließ es dem Fürsten von Oranien, der sie mit Holland zu dem neuen Königreiche der Niederlaude vereinigte. Oestreich erhielt ferner außer Mailand das Gebiet von Venedig, während Genua an den König von Sardinien abgetreten ward. Preußen sollte, weil Rußland die durch den Tilsiter Frieden gewonnenen polnischen Provinzen nicht herausgeben wollte, das Königreich Sachsen erhalten; allein diesem Beschlusse stellten sich Schwierichkeiten entgegen, und es fehlte wenig, so wäre Sachsen der Zankapfel geworden, der einen neuen Krieg hervorgerufen hätte. Am 6. Januar 1815 schlossen Oestreich, England und Frankreich einen Bund, der gegen Preußen und Rußland gerichtet war; doch kam es endlich zu einer friedlichen Verständigung. Preußen erhielt darauf Danzig nnd Thorn, einen größeren Antheil an Polen, das halbe Königreich Sachsen und ein ansehnliches Gebiet an beiden Rheinufern. — Das Königreich Westphalen, die Großherzogthümer Frankfurt, Berg] und Würzburg hörten auf. – Hannover durch Ostfriesland und Hildesheim vergrößert, wurde ein Königreich. – Schweden trat seine pommerschen Besitzungen an Dännemark ab, welche diese gegen das Lauenburgsche an Preußen umtauschte. — Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt wurden freie Städte, So erhielt Deutschland 38 (später 39) unabhängige

Staaten, über deren besondere Rechte man aber nicht einig werden konnte.

Während man so in Wien beschäftigt war, das Gleichgewicht der europäischen Staaten wiederherzustellen, hatte Napoleon mit 1200 Getreuen am 26. Febuar 1815 die Insel Elba verlassen und war am 1. März zu Cannes an der französischen Küste gelandet, in der laut ausgespochenen Absicht, sich der französischen Krone wieder zu bemächtigen. Rasch ging er vorwärts, und mit jedem Schritte wuchs die Zahl seiner Anhänger. Die Regimenter gingen zu ihm über und schon am 13. März erklärte er zu Chalons alle Bourbons für vogelfrei.

Als die Nachricht von einem so unerwarteten Ereigniß nach Wien gelangt, beschlossen die Monorchen sich gegen Napolen zu verbinden und erließen am 13. März eine völlige Achtserklärung gegen ihn. Am 25. März kam zwischen Oestreich, Rußland, England und Preußen ein neues Bündniß zu Stande, um den Frieden von Paris und die Bestimmungen des Congresses aufrecht zu erhalten.

Bald darauf am 7. April, erließ Friedrich Wilhelm von Wien aus einen Aufruf an sein Volk zur abermaligen Bewaffnung gegen Napoleon. Am 10. April ging der Feldmarschall Blücher zur Armee.

Inzwischen hatte Napoleon den Monarchen Friedensanträge gemacht, war aber zurückgewiesen worden, und es blieb ihm daher nichts weiter übrig, als sein Glück in der Schlacht zu suchen. Schnell entwickelte er jene außerordentliche Thatkraft, die ihm eigen, nur jetzt noch erhöhter war, und schon am 1. Juni hatte er die regulaire Armee auf einen Effectivbestand von 500,000 Mann gebracht, wovon jedoch nur 217,000 Mann sogleich in's Feld rücken konnten.

Nun ging Napoleon's Plan dahin, seine nächsten

Feinde zu überraschen und einzeln zu schlagen, ehe die entfernten Heere von Rußland, Oestreich rc. herankämen. Diesem Plan zufolge mußte er sich zuerst auf das Niederländische (englische) unter Wellington, oder auf das Niederrheinische (preußische) unter Blücher werfen. An der Spitze von 122,000 Mann brach er am 13. Juni auf und zog gegen Blücher's Heer, das, in vier Corps getheilt, in sehr ausgedehnter Stellung die niederländische Grenze besetzt hielt. Schon am 16. wurde die große Schlacht bei Ligny geschlagen, welche von den Preußen ungeachtet des hartnäckigsten Widerstandes und verzweifelter Tapferkeit verloren wurde. Blücher selber war mit dem Pferde gestürzt und nur dadurch von der Gefangenschaft gerettet worden, daß die französischen Reiter zu hitzig an ihm vorübersprengten. Darauf zog er unverfolgt mit seinem Heere, welches Napoleon vernichtet glaubte nach Wawre; Napoleon aber wandte sich nach Brüssel, das Wellington mit 70,000 Mann vertheidigte. Hier war der rechte Flügel schon am 16. vom Marschall Ney angegriffen worden; am 18. aber erreichte Napoleon die Engländer bei Mont St. Jean und Waterloo, und nun entbrannte ein furchtbarer Kampf. Auf beiden Seiten wurde mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten, aber bald hatte Wellington alle seine Reserven herangezogen und begann zu weichen. Die Straße nach Brüssel war mit den Vorzeichen des Rückzuges bedeckt, und nur die starke Seele des englischen Feldherrn wollte den Kampf noch nicht aufgeben. Napoleon's Stern zog noch einmal glänzend am Himmel hin, da plötzlich erschien in seiner rechten Flanke Bülow mit den Preußeu, und gleich darauf auch Blücher den Napoleon vernichtet zu haben glaubte. Jetzt ergriff ihm eine böse Ahnung, und in der Verzweiflung führte er persönlich seine Garden zum Sturm; aber diese wurden zurückgeworfen, die Eugländer schreiten vor und zugleich

wird der ganze rechte Flügel der Franzosen von den Preußen überwältigt. Umsonst versucht Napoleon der Flucht und der Verwirrung Einhalt zu thun, die Schrecken einer entsetzlichen Niederlage ereilen auch ihn; er wird von dem Strome fortgerissen und gelangt am dritten Tage abermals als Flüchtling und ohne Heer nach Paris. Im Hause von Belle-Alliance reichten sich Blücher und Wellington die Hände. Blücher ließ dem fliehenden Feind weder Rast noch Ruhe, sondern verfolgte ihn ohne Aufenthalt, und stand schon am 2. Juli vor Paris, welches sich durch Capitulation ergab. Am 7. Juli zogen die Preußen und Engländer, am folgenden Tage Ludwig XVIII. ein, und am 10. kamen der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm nach Paris.

Napoleon beschloß, als er sah, daß Alles verloren war nach Amerika zu gehen, und war am 29ten Juni nach Rochefort gegangen, um sich einzuschiffen; allein englische Kreuzer versperrten ihm den Weg, und so überlieferte er sich einem derselben am 15. Juli in der Hoffnung in England eine Freistätte zu finden. Diese Hoffnung aber schlug fehl, und er sah sich als Gefangener behandelt. Jetzt beschlossen die Monarchen ihn als kriegsgefangenen General unter englischer Aufsicht nach St. Helena hinüberführen zu lassen, und schlossen darüber am 2. August zu Paris eine Uebereinkunft ab. Wenige Tage darauf, am 7. August, wurde der gefallene Kaiser eingeschifft.

Nach langen Unterhandlungen kam nun auch der zweite Pariser Frieden zu Stande, dessen Hauptpunkt folgende waren: eine Gebietsabtretung, welche im Umfange zwei Drittheilen der Vergrößerung gleichkam, welche Frankreich nach den Bestimmungen vom 30. Mai 1814 noch behalten hatte, eine Geldentschädigung von 700 Millionen Franken, wovon 137½ Million zur Erbauung neuer Festungen, die Besetzung von 17 festen Plätzen in Frankreich während

des nicht zu verlängernden Zeitraums von fünf Jahren durch 150,000 Mann verbündeter Truppen zur Sicherheit Europa's und Ludwig's XVIII. Schließlich erklärten die Monarchen noch, den mit dem Könige von Frankreich unterzeichneten Vertrag in seiner Kraft und Gültigkeit erhalten zu wollen, so wie die Ausschließung Napoleon's und seines ganzen Geschlechts vom französischen Throne ihr Hauptaugenmerk, und die Unterdrückung des Empörungsgeistes, welcher Napoleon in seiner Unternehmung behülflich gewesen, ihre vorzüglichste Sorge bleiben sollte.

Endlich am 28sten September verließ der Kaiser Alexander, am folgenden Tage der Kaiser Franz und am 9. October der König Friedrich Wilhelm Paris, nachdem sie am 26. September eine Erklärnng unterzeichnet hatten, die am 6. Januar 1816 unter der Benennung „Heilge Allianz" veröffentlicht ward und also lautete:

„Im Namen der hochheiligen und untheilbaren Dreieinigkeit!"

Ihre Majestäten der Kaiser von Oestreich, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland, haben in Folge der großen Ereignisse, welche den Lauf der letzten drei Jahre in Europa bezeichnen, und in Folge der Wohlthaten, welche die göttliche Vorsehung gnädig über die Staaten verbreitete, deren Regierungen ihr Zutrauen und ihre Hoffnungen allein auf sie gesetzt hatten, die innige Ueberzeugung erlangt: es sei nothwendig, den von den Mächten in ihren wechselseitigen Verhältnissen zu nehmenden Gang auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche uns die heilige Religion des Gottheilandes lehre.

Sie erklärten also feierlich; daß gegenwärtige Akte nur zum Gegenstand hat, Angesichts der ganzen Welt ihre unerschütterliche Entschließung zu erkennen zu geben, so

wohl in der Verwaltung ihrer respectiven Staaten, als in ddn politischen Verhältnissen mit jeder andern Regierung, allein die Vorschriften dieser heiligen Religion zur Regel zu nehmen, Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe uud des Friedens, die nicht blos auf das Privatleben anwendbar sind, sondern im Gegentheil direct auf die Entschließungen der Fürsten einwirken und alle ihre Schritte leiten müssen, wie sie denn auch allein das Mittel sind, die menschlichen Instructionen zu consolidiren und ihren Unvollkommenheiten abzuhelfen. Demzufolge sind Ihre Majestäten über folgende Artikel übereingekommen

Erstens: Gemäß den Worten der heiligen Schrift, welche allen Menschen befehlen, sich als Brüder zu betrachten, werden sie durch die Bande einer unauflösiichen Brüderschaft vereinigt bleiben, und sich als Landsleute betrachtend, werden sie sich bei allen Gelegenheiten und in allen Fällen Hülfe und Beistand leisten, werden sich zu ihren Unterthanen und Armeen als Familienväter betrachten und solche also in demseben Geiste der Brüderlichkeit leiten, wovon sie beseelt sind, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu schützen.

Demzufolge wird zweitens das einzig machthabende Princip sowohl unter besagten Regierungen, als unter ihren Unterthanen das sein: sich gegenseitige Dienste zu leisten, sich durch ein unerschütterliches Wohlwollen die gegenseitige Zuneigung zu bezeugen, wovon sie beseelt sein müssen, und sich alle nur als Mitglieder derselben christlichen Nation zu betrachten. Die drei verbündeten Monarchen sehen sich selbst nur als Abgeordnete der Vorsehung an, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren, nämlich, Oestreich, Preußen und Rußland. Also bekennen sie auch, daß die christliche Nation, wovon sie und ihre Völker Theile ausmachen, reell keinen andern Souverain, als denjenigen

hat, dem allein alles Eigenthum der Macht angehört, weil allein in ihm sich finden alle Schätze der Liebe, der Wissenschaft und der unendlichen Weisheit, das heißt: Gott unsern göttlichen Erlöser Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens.

Ihre Majestäten empfehlen dem zufolge mit der zärtlichsten Sorgfalt ihren Völkern, als das einzige Mittel, dieses Friedens zu genießen, der aus gutem Gewissen entspringt und dauerhaft ist, sich mit jedem Tage mehr zu befestigen in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten, welche der göttliche Heiland die Menschen gelehrt.

Drittens: alle die Mächte, welche freiwillig bekennen wollen die geheiligten Grundsätze welche gegenwärtige Acte erzeugten, und welche einsehen werden, wie wichtig es sei für das Glück der nur zu lange Zeit beunruhigten Nationen, daß diese Wahrheiten von jetzt an auf die menschlichen Schicksale alle den Einfluß haben, welcher ihnen zukommt, werden mit herzlicher Zuneigung in diese heilige Allianz aufgenommen werden.

Dreifach verfaßt und unterzeichnet zu Paris im Jahre der Gnaden 1815, den 14 — 26. September.

Franz. Alexander. Friedrich Wilhelm.

Fünfter Abschnitt.

Vom Abschluß der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelm's III.

(Vom 26. September 1815 bis zum 7. Juni 1840.)

I. Politische Zustände.

Napoleon war auf Sant Helena, fern von Europa's Küsten auf einem Felsen im großen Ocean, nur der Erinnerung entschwundener Größe geweiht, und für immer ohne Einfluß auf das Schicksal der Völker. Aber obgleich befreit von namenlosen Drangsalen und zurückgegeben einem segenbringenden Frieden, beklagte man sich dennoch über getäuschte Hoffnungen und über schwere, umsonst gebrachte Opfer. Ueberall in allen Ländern äußerte sich diese Unzufriedenheit, und nicht minder auch in Deutschland. Besonders war es hier die Jugend, die, für Freiheit in den Kampf gezogen und nun wieder heimgekehrt, nicht das zu finden glaubte, wofür sie ihr Leben auf's Spiel gesetzt. Sie verlangte die Wiederherstellung des alten ungetheilten deutschen Reichs, unter einem Oberhaupte, und die Zurückführung alter Rechte und Privilegien, ohne zu bedenken, daß die Erfüllung ihrer Wünsche unverträglich mit dem weit voraus geeilten Zeitgeiste sei. Natürlich lieh Jeder seiner

Ansicht Worte und regte dadurch die Menge auf. Bald auch rief diese Stimmung der Jugend über den Zustand Deutschlands geheime Verbindungen hervor, die gefährlich werden konnten, und die Fürsten sahen sich nun genöthig, gewaltsam einzuschreiten, wenn das Uebel nicht im Volke Wurzel schlagen und unausrottbar werden sollte. König Friedrich Wilhelm brachte deshalb unterm 6ten Januar 1816 das Edict vom 20. October 1708 wegen Verhütung und Bestrafung geheimer Verbindungen in Erinneruag und verbot überdies den Druck und Verlag solcher Schriften, die den Zweck hatten, über das Vorhandensein geheimer Gesellschaften zu sprechen. Allein was Friedrich Wilhelm für den gegenwärtigen Augenblick unterdrückte, das trat von einer andern Seite abermals an's Licht, und machte zum größten Leidwesen des menschenfreundlichen Königs noch viel strengere Maßregeln nöthig.

Es waren nämlich im Sommer 1817 von der Burschenschaft zu Jena die Studenten aller Hochschulen Deutschlands zur allgemeinen Theilnahme an einer Vorfeier des Reformationsfestes auf der Wartburg bei Eisenach zum 18. October eingeladen. Der Großherzog oon Weimar räumte dazu die genannte Burg und die Stadt Eisenach ein, und so fanden sich neben mehreren Professoren über 500 Studenten zusammen. Nach einer religiösen Feier im alten Rittersaale kam die Aufhebung der Landsmannschaften und die Erweiterung der Burschenschaften zu einer allgemeinen deutschen Burschenschaft zur Sprache, deren Hauptzweck eine edlere Gestaltung des deutschen Universitätwesens sein sollte. Nach dem Mittagsmahle besuchte man den Gottesdienst in Eisenach, und Abends wurde ein Zug nach der Wartburg unternommen, um hier zum Andenken an die Schlacht bei Leipzig ein Siegesfeuer anzuzünden. Dann hielt man eine Rede, worauf die

Meisten sich wieder nach der Stadt begaben; nur eine kleine Anzahl blieb zurück und veranstaltete ein feierliches Auto-da-fé von 28 Büchern, in denen man eine undeutsche Gesinnung zu finden glaubte. — So edel nun auch der erste Zweck dieser Zusammenkunft gewesen war, so mußte dagegen der Schlußact höchst nachtheilig auf das Ganze wirken; denn die Verfasser der verbrannten Werke legten eine zu große Wichtigkeit auf das Geschehene und reichten bei den Regierungen heimlich wie öffentlich Denunciationen über staatsgefährliche Verbindungen ein, die, von Jena ausgegangen, auf der Wartburg gestiftet werden sollten. Zugleich erhob sich darüber eine literarische Fehde, und während man sich auf der einen Seite in einem Uebermaße kecker Redensarten überbot und manche nicht erfüllte oder chimäre Hoffnung der Jugend in einer Art von Vorwurf laut werden ließ, stellte man auf der anderen Seite die Begeisterung der Jugend als revolutionaire Schwärmerei und die Burschenschaft als eine Verschwörung zum Umsturze der deutschen Regierungen dar. So von den Schriftstellern öffentlich beschuldigt, beschlossen die Studenten die Vertilgung ihrer ärgsten Feinde vornehmlich des bekannten August von Kotzebue, der das Streben der deutschen Jugend hönisch verspottet hatte. Zur Vertilgungswaffe wählte man den Dolch, und durch das Loos dazu bestimmt, erstach der deutsche Student George Sand den Schauspieldichter Kotzebue. Doch diese That empörte allgemein, besonders den König Friedrich Wilhelm, und da die Universität Jena einmal in den Ruf gekommen war, daß dort die politische Schwärmerei der Jugend genährt würde, so verbot der König seinen Unterthanen den ferneren Besuch derselben und rief die dort studirenden Jünglinge zurück. Endlich wurden auch Untersuchungen eingeleitet, welche ergaben, daß die politische Schwärme-

rei wirklich schon eine revolutionaire, selbst hochverrätherische Tendenz angenommen und sich in weit verbreiteten, tief eingreifenden demagogischen Verbindungen geltend gemacht hatten. In Folge dessen geschahen denn viele Verhaftungen, und auch der Dr. Jahn, Vorsteher des Turnplatzes in Berlin, wurde zur Untersuchung auf eine Festung abgeführt.

Auf dem Congresse zu Wien hatte man den Grundsatz aufgestellt: die Fürsten Deutschland sind in Zukunft sämmtlich souveraine, aber jeder Einzelne betrachtet sich als Mitglied eines großen allgemeinen druschen Bundes, dessen Interessen durch Abgeordnete jedes Staates in einer Versammlung zu Frankfurt am Main vertreten werden sollen. Diese Versammlung wird nun am 5. November 1816 unter den Namen „deutscher Bundestag" eröffnet. Indeß machten die politischen Verhältnisse Europa's bald einen neuen Congreß nöthig, und die Fürsten beschlossen, diesen in Aachen abzuhalten. Er begann demnach am 30ten September 1818 und währte bis zum 21ten November desselben Jahres. Die Beschlüsse der hier anwesenden 5 Hauptmächte (Rußland, Preußen Oestreich, Frankreich, und England) betrafen die noch rückständige Schuld Frankreichs von 265 Millionen Franken, welche in achtzehn Monatsterminen bezahlt werden sollten. Dann aber ward ein Streit über gewisse Erbfolge-Berechtigungen und Ansprüche auf Grund und Boden, welche Bayern gegen Baden geltend zu machen suchte, zu Gunsten des Großherzogthums entschieden.

In seinem eignen Lande war der König unausgesetzt mit der Verbesserung der Verwaltung beschäftigt. Schon am 20. April 1815 hatte er eine Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzial-Behörden

erlassen, nach welche der Staat künftig in zehn Provinzen getheilt sein sollte: Preußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien, Posen, Sachsen, Westphalen, Cleve=Berg und Niederrhein. Eine oder mehrere Provinzen bildeten eine Militair=Abtheilung, deren fünf sein sollten, nämlich Preußen, Brandenburg und Pommern, Schlesien und Posen, Sachsen, Niederrhein und Westphalen. Jede Provinz ward in zwei oder mehr Regierungsbezirke getheilt, deren 25 sein sollten und in jeder sollte ein Ober-Präsident die ihm näher bezeichneten allgemeinen Landesangelegenheiten verwalten. — Wichtiger jedoch. als als alles Andere, war die Bildung eines Staatsraths durch eine Verordnung vom 20. März 1817. Dieser wurde als höchste berathende Behörde, aber ohne Antheil an der Verwaltung constituirt. Den Vorsitz führte der König oder der Staatskanzler, die übrigen Mitglieder bestanden aus den Prinzen des königlichen Hauses, welche das 18te Jahr zurückgelegt hatten, aus Staatsdienern, welche durch ihr Amt natürlich dazu gehörten, und endlich aus Staatsdienern, die das Vertrauen des Königs dazu berief. Und so wurde diese Behörde eine der vorzüglichsten Institutionen, die der König zum Wohle des Staats hervorgerufen hatte.

II. Kirchliche Nachrichten.

Friedrich Wilhelm III. war ein zu frommer König, als daß er die religiösen Interessen jemals hätte aus den Augen verlieren können, und er entdeckte daher nicht blos die vorhandenen Mängel auch in der Kirche, sondern stellte sie eben so schnell als gründlich ab. Besonders lag ihm die Verfassung der Kirche sehr am Herzen, weshalb er dann unterm 13. März 1817

anordnete, daß in jedem Kirchspiele ein Presbyterium oder Kirchen=Collegium bestellt werde. Danach sollte die protestantische Geistlichkeit jedes Superintendentur=Sprengels unter dem Vorsitze des Superintendenten eine Kreissynode bilden, deren Bestimmung, Beförderung fortschreitender Ausbildung der Geistlichkeit, Handhabung der Disciplin über Geistliche und Candidaten, Berathung der innern Angelegenheiten der Kirche zur Erhaltung der Einigkeit in die Lehre, Ansicht auf die Ausbildung der Candidaten, so wie auf die Volksschulen und besonders auf den Religions=Unterricht sein sollte.

Wie nun der König auf solche Weise eine größere Einheit in die kirchlichen Angelegenheiten zu bringen suchte, so wüchte er auch die verschiedenen protestantischen Confessionen in eine Religion zu verschmelzen; denn sein frommer Sinn hatte schon längst die Verschiedenheit des lutherischen und roformirten Bekenntnisses nicht als eine so wesentliche betrachtet, daß sie einer Vereinigung der beiden Kirchen zu einer evangelischen Kirche hinderlich in den Weg treten sollte. Er erließ deshalb am 27. September 1817 eine Aufforderung an die Consistorien, Synoden und Superintendenturen der Monarchie, in welcher er ihnen diesen seinen Wunsch dringend an's Herz legte; doch sagte er darin, daß er die Union nirgends aufdringen, oder in dieser Angelegenheit etwas verfügen und bestimmen, noch die Rechte und Freiheiten der beiden Kirchen verletzen wollte. — Darauf trat am 1sten October die deutsche Geistlichkeit Berlins zu einer Synode zusammen und beschloß sich zu einer gemeinschaftlichen Feier des heiligen Abendmahls nach einem Ritus in der Nicolai-Kirche am zweiten Tage des Reformations=Jubiläums den 1. November, zu vereinigen. Der König bestimmte aber zur Feier der Union den Vorabend des Reformationsfestes den 30. October, und begab sich an diesem

Tage nach Potsdam, wo er in der Garnisonkirche mit allen Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses das heilige Abendmahl nach biblischer Vorschrift empfing. Diesem erhaben Beispiele folgten nach und nach mit wenigen Ausnahmen auch die übrigen Stadt- und Landgemeinen im preußischen Staate, doch betrachten wir auch die Stellung des Königs zur katholischen Kirche.

Seit dem Frieden hatte sich die Zahl der Katholiken im preußischen Staate bis über ein Drittheil der Bevölkerung gemehrt, und der König gestattete diesen neuen Unterthanen gleiche Rechte wie den alten Landeskindern. Unter dem Schutze dieser Toleranz Fredrich Wilhelms fand nun die römische Geistlichkeit Muße den Zustand ihrer Kirche in Erwägung zu ziehen, während der Papst auf Mittel sann, sein durch Napoleon tief verletztes Ansehen wieder auf die Höhe vergangener Zeiten emporzuheben. Der König, welcher seinen Standpunkt mit Vorliebe mitten in der Kirche genommen hatte, konnte sich den Zumuthungen Anforderungen und Anmaßungen Roms nicht ganz entziehen, und duldete daher Manches, was ein anderea Fürst vielleicht geradezu unterdrückt haben würde. Zwar regte sich in verschiedenen Gegenden des Landes, wie in Schlesien unter den Priestern und am Rheine, auf der neugestifteten Universiität zu Bonn, unter den Lehrern der katholischen Theologie ein bisher noch kaum bemerkter Geist des Fortschritts. Dort (in Schlesien) wünschten viele die lateinische Kirche in eine deutsch-katholische umzuschaffen, aus deren Gottesdienste die lateinische Sprache gänzlich verbannt würde; hier (zu Bonn) arbeiteten die tüchtigsten Lehrer der Theologie, daran den Lehrbegriff ihrer Kirche mit den Fortschritten der Wissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen. Allein in Rom dachte man nicht mit den leisesten Gedanken an ein Vorwärts; dort wollte man immer rück-

wärts, zurück in die alte Zeiten vor der Reformation. Dies legte die katholische Geistlichkeit am Rheine dadurch an den Tag, daß sie bei Volziehung gemischter Ehen den Betheiligten das Versprechen abnahm, die zu erwartenden Kinder beiderlei Geschlechts durch die Taufe der kathlischen Kirche zu übergeben. Darauf erschien unterm 6. April 1819 ein Kabinets-Befehl, worin der König gegen den Minister von Altenstein erklärte: „daß er Alles aufbieten solle, um Störungen des Friedens zu verhüten; jedoch die Geistlichen welche zu Beschwerden über den in Frage stehenden Gegenstand Anlaß geben, fortzuschaffen, ihre Oberen je nach dem Grade ihrer Verschuldung das königliche Mißfallen auf das ernstlichste fühlen zu lassen und die empfindlichsten Maßregeln gegen sie in Anwendung zu bringen." Man wußte nun, daß jenes Verfahren der katholischen Geistlichkeit den Grundsätzen der preußischen Regierung geradezu entgegen laufe, und schien sich einstweiien zu rügen in Erwartung des von Seiten des Staats mit dem Papste abzuschießenden Vertrags.

Unterm 16. Juli 1821 erfolgte denn endlich auch das Concordat, nach welchem der König zu Cöln, Gnesen und Posen Erzbischöfe, zu Trier, Münster, Paderborn, Breslau, Ermeland und Culm Bischöfe anzustellen und diese mit reichlichen Pfründen auszustatten übernahm; Rom hingegen den Wahlberechtigten Capiteln zur Pflicht machte, nur solche Personen zu wählen, die dem Könige angenehm wären. Die Bestätigung derselben bestand jedoch auf Seite des Papstes viel fester, als auf der des Königs; nur das hatte der Kirchenfürst von Letzteren nicht unbedingt erreichen können, daß den hohen Geistlichen ihre Pfründen in Landesgebieten oder liegenden Gründen unter eigener Verwaltung eingeräumt würden, weil dadurch ein offenbarer Schritt zur Aufrichtung einer Kirchenmacht im Lande,

der des Königs gegenüber, gethan worden wäre. Indeß war der König in seiner Genehmigung vom 23. August 1821 vorsichtig genug, die Gültigkeit des Vertrages nur anzuerkennen, unbeschadet der Majestätsrechte und der Rechte der evangelischen Unterthanen, ein Vorbehalt, welcher ihn bei der strengsten Gewissenhaftigkeit dennoch in den Stand setzte, den vielen verdeckten und im Hintergrunde der römischen Pfaffenklugheit lauernden Anschlägen, den ganzen Ernst und die Würde sowohl der königlichen Rechte als auch einer unverletzten Rechtschaffenheit entgegenzusetzen.

III. Familienereignisse

Die erlauchten Kinder des Königs waren nun schon fast gänzlich zu jener Reife heran gediehen, wo das Herz, geschwellt von allmächtigen Gefühlen, nicht mehr Raum im engen Busen hat. Friedrich Wilhelm kannte dies aus eigener, innigster Erfahrung, und gab daher mit Freuden die Hand seiner ältesten Tochter, der Prinzessin Charlotte, dem Großfürsten Nicolaus von Rußland, der denn auch am 15. April 1817 nach Berlin kam, um seine hohe Braut nach Rußland zu führen. Die Vermählung des verlobten Paares fand jedoch erst am 13ten Juli in Petersburg Statt. Einige Jahre darauf, am 25. Mai 1822, vermählte sich die zweite Tochter des Königs, die Prinzessin Alexandrine, mit dem Erbgroßherzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, und wieder ein Jahr darauf, am 29sten November 1823 der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern.

So sah der König, wie seine ihm theure Familie sich nach und nach auflösen und er, endlich auch vom

letzten seiner Kinder getrennt, allein dastehen würde, nur umgeben von Dienern und Miethlingen. Da führte der Himmel dem Vielgeprüften in der Gräfin Auguste von Harrach die zweite Lebensgefährtin zu.

Der König gebrauchte nämlich seit lange schon die Bäder in Töplitz, wohin, angezogen von dem hohen Gast, der vornehmste Adel Deutschlands kam. Im Sommer 1824 besuchte nun auch die gefeierte Gräfin in Begleitung ihrer Aeltern das Bad, und wurde hier, sich selber unbewußt, der Gegenstand der höchsten Aufmerksamkeit des Königs von Preußen. Indeß war diese Dame von der Natur mit so viel Geist und Liebenswürdigkeit ausgestattet, daß Friedrich Wilmelm mti dem tiefen Blicke des Menschenkenners, der ihm eigen war, zu erkennen glaubte, sie sei im Stande, seine kommendn Tage zu verschönern. Nun war die Gräfin zwar nicht ebenbürtig mit dem Könige, allein es war schon längst eine gesetzliche Form gefunden worden, nach welcher auch Personen ungleichen Standes eine eheliche Verbindung schließen konnten, und eine solche (morganatische) Ehe beschloß Friedrich Wilhelm einzugehen. In aller Stille wurden die Vorbereitungen dazu getroffen, und als dies geschehen erhob der König die Gräfin zu einer Fürstin von Liegnitz, und vermählte sich dann mit ihr in Charlottenburg am 9ten November, in Gegenwart weniger Zeugen. Erst als Alles abgethan war, machte der König die königliche Familie und das Land mit dem Geschehenen bekannt. Natürlich wurde dieser Schritt höchst verschiedenartig beurtheilt; aber die Anspruchslosigkeit, die Sanftmuth und wahre Herzensgüte der Fürstin wußte in kurzer Zeit selbst die Tadler dieses Schrittes zu Gunsten desselben umzustimmen. Auch erkannte man sehr bald, daß die hohe Frau ganz dazu geschaffen war, den König in den Stunden der Muße für seine rastlose

Regententhätigkeit zu entschädigen; denn sie war gegen ihn so innig und liebevoll, wie selten die Gemahlin eines andern Fürsten.

Im Jahre 1825 am 21ten Mai feierte der Hof die Vermählung der Prinzessin Louise dritten Tochter des Königs mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande. Nächst diesem freudigen Ereigniß brachte dasselbe Jahr aber auch noch eines Todesfalls, der dem Könige sehr nahe ging, indem am 1sten December zu Tauganrog der Kaiser Alexander I. starb. Doch waren die an den Tod des russischen Kaisers geknüpften Befürchtungen wegen der Thronfolge ungegründet; denn der Großfürst Constantin leistete auf das Recht der Erstgeburt Verzicht und überließ den Thron seinem Bruder Nicolaus, Schwiegersohn des Königs.

Das Jahr 1826 schien bedeutungslos vorübergehen zu wollen; denn schon war beinahe die erste Hälfte des des letzten Monats verflossen, und noch hatte sich nichts Wichtiges ereignet.

Da, am 14. December, begab sich der König Morgens um die gewöhnliche Zeit zum Vortrage nach seinem Arbeitszimmer, glitt auf der dahin führenden kleinen Treppe aus und fiel so unglücklich herab, daß er sich, etwa eine Hand breit über dem Knöchel, das rechte Bein brach.

Schnell wurde ärztliche Hülfe herbeigeholt uud mit den erforderlichen Mitteln vorgeschritten; doch erregte die Nachricht im Publikum eine grose Bestürzung.

*) J. H. Lehnert erzählt in seinem „Leben Friedrich Wilhelm's III. zu Paretz" Der König hatte mit seiner Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, im Gartensaale (des Schlosses zu Paretz) Schach gespielt, stand nach Beendigung der Partie auf und schlug der Fürstin einen Spaziergang vor.. Sogleich eilte diese hinweg, holte des Königs Mütze und Stock, setzte ihm jene unter freundlichem Liebkosen auf das Haupt, gab ihm den Stock in die Hand, bot ihm den Arm und wanderte dann einsam mit ihm ins Frei hinaus.

Indeß nahm die Heilung einen erfreulichen Gang, und schon am 30. Januar 1827 wurde der frühere Verband mit einem leichtern vertauscht, bis endlich zu Anfange des Monats März der Knochenbruch völlig geheilt war. Während dieser Zeit hatte die Fürstin von Liegnitz den König mit der treuesten Liebe, Hingebung nnd Aufopferung gepflegt und gewartet, und sich dadurch die dankbare Liebe desselben und die höchste Achtung aller Mitglieder des königlichen Hauses erworben. Aber auch die Theilnahme des Volkes verkaunte der König nicht und sprach seinen Dank dafür in einer Kabinets-Ordre vom 3. März 1827 folgendermaßen aus:

„Bei Gelegenheit des mich vor einiger Zeit betroffenen Unfalls habe ich aus allen Provinzen der Monarchie so viele rührende Beweise von Theilnahme erhalten, daß es mir ein wohlthuendes Gefühl gewährt, meinen Dank dafür auszusprechen. Wenn etwas die ernste Fügung des Himmels mildern konnte, so waren es die Zeichen der Liebe eines treuen Volkes, dessen Anhänglichkeit an meine Person und mein Haus sich durch alle Zeitverhältnisse im Glück wie im Unglück genügend bewährt hat. Ich trage dem Statsministerio auf, dies zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.“

Darauf, am 25. Mai, kam die Prinzessin Marie Louise Alexandrine von Sachsen-Weimar über Potsdam nach Charlottenburg als Braut des Prinzen Carl, und schon am nächsten Tage fand daselbst die Vermählung Stat, worauf am 28sten das neuvermählte Paar seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt hielt.

Zwei Jahre später am 9ten Juni 1829 kam die Schwester der Prinzessin Carl als Braut des Prinzen Wilhelm nach Potsdam, wo sie festlich empfangen ward und dann ihre Reise über Charlottenburg

nach Berlin fortsetzte. Hier lieferte das hohe Brautpaar am 21. Juni seine Vermählung.

Jetzt war nur noch der jüngste Sohn des Königs, Prinz Albrecht übrig, und auch dieser legte endlich den Wunsch an den Tag, sich zu vermählen. Seine Wahl fiel auf die Prinzessin Mariane der Niederlande, weshalb denn der Prinz im Jahre 1830 nach dem Haag abging und dort am 14. September seine Vermählung feierte. Am 11. October hielt dann das neuvermählte Paar seinen feierlichen Einzug in Potsdam und am 16. in Berlin.

IV. Der Zollverein.

Schon im Jahre 1810 hatte der König eine Reihe von Gesetzen erlassen, welche die Einführung eines neuen Steuersystems bezwecken; aber obgleich in den östlichen Provinzen zum Theil befolgt, konnte es doch bei der schwierigen Lage, in welcher sich damals der Staat befand, und bei der Anwesenheit eines argwöhnischen Feindes nicht zu seiner völligen Vollendung kommen. Seit Beendingung des glorreichen Krieges hatten sich diese Verhältnisse indeß geändert, und viele Schwierigkeiten, die sich früher der Einführung eines neuen und einfachen Steuersystems entgegengestellt hatten, waren verschwunden.

Nun aber mußte dies neue Abgabesystem, wenn es mit der neuern Gesetzgebung im Einklange stehen sollte, auf einer völligen Gewerbefreiheit beruheu; es mußten daher alle im Innern des Staates vorherrschenden Hindernisse beseitigt werden. Diese aber hingen mit der Erhebung der Accise zusammen, und auf diese mußte man Verzicht leisten, wenn das neue Steuersystem durchgeführt werden sollte. Die Accise war jedoch eine Abgabe, die in den fünf alten Provinzen, Brandenburg, Pommern, Preußen, Westpreußen und Schlesien, im

Durchschnitt jährlich 8 Millionen 550,000 Thaler in die Staatskasse brachte. Eine solche Abgabe kann man nur mit großer Vorsicht ändern, wenn man eine andere an ihre Stelle setzen will, die eine ganz andere Erhebungsweise fordert.

Nachdem die Sache im Staatsrathe lange berathen worden war, und die Meinungen sich ein ganzes Jahr hindurch gegen einander abgewogen hatten, entschied sich der König endlich für die Aufhebung der Thor-Accise und für die Einführung eines völlig freien Verkehrs im Innern. Darauf erfolgte das Gesetz vom 26. Mai 1818, durch welches der König alle innern Zoll- uud Accise-linien aufhob und auf die Grenze des Reichs setzte, so daß der innere Verkehr gänzlich frei würde. Am 8ten Februar 1819 erließ der König ein zweites Gesetz, in welchem die Besteuerung von vier inländischen Produkten: Branntwein, Bier, Weinmost und Tabacksblättern, angeordnet ward. Unterm 17. Januar 1820 erließ der König ein Gesetz hinsichtlich des Salzmonopols, wodurch dieses mit dem Steuersystem in Uebereinstimmung gebracht wurde. Endlich am 30. Mai 1820 erfolgte ein Gesetz in welchem der König eine allgemeine Schlacht- und Mahlsteuer für 136 große und mitlere Städte anordnete, und da eine solche Steuer auf dem flachen Lande und in offenen Orten sich nur mit großer Beschwerlichkeit für den Steuerpflichtigen erheben läßt, so ordnete der König für diese eine Klassensteuer an.

Auf solche Weise hatte sich das neue Steuersystem in einem Zeitraum von drei Jahren völlig entwickelt, und es war erfreulich zu sehen, wie die Regierung während eines Zeitraums von dreizehn Jahren nie mit Grundsätzen gewechselt hatte, und wie in den Steuergesetzen von 1818, 1819 und 1820 genau dieselben Principien befolgt wurden, die der König in dem organischen Gesetze vom 27. October 1810 aufgestellt hatte.

Jetzt war es der Finanzminister von Motz, der, indem er das neue Steuersystem mit scharfem Blicke in's Auge faßte, auf den großen Gedanken eines, alle Staaten Deutschlands umschlingenden Zollvereins geleitet ward; allein der Tod riß diesen Mann dahin, ehe er noch den ersten Schritt zur Ausführung seiner Idee gethan. Doch ihm folgte der eben so klarsehende Finanzminister Maaßen, der nun augenblicklich erkannte, wie aus der Handelseinheit auch die innigere Verbindung der deutschen Volksstämme zur Staateneinheit erwachsen müsse. Um indeß diesen großen Zweck zu erreichen, schloß Preußen zuerst Handelsverträge mit Dänemark, Großbrittanien, Mecklenburg-Schwerin, Schweden, Norwegen, Brasilien und endlich mit den vereinigten Staaten von Nordamerika. Bald leuchtete den deutschen Staaten die Wichtigkeit des Princips ein, von welchem Preußen ausging, und es entstanden in Folge dessen Verbindungen mehrerer Staaten zu einem gemeinschaftlichen Zollsysteme. Den ersten Verein dieser Art bildete jedoch Preußen mit den anhaltinischen Herzogthümern und einem Theile von Schwarzburg-Sondershauseu, bis am 8. März 1828 auch Hessen-Darmadt hinzutrat. Kurz zuvor war ein anderer Zollverein zwischen Baiern, Würtemberg, Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Siegmaringen entstanden, und noch ein anderer wurde zwischen Hannover und Braunschweig geschlossen. Wichtiger schien der am 24. September 1828 zu Kassel unterzeichnete mitteldeutsche Handelsverein, der Sachsen, Hannover, Kurhessen, Weimar, Braunschweig, Nassau, Oldenburg, Altenburg, Coburg, Meiningen, Hessen-Homburg, Schwarzburg-Rudolstadt, die peußischen Fürsten und die Städte Bremen nnd Frankfurt umfaßte. Als man aber sah, wie schwer solche Masse von Staaten mit ganz verschiedenen Gesetzgebungen zu gemeinschaftlichen Maßregeln zu

bewegen sei, da entschlossen sich mehrere Fürsten, diese Verbindung aufzugeben und sich dem preußisch-darmstädtischen Zollverbande anzuschließen. Namentlich versprach sich Kurhessen davon bessere Vortheile für sein Finanzsystem, und erklärte am 25. August 1831 seinen Beitritt zum preußischen Zollverein. Einige andere Staaten stellten die Bedingung, beitreten zu wollen, wenn Süddeutschland sich allgemein dafür erklären würde. Nun knüpfte Preußen mit Allen Unterhandlungen an und brachte diese glücklich zum Ziele, so daß am 1. Januar 1834 der große preußisch-deutsche Zollverein in's Leben trat. Seitdem hat die Vereinigung immer weiter um sich gegriffen, und es erstreckt sich gegenwärtig das Gebiet derselben über etwa 30 Mill. Menschen, denen der Zollverein Freiheit des innern Verkehrs mit Aufhebung aller Binnenzölle, Zulassung ausländischer Erzeugnisse gegen mäßige Abgaben und Entrichtung der Zölle an der äußersten Grenze gewährt. Ein schöneres Denkmal hat Friedrich Wilhelm nicht zurücklassen können.

V. Neue Stürme.

Seit der glorreichen Beendigung des Freiheitskampfes hatte sich kaum ein Ereigniß von welthistorischer Bedeutung zugetragen, und es schien die neue Ordnung der Dinge durch die Bestimmungen des Wiener Congresses besiegelt, ein ewiger Frieden durch die heilige Allianz verbürgt. Allein die Fürsten hatten den europäischen Staaten zwar eine andere Gestalt gegeben, aber den Völkern keinen neuen Geist eingehaucht; besonders sah man dies in Frankreich. Hier waren die Bourbons durch die Siege der Verbündeten auf den

französischen Thron zurückgerufen worden, ohne das Volk zu fragen, ob es von dieser, ihm während der Epoche des Keiserreiches entfremdeten, Familie beherrscht sein wollte. Indeß würden die Franzosen damit zufrieden gewesen sein, wenn man ihnen die einmal eingeräumten Freiheiten gelassen hätte; aber die Regierung versuchte immer deutlicher die Rückkehr zum Alten. So erließ sie im Jahre 1825 ein Gesetz wegen Entschädigung der Emigranten, welches hefiigen Unwillen erregte. Im Jahre 1826 verwarf die Pairskammer ein Gesetz über das Vorzugsrecht der Erstgeburt, und im Jhre 1827 mußte ein in Vorschlag gebrachtes strenges Preßgesetz zurückgenommen werden. Auf einer Musterung im letztgenannten Jahre forderten viele Gardisten vom Könige die Entlassung seiner verhaßten Minister, worauf Carl X. schon am nächsten Tage die Nationalgarde auflös'te und die Censur herstellte, was die Erbitterung uuendlich steigerte. Zu Aufang des Jahres 1828 sah sich der König geoöthigt, sein ganzes Ministerium zu entlassen. Das neue Ministerium war aber nicht besser zusammengesetzt, als das alte, und mußte gleichfalls wieder abtreten. Da ernannte der König am 8. August 1829 den Fürsten von Polignac zum Minister-Präsidenten, wodurch die Spannung zwischen der Regierung und dem Volke bis zu einem bedenklichen Grade stieg. Die öffentlichen Blätter waren mit Tadel gegen die Regierung, mit Hohn gegen das Ministerium gefüllt. Auf die Thronrede des Königs bei Eröffnung der Kammern am 2. März 1830 erklärte die Deputirtenkammer, daß die Uebereinstimmung der Absichten der Regierung und der Wünsche des Volkes nicht mehr vorhanden sei. Darauf vertagte der König die Kammern, lös'te sie am 16ten Mai auf und ließ eine neue Kammer wählen, wobei die Minister Alles anwandten, um die Waheln nach

ihren Gunsten zu lenken; aber vergebens, die Mehrzahl der Gewählten bestand aus Liberalen. Inzwischen ließ der Känig wegen einer ihm wiederfahrenen Beleidigung ein Heer gegen den Dey von Algier rüsten, ernannte den sehr gehaßten Kriegsminister General **Bourmont** zum Befehlshabar desselben und ließ den Krieg beginnen, ohne Mittheilung an die Kammern. Die Zeitungen nannten dies Mißbrauch der Gewalt, Verletzung der Charte und des Gesetzes; Algier wurde genommen; aber das Volk war nicht siegestrunken. Dennoch glaubten bie Minister diesen günstigen Augenblick benutzen zu müssen und übergaben dem Könige einen Bericht, in welchem Maßregeln angerathen wurden, um diejenigen Freiheiten aufzuheben, wodurch sich die Regierung am meisten beengt fühlte. **Carl X.** erließ auch die ihm angerathenen Verordnungen noch an demselben Tgge, und hob so die Freiheit der periodischen Presse auf, beschränkte und veränderte das gesetzliche Wahlsystem, lös'te die Deputirtenkammer auf und befahl die Einberfung einer neuen. Tages darauf erfolgte die Versiegelung der Druckereien mehreer der gelesensten Zeitungen, die Beschlagnahme der Tagesblätter durch Polizeibeamte und die Verhaftung der Herausgeber. Dies brachte in Paris eine furchtbare Aufregung hervor, und die Straßen füllten sich schnell mit tobenden Volkshaufen. Schon am 27. Juli kam es zwischen dem Volke und den Soldaten zum Kampfe. Die Waffenniederlagen wurden erbrochen, die dreifarbige Fahne wehete vom Thurme von Notre-Dame und überall ertönte der Ruf: „Es lebe die Charte!" Am 28. wurde Paris in Belagerungszustand erklärt, aber am Morgen des 29. gab **Carl X.** schon zu erkenen, daß er nachgeben wolle; allein die Munizipal-Commission erwiederte: der König habe aufgehört zu regieren. Am 30. Juli bildete man nun ein provisorisches

Ministerum nnd trat mit dem Herzog Ludwig Philipp von Orleans in Verbindung, indem man ihm zum General-Statthalter ernannte. Carl X. leistete am 2. August zu Rambouillet mit dem Dauphin Verzicht auf die Krone, erkannte den General-Statthalter als solchen an und ging am 16. August zu Schiffe nach England. Jetzt entwarf man in Paris eine neue Charte, die nach mancherlei Abänderungen ihrer ersten Grundzüge endlich für eine constitutionelle Monarchie paßte und, genehmigt von der Deputirtenkammer, dem General-Statthalter als Bedingung seiner Thronbesteigung vorgelegt wurde. Dieser nahm sie an und bestieg als Ludwig Philipp I. König der Franzosen den Thron.

Schnell verbreitete sich die Kunde von dem außerordentlichen Ereigniß über ganz Europa, Fürsten wie Völker in Erstaunen setzend; denn es war in Frankreich nichts Geringers geschehen, als das Princip der Volkssouverainetät ausgesprochen, und das alte ehrwürdige Princip der Legitimität zu Grabe getragen worden. Indeß behauptete der König von Preußen auch hier diejenige Würde, Ruhe und unbefangene Ueberlegung, welche ihn überall auszeichneten. Er sah seine Legitimität nicht gefährdet, ließ das neue Princip zur Seite liegen und sah in dem Vorgange nur eine Strafe für die Wortbrüchigkeit Carl's X. welcher die dem Volke zugestandenen und garantirten Rechte ohne Weiteres zurücknahm. Auch war Friedrich Wilhelm nicht der Meinung, daß das Princip der Volkssouverainetät durch den mit Frankreich beibehaltenen Frieden eine Art von Sanction erhalte; denn sonst hätte man schon früher nicht mit der Republik Frankreich unterhandeln dürfen, die den König nicht blos abgesetzt, sondern sogar hingerichtet hatte. Diese Grundsätze der Mäßigung machten sich im ganzen eu-

ropäischen Fürstenrathe geltend, und bald erkannten England, Rußland, Preußen und Oestreich die neue Ordnung der Dinge.

Aber der Sturm hatte sich einmal erhoben, und in Westen aufbrausend, ras'te er unaufhaltsam nach Osten, geraden Wegs bis in die Steppen Rußlands. Schon am 25. August begann der Volksaufstand in Brüssel und wälzte sich binnen fünf Tagen über Lüttich und die preußische Grenz bis nach Aachen fort, wo er jedoch durch die Bürgerschaft selbst gedämpft wurde. Allein dies hemmte den Fortschritt des Aufruhrs nicht. In Kassel (am 2. September), in Leipzig (bis zum 5.), in Braunschweig (am 6. und 7 ten), in Dresden (am 9.(, in Altenburg (am 12.), in Berlin (vom 16. bis zum 19.) und Breslau (am 27. und 28.) brachen Unruhen unter dem Volke aus, jedoch in dem beiden letzteren Städten ohne politischen Zweck. Hier gaben die tumultuarischen Auftritte dem Könige nur Veranlassung zur Errichtung städtischer Sicherheitsvereine durch eine Verordnung von 1. October 1830. Doch die Flamme des Aufruhrs griff immer weiter um sich.

Es war am 29. November, als zu Warschau einige Junker der Kriegsschule die Fahne der Insurrection aufpflanzten, unter welcher sich sofort die polnischen Truppen der Hauptstadt versammelten. Ihr öffentliches Auftreten begann mit Mord. Russische und polnische Offiziere vom höchsten Range fielen unter ihren Dolchen; kaum retirirte sich der Großfürst Constantin mit der russischen Besatzung über die Weichsel. Die Eröffnungen des Kaisers Nicolaus beantworteten die Volksvertreter in Warschau durch eine Kriegserklärung. Auch auf preußischem Boden, an der Grenze entlang, theilte sich die Insurrection den Gemüthern mit, und der König sah sich genöthigt, die Provinzen Posen, Schlesien, Pommern, West- und Ostpreußen

militairisch zu besetzen. Als Erwiederung der polnischen Kriegserklärung rückte vom 5. bis 8. Januar 1831 ein russiches Heer unter Diebitsch in Polen ein, worauf rasch hinter einander mehrere Gefechte folgten. So am 19. und 20. Februar die Schlacht bei Wawre, am 24. und 25. die Schlacht bei Grochow. Die Russen blieben Sieger, waren aber so geschwächt, daß sie vorläufig nicht angriffsweise verfahren konnten. Indeß wurden die Polen am 26. Mai bei Ostrolenka total geschlagen, ein Theil ihre Truppen auf die preußische Grenze gedrängt und hir entwaffnet. Um diese Zeit war von Asien her die Cerera nach Europa gekommen und suchte auch in Polen ihre Opfer. Am 10. Juni erlag ihr der russische General Diebitsch bei Pultusk, am 27. Juni der Großfürst Constantin zu Witepsk. Diesen günstigen Zeitpunkt hätten die Polen vortheilhaft benutzen können, aber sie unterließen es. Da zog der russische Feldherr Paskewitsch gegen Warschau heran, und nahm am 9ten und 7ten September alle Festungswerke mit Sturm. Unmittelbar darauf erfolgte die Uebergabe der Stadt, so daß am 8. schon die Russen ihren Einzug hielten.

Inzwischen hatte sich der Volksaufstand in Brüssel in eine allgemeine Revolution verwandelt, in Folge welcher die Holländer aus dem Lande gewichen waren. Frankreich unterstützte die Belgier, und diese wählten am 4. Juni 1831 den Prinzen Leopold von Sachsen-Couburg zu ihrem Könige. England war für, die ubrigen Hauptmächte gegen die Revolution; allein die Aussicht, in einen langwierigen Krieg verwikkelt zu werden, stimmte Alle um. So wurde Belgien ein unabhängiger Staat, und Prinz Leopold bestieg am 21. Juli den Thron. Jetzt aber rückren holländische Truppen über die belgische Grenze, während sich zu gleicher Zeit Frankreich gegen diesen Angriff erklärte

und seine Nordarmee in Belgien einmarschiren ließ. Der König der Niederlande verwarf die ihm vorgelegten Friedensbedingungen und weigerte sich, den ruhig gebliebenen Theil Begiens abzutreten. Nach mehrfachen Unterhandlungen sperrte England und Frankreich die holländischen Häfen, ein französisches Heer stellte sich den Holländern am 23. November 1832 entgegen, rückte vor Antwerpen und nahm nach kurzer Belagerung die Festung ein. — In den übrigen europäischen Staaten wurde der Frieden dadurch nicht gestört, doch hielt jede der größeren Mächte ein Heer in Bereitschaft, um die Ruhe aufrecht zu erhalten.

V.I. Der Lebensabend.

So war denn die Flamme des Krieges abermals erloschen. Der König von Preußen hatte, seiner Unterthanen eingedenk, gegen alle Stürme von Außen und ohne Verletzung seiner Würde den Frieden behauptet. Jetzt stand er da auf erhabenem Throne inmitten eines treuen Volkes, das ihn mit stolzem Bewußtsein Vater nannte, und er hätte nun, glücklich auch in seinen häuslichen Verhältnissen, den Abend seines Lebens in friedlicher Stille genießen können; aber Das war ihm vom Schicksal nicht beschieden: er sollte seine große Laufbahn mit Unruhe beschließen. Doch was seinem landesväterlichen Herzen am meisten nahe ging, war, daß gerade von der Stelle her, von welcher sich der Frieden über die Welt verbreiten soll, ihm die letzten Lebenstage umschleiert wurden. Dies war die Kirche, welche doch an ihm einen so großen Schutzherrn hatte.

Friedrich Wilhelm hielt stets an dem Grundsatze fest, der katholischen Kirche in Preußen dieselben Rechte einzuräumen, deren sich die protestantische erfreute. Allein von Belgien aus bemühte man sich, in den Rheinlanden Unzufriedenheit mit dem Zustande zu erregen, daß ein protestantischer Fürst ein katholisches Land regiere. Der Erzbischof von Köln, Graf Spiegel, wußte indeß diese Umtriebe niederzuhalten, bis er im Jahre 1835 starb. In der Person des Weihbischofs von Münster, Clemens August, Freiherr Droste zu Vischering, sah die Regierung einen würdigen Nachfolger des hingeschiedenen Prälaten, und und man wählte ihn zum Erzbischof; allein die Vorsicht erheischte, sich zuerst seiner Gesinnungen in Bezug auf mache, leicht zu Irrungen führende Punkte zu versichern, ehe er die Genehmigung des Königs erhielt. Besonders nöthig war diese Vorsicht in Bezug auf die gemischten Ehen. Das Gesetz vom 21. November 1803 verordnete, daß eheliche Kinder immer in der Religion des Vaters unterrichtet werden sollten und daß zu Abweichung dieser gesetzlichen Vorschrift kein Ehegatte den andern durch Verträge verpflichten dürfe. Unter dem 17. August 1825 erklärte der König, daß diese Vorschrift auch in den Rhein- und westphälischen Provinzen gelten solle. Ueberdies dürfe kein Geistlicher von den Verlobten das Versprechen fordern, die zu erwartenden Kindern ohne Unterschied des Geschlechts in der katholischen Confession zu erziehen, oder bei Nichtableistung dieses Versprechens die Trauung zu verweigern. Aber man umging das Gesetz, und als die Geistlichen zur Rechenschaft gezogen wurden, versicherten sie, daß nur der Pabst allein entscheiden könne, inwiefern die Befolgung der königlichen Cabinetsordre möglich sei. Darauf knüpfte die Regierung mit dem Pabste Unterhandlungen an, und dieser ließ am 25. März 1830

ein Breve, welches eine vielfache Deutung gestattete, im Wesentlichen aber die Einsegnung der Ehe von einer gemessenen Sicherstellung hinsichtlich der Kindererziehung abhängig machte. Der König ließ dem Pabste das Breve zurückreichen, erlangte indeß keine Abänderung. Dagegen glaubte der Erzbischof von Köln, Graf Spiegel, in dem päblichen Breve Motive zu finden, nach welchen dasselbe mit der königlichen Cabinetsordre in Einklaug gebracht werden zu können schien, und schloß deshalb am 19. Juni 1834 mit der Regierung eine Uebereinkunft über die Ausführung des päbstlichen Breve, wonach er endlich seine Diöcesanen instruirte. Aber wie gesagt, schon ein Jahr darauf ging der Erzbischof mit Tode ab. Nun befragte man den neugewählten Erzbischof, Freiherrn Droste zu Vischering, ob er der Uebereinkunft von 19. Juni 1834 beizutreten gedenke, worauf dieser antwortete: Er werde sich wohl hüten, jene gemäß dem Breve vom Pabste Pius XIII. darüber getroffene und in den vier Sprengeln Münster, Paderborn, Trier und Köln zur Vollziehung gekommene Vereinbarung nicht aufrecht zu halten, oder gar, wenn solches thunlich wäre, anzugreifen oder umzustoßen, und daß er dieselbe nach dem Geiste der Liebe, der Friedfertigkeit anwenden werde. Darauf erhielt er die königliche Bestätigung.

Als der Pabst von jener Uebereinkunft hörte, mißbilligte er sie, und dies machte auf den neuen Erzbischof von Köln einen tiefen Eindruck. Bald auch erhoben sich laute Klagen gegen die Geistlichen, weil sie ohne Sicherstellung von Seiten der Verlobten die Vollziehung gemischter Ehen verweigerten. Der Erzbischof selber billigte dies und fand in dem Verfahren keinen Bruch seines Versprechens, da er die Worte gebraucht habe: gemäß dem Breve, nun aber ersichtlich sei, daß die Vereinbarung und Instruction mit dem Breve

im Widerspruche stehe. Zugleich verbot er alle Schriften des verstorbenen Professors Hermes, welche der Pabst als irrlehrig bezeichnet und verdammt hatte, untersagte im Priester-Seminar alle Vorlesungen und hob so die Universität Bonn fast gänzlich auf. — Diese Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse stellte den Erzbischof der Regierung feindlich gegenüber, und der König sah sich gezwungen, dem Verfahren dieses Priesters Schranken zu setzen. Darauf erschien am 15. November 1837 eine königliche Verfügung gegen den Erzbischof, deren Vollziehung dem Ober-Präsidenten der Rheinprovinz v. Bodelschwingh übertragen wurde. Die demselben ertheilte Anweisung ging besonders dahin, daß er in einer mit aller Würde abzuhaltenden Conferenz unter Zuziehung mehrerer durch ihre amtliche Stellung ausgezeichneter Zeuge, dem Prälaten auf Grund der königlichen Ordre zunächst die Frage: ob er bei seinem Verfahren und seiner Erklärung beharre vorzulegen. im Falle dieses Beharrens aber anzuzeigen habe: der Ausübung seines errzbischöflichen Amtes und folglich auch der Aufenthalt in der Erzdiöcese Köln könne ihm unter diesen Umständen vom Könige nicht länger gestattet werden; es stehe ihm jedoch frei, sich außerhalb jener Diöcese einen beliebigen Aufenthaltsort zu wählen, von wo aus er sich schriftlich oder auch persönlich nach Rom zu wenden nicht verhindert sein würde, sofern er nur, damit einer weiteren Verwirrung der Verhältnisse vorgebeugt würde, das Versprechen leisten wolle, von jeßt ab keinerlei Amtshandlung vorzunehmen: im Falle der Verweigerung dieses Versprechens würde ihm dagegen zur nothwendigen Sicherung des eben bezeichneten Zweckes, die Stadt Minden als einstweiliger Wohnsitz angewiesen und seine unverzügliche Abreise dahin veranlaßt werden müssen.

Der Ober-Präsident kam am 20. seiner Weisung

nach, aber der Erzbischof verweigerte die Leistung des von ihm verlangte Versprechens, und es wurde nun alle Maßregeln getroffen, die energischen Beschlüsse des Königs in Ausführung zu bringen.

Schon am 19. November waren die Wachen in der Stadt und an den Thoren verstärkt worden, während Patrouillen die halbe Nacht hindurch die Runde machten; aber Alles blieb ruhig, weshalb man diese Vorsichtsmaßregeln für überflüssig hielt. Am 20. Abends um 9 Uhr erneuerte sich dies im verstärkten Maßstabe, und man glaubte, es sei wegen des nahen Geburtstages des Prälaten, den man mit Illumination und Fackelzug begehen wollte. Bald aber wurde man eines andern belehrt. Alle Thore waren durch starke Wachen versperrt, größere Infanterietrupps setzten sich in Bewegung, Officire sprengten durch die Straßen, Kanonen fuhren auf und das Militair zog nach der Gereonstraße, wo der Erzbischof wohnte; plötzlich hieß es der Ober-Präsident und der commandirende General seien von Coblenz angekommen und mit mhreren hohen Beamten bei dem Hrrrn von Droste zu Vischering abgestiegen. Alles strömte jetzt nach dem erzbischöflichen Palast, um selbst zu sehen und zu hören; aber das war zu spat: alle Zugänge der Straßen waren abgesperrt. Da blies ein Postillon und Extrapost fuhr vor den Palast Jetzt eröffneten die Beamten dem Erzbischof, daß er auf Befehl des Königs seines Amtes entsetzt sei und ihm nur noch die Wahl bliebe, ob er sich in Güte fügen wollte, oder ob man Gewalt anwenden müßte. Er zog jedoch das Erstere vor, bestieg den Wagen und fuhr unter Bedeckung der reitenden Artillerie zum Thore hinaus. Darauf hielt der Pabst am 10. December ein Consistorum, in welchem er die Schritte der preußischen Regierung mißrilligte und den Erzbischof als einen Märtyrer darstellte,

welcher der Religon seine Macht und Ansehen zum Opfer gebracht.

Gewieß hatte es dem Könige eine schmerzliche Ueberwindung gekostet, gegen den bisher im Rufe großer Frömmigkeit stehenden Priester, mit so rücksichtsloser Strenge zu verfahren; allein er war dies den Gesetzen und der königlichen Würde schuldig, und selbst von den vernünftigern Katholiken wurden die angewandten Maßregeln gerec;t genannt. Dennoch trat nicht lange darauf (nämlich zu Anfange des Jahres 1838) der Herr von Dunin, Erzbischof von Genesen nnd Posen: in die Fußtapfen des Freiherrn von Droste zu Vischering, indem er sich frei und öffentlich in dessen Grundsätzen bekannte, durch einen Hirtenbrief über die gemischten Ehen sich ihnen gänzlich anschloß und seine Dechanten demgemäß instruirte. Vergebens waren alle Vorstellungen, ihn zum Wiederruf zu bewegen, weshalb endlich gerichtlich gegen ihn eingeschritten werden mußte. Das Erkenntniß lautete auf Amtsentsetzung und 6monatlichen Festungsarrest: aber der König erließ ihm den Arrest und wies ihm Berlin zu seinem Aufenthaltsorte an, mit bem Bedeuten, sich ohne Eelaubniß nicht aus der Residenz zu entfernen. Diesem Befehle zuwieder ging der Erzbischof dennoch heimlich nach Posen zurück, um daselbst wieder seine Amtsthätigkeie auszuüben, und nun wurde er auf Befehl des Königs nach Kolberg abgeführt.

Während dieser kirchlichen Wirren rückte nun das Jahr 1840 herrn, das 70ste in dem Leben Friedrich Wilhelm's. Die Helden des Freiheitskampfes: Blücher, Bülow, Tauenzien, York, Gneisenau, der Herzog Carl und Andere waren dem Körige schon vorangegangen; nur er stand noch da, wenngleich ein Greis, doch scheinbar noch sehr rüstig. Zu frieden konnte er zurücksehen auf die durchlaufene Bahn;

denn sie war seiner selbst und seiner ruhmgekrönten Vorfahren würdig. Was er als Regent, trotz aller Stürme rings umher geleistet hatte, würde kaum ein anderer Fürst in derselben Zeit und bei gleich ungünstigen Verhältnissen eben so glänzend vollbracht haben. Und doch war Friedrich Wilhelm so bescheiden und anspruchslos.

VII. Krankheit und Tod.

Am Krönungstage 1840 hatte der Bischof Eylert in seiner Festrede über die Bedeutsamkeit des Jahres 40 in den Annalen der Geschichte des preußischen Regentenhauses gesprochen, und auf den Regierungsantritt des großen Kurfürsten und Friedrich des Großen hingewiesen. Als nun der Redner abgetreten war, äußerte der König gegen ihn: „Sie werden sehen, so wird es diesmal wieder kommen mit dem Jahre 40!"*) Aber noch war in dem Aeußern des erhabenen Monarchen keine Spur zu finden, die auf einen baldigen Tod hätte schließen lassen, und so mochte Niemand weiter als er allein, an die Nähe dieses Ereignisses glauben.

Indeß besorgte der König seine Cabinets-Geschäfte nach wie vor und ging besonders damit um, einen Plan in Ausführung zr bringen, den er während seiner ganzen Regierung im Auge behalten hatte, nämlich die Errichtung eines Denkmals zu Ehren Friedrich's des Großen. Viele Zeichnungen darüber waren schon von ihm verworfen worden; endlich sprach er sich in einer Cabinetsordre an den Director G. Schadow dahin aus, daß eine Reiter-Statue am Ein-

*) Siehe Eylert's Characterzüge ꝛc. Theil II. Seite 287.

gange der Linden (in Berlin) ihm am zweckmäßigsten und geeignetsten erscheine. Demzufolge wurde der Professor Rauch mit der Ausführung der Statue beauftragt. Die Grundsteinlegung des Denkmals sollte aber am 1. Juni Statt finden, zugleich als würdige Feier des Tages, an welchem Friedrich der Große vor 100 Jahren den Thron bestiegen hatte.

Um die Mitte des Monats Mai verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der König sei erkrankt, doch erfuhr man bald, daß der geliebte Monarch nur an einem Anfalle der Grippe leide. Aber der 1. Juni kam heran, das Fest der Grundsteinlegung zu Fiedrich's Denkmal ward gefeiert, und man sah den König nicht. Anfangs wußten sich dies die Einwohner der Residenz nicht zu erklären; denn noch ahnte Niemand, daß das Leben des Landesvaters in Gefahr schwebe. Allein schon waren die Kaiserin von Rußland mit dem Großfürsten Thronfolger und der Großfürstin Olga, die Großherzogin von Meklenburg-Schwerin mit der Prinzessin Louise und andere Verwandte des königlichen Hauses in Berlin eingetroffen, so daß man daraus, in Uebereinstimmuug mit dem ängstlichen Hin- und Herbewegen der Prinzen, Prinzessinnen, Minister und hohen Militairs, auf einen gefährlichen Zustand des Königs schließen konnte. Auch erfuhr man, daß die Kaiserin von Rußland gleich nach ihrer Ankunft in Berlin einen Courier an ihren Gemahl nach Warschau gesandt hatte, und dies trübte die Stimmung allgemein. Das Volk drängte sich in ehrfurchtsvoller Stille um das königliche Palais, bang auf die Nachrichten aus dem Innern harrend; denn selbst die veröffentlichten Bulletins der Aerzte genügten nicht: man wollte von Stunde zu Stunde wissen, wie der König sich befinde. Ja, in jenen Tagen war die Liebe des Volkes zu seinem Vater unverkennbar, und man muß ein Zeuge

von der allgemeinen Trauer gewesen sein, die damals jedes Preußenherz erfüllte und auf jedem Antlitz den Ausdruck tiefen Schmerzen zu sehen war.

Einen nicht minder schmerzlichen Anblick bot das Innere der königlichen Wohnung dar. Alle Kinder des erhabenen Monarchen hatten sich an seinem Krankenbette versammelt, und erschöpften sich hier Tag und Nacht in Liebeserweisungen gegen den theuren Vater. Am 4. Juni Morgens um 9 Uhr erhielt der hohe Kranke durch den Bischof Eylert und am 6ten um 10 Uhr Vormittags durch den Oberhofprediger Strauß den Trost der Kirche. Am 5. hatte der König noch alle Mitglieder seiner Familie und einige der ältesten Minister nnd Räthe gesprochen; aber seit dem 6. Mittags hatte die Rede gänzlich versagt. In der darauf folgenden Nacht erwachte er plötzlich und sah den Dr. Grimm an seinem Bette. Da kehrte ihm die Sprache zurück, und er sagte wohlwollend zu diesem: „Sie sind noch immer hier? das können Sie ja gar nicht aushalten!"

Am 7. Juni Morgens traf der Kaiser von Rußland ein. Bei seinem ersten Besuche erkannte ihn der König nicht; doch kehrte der Kaiser in der Mittagsstunde zurück und nahm seinen Platz am Bette des Kranken: da richtete dieser aufmerksam den Blick auf ihn und machte mit den Händen unwillkührlich eine Bewegung, um anzudeuten, daß er seinen Schwiegersohn erkannt habe. Theilnehmend fragte der Kaiser; «Comment cela va-t-il?» worauf der König mit matter Stimme antwortete: «cela va mal!» Dies waren seine letzten Worte.

Um 3 Uhr Nachmittags begann der Kranke in sanften Schlummer zu sinken; der entscheidende Moment war da. Auf den Wink des Arztes öffnete jetzt der Kämmerier Kynast die Thür des Vorzimmers, und nun begaben sich

alle hier versammelten Mitglieder des königlichen Hauses in das Sterbezimmer. So in der Mitte der Seinigen, die eine Hand dem Kronprinzen reichend, die andere gehalten von der Fürstin von Liegnitz, hauchte um 3½ Uhr der edle König seine fromme Seele aus.

Da lag nun der todte Fürst, den Ausdruck himmlischer Milde und seligen Friedens in seinem Antlitz. Beinahe 70 Jahre waren über seinem Haupte dahingegangen, und doch hatte er nach dem unerforschlichen Rathschlusse des Ewigen so viel gelitten, wie nur wenige Sterbliche auf Erden zu leiden haben. Als Vater voll treuer Liebe zu seinen Unterthanen, hatte er immer deren Bestes gewollt und vollbracht; dennoch mußte er einem übermüthigen Tyrannen unterliegen, mußte die Schmach erfahren, aus seinem königlichen Erbe hinaus, bis an die Grenzen des Reichs gedrängt zu werden. Und noch nicht genug des unsäglichen Unglücks, mußte er gleichsam als Geschenk zurücknehmen, was seine Vorfahren so glorreich errungen hatten, und, als wäre die empfangene Gnade zu groß, endlich noch die unerschwinglichsten Opfer bringen, Opfer, die selbst sein Privateigenthum hinwegrafften. Da, als der Sieger befriedigt war, trat das Schicksal von einer andern Seite feindlich auf, indem es dem Vielgeprüften Das entriß, was ihm auf Erden das Theuerste. Aber nicht gezürnt hat er darum mit den himmlischen Mächten, nicht aufgegeben seinen Glauben an die allwaltende Vorsehung; sondern er wirkte fort zum Heile seines Volks, errang mit ihm dessen Unabhängigkeit und schuf eine neue Zukunft, schöner und herrlicher, als die Vergangenheit gewesen. Nun hatte er sein großes Werk vollendet; der Engel des Todes kam und trug den Geist des Heldenkönigs zu lichten Höhen empor, zurücklassend die entseelte Hülle. Rings um diese standen die hohen Hinterbliebenen, und getroffen von dem ganzen Ge-

wicht des unersetzlichen Verlustes sanken sie einander in die Arme, dann aber, von einem höheren Gefühle überwältigt, im stummen Gebete auf die Kniee. So verflossen die ersten Tage in der tiefsten Trauer, endlich aber traf man alle Anordnungen, um die letztwilligen Bestimmungen des großen Todten zu vollziehen, und dazu gehörten zunächst die Leichenfeierlichkeiten.

In den Kriegermantel gehüllt, die Feldmütze auf dem Haupte, in einem einfachen Sarge liegend, ward nun die königliche Leiche in der Nacht zum 9. Juni in aller Stille nach dem Schlosse gebracht und unter einem Thronhimmel aufgestellt.. Am 10. Juni fand dann die Ausstellung des Paradesarges Statt, wobei 8 silberne Candelaber und mehrere Kron- und Armleuchter das Trauergemach erhellten. Unter dem Throne, auf einer mit violettem Sammet bedeckten Estrade stand der Sarg; auf demselben der Reichshelm, Degen, Commandostab, die goldnen Sporen, die Schärpe und das Band des schwarzen Adlerordens; den Sarg umgaben 8 Tabourets mit den königlichen Insignien: der Krone, dem Reichsapfel, dem Reichs-Insiegel, dem Kurhut, dem Reichsscepter, dem Reichsschwert, der Kette des schwarzen Adlerordens und dem Kurschwert. Ein General-Adjutant mit dem Reichspanier und ein Flügel-Adjutant standen zu Häupten des Sarges, am Fußende der Hofmarschall, neben den Tabourets Stabsofficiere, auf den untersten Stufen Kammerdiener, Laquaien 2c.

Am 11. Juni strömte nun das trauernde Volk von nah und fern herbei, um den dahingeschiedenen König auf seinem letzten Wege vom Schlosse nach der Domkirche zu begleiten. Schon um 10 Uhr Vormittags kündigten alle Glocken der Residenz die ernste Stunde an, in welcher das preußische Vaterland den ruhmgekrönten Herrscher, der 43 Jahre lang sein getreues

Hort gewesen, der stillen Ruhe des Grabes übergeben sollte. Mit dem Schlage 10½ Uhr ging der Zug, der im königlichen Marstall versammelten Personen unter Eskorte von einem Officier und 40 Mann des Garde-du-Corps-Regiments, welche den Zug anführten, mit dem Parade-Leichenwagen aus dem Marstall nach dem königlichen Schlosse ab. Durch das Portal Nr. 1 im kleineren Schloßhofe angekommen, machte der Leichenwagen in der Mitte des Hofes Halt, und die Eskorte stellte sich getrennt von dem übrigen Militair auf. Zwölf Unterofficiere, welche sich als Träger des Baldachins im Schloßhofe eingefunden hatten, breiteten denselben über den Leichenwagen aus, und vier Lieutenants faßten die Cordons desselben.

Jetzt begaben sich die höchsten Herrschaften zum Beginn der Trauerfeierlichkeit nach dem Thronzimmer, wo sich die gesammte Geistlichkeit eingefunden hatte. Der Bischof Eylert hielt nun vor dem Sarge eine Trauerrede und segnete dann die Leiche ein. Darauf wurde das Zeichen zum Beginn der Leichenprozession gegeben. Zwölf Obersten trugen den Sarg auf den Leichenwagen, während ihnen die Kammerherren, Marschälle und Minister mit den Reichs-Insignien vorangingen, noch begleitet von Generalen, deren einer die Reichsfahne trug. Acht Obersten führten die Pferde, zwölf Generale trugen den Baldachin, vier Generale die Cordons desselben, vier Ritter des schwarzen Adlerordens die Zipfel des Leichentuchs. Die zwölf Obersten, welche den Sarg auf den Leichenwagen gehoben hatten, nebst zwei Stabsofficieren und zwölf Capitains gingen zu beiden Seiten neben dem Wagen. Darauf setzte sich der Zug in Bewegung, eröffnet durch die gesammte in Berlin versammelte Geistlichkeit, welcher die zur Leichenparade commandirten Truppenabtheilungen folgten. Diese Truppen schlossen sich jedoch

am Dome vorüber waren, ihren Regimentern an, während von den Musik-Chören das Lied geblasen ward: „Was Gott thut, das ist wohlgethan.“ Nächst den Truppen folgten: die Hofdienerschaft von den Marschällen geführt, sodann die Aerzte, Kammerherren, die Minister mit den Reichs-Insignien und die Hof-Chargen. Endlich kamen die hohen Leidtragenden: der König, der Kaiser von Rußland, die Großherzogin von Schwerin und die Prinzessin Friedrich der Niederlande, die Prinzessin Karl und Albrecht mit ihren Töchtern, der nunmehrige Prinz von Preußen mit seinem Sohne, der Großfürst Thronfolger von Rußland und die übrigen Kinder und Angehörigen des verblichenen Monarchen; zuletzt die Deputationen der Ministerien und Behörden, der Landstände, des Magistrats und der Bürgerschaft.

In der Kirche angekommen, wurde der Sarg auf eine schwarz ausgeschlagene Estrade gesetzt, nachdem zuvor die Reichs-Insignien auf die umstehenden Tabourets gelegt worden waren. Darauf begann ein Männerchor das Lied: „Jesus, meine Zuversicht,“ in dessen ernste Strophen die ganze Versammlung feierlich einfiel. Sodann hielt der Ober-Consistorialrath Ehrenberg eine tief erschütternde Rede und sprach den Segen über die Leiche. Endlich erfolgten die militairischen Salven der beim Zeughause aufgestellten Truppen. Dies war der feierliche Moment, wo der König, der Kaiser von Rußland, der König von Hannover, der Großherzog von Meklenburg-Strelitz, der Herzog von Anhalt-Dessau und die Prinzen des königlichen Hauses vor den Sarg hintraten, niederknieeten und ein stilles Gebet verrichteten.

Dieser ernsten, aber prachtvollen Leichenfeier folgte am Abend desselben Tages eine stillere, doch nicht minder ergreifende, indem die entseelte Hülle des hingeschiedenen Monarchen um Mitternacht ohne alles Gepränge nach

Charlottenburg versetzt wurde, wo der König im Mausoleum neben seiner ihm vorangegangenen Gemahlin Louise ruhen zu wollen bestimmt hatte. Der Zug setzte sich um 11 Uhr in Bewegung, eröffnet von zwei mit Fackeln versehenen Stallknechten zu Pferde und der Leib-Compagnie des 1sten Garde-Regiments, welcher wieder zwei Fackelträger folgten. Hierauf kam der Fürst von Wittgenstein und Hofmarschall von Massow in einem vierspännigen Wagen, dann der achtspännige Leichenwagen, und zuletzt sechs Gefolgewagen mit den Adjutanten, dem Kämmerier und den Kammerdienern des verstorbenen Königs. Dieser Zug bewegte sich nun durch die mittlere Promenade der Linden, zum Brandenburger Thore hinaus, auf der geraden Straße nach Charlottenburg fort. Hier am Gitter des Schloßgartens angekommen empfing ein zahlreicher Männerchor den Trauerzug mit den Liedern: „Jesus, meine Zuversicht" und „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub." Die königliche Familie weilte bereits im Grabgewölbe, nahm hier die Ueberreste des theuren Vaters auf und übergab sie der Erde. Da ruht nun Friedrich Wilhelm's III. heiliges Gebein, harrend des großen Tages der Auferstehung.

VIII. Der letzte Wille.

Am 17. Juni erließ des jetzt regierenden Königs Majestät nachstehenden Befehl:

„An das Staatsministerium.

Ich befehle, zwei kostbare Documente der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche Mir, nach dem Willen Meines

in Gott ruhenden Königlichen Vaters und Herrn, am Tage Seines Heimgangs eingehändigt worden, wovon das eine bezeichnet ist

„Mein letzter Wille,“ das andere

„Auf dich, Meinen lieben Fritz u. s. w.

anfängt, und welche beide von seiner eigenen Hand geschrieben, und vom 1. December 1827 datirt sind.

Der Heldenkönig aus unserer großen Zeit ist geschieden und zu seiner Ruhe, an der Seite der Heißbeweinten und Unvergeßlichen, eingegangen. Ich bitte Gott, den Lenker der Herzen, daß er die Liebe des Volks, die Friedrich Wilhelm III. in den Tagen der Gefahr getragen, Ihm sein Alter erheitert und die Bitterkeit des Todes versüßt hat, auf Mich, Seinen Sohn und Nachfolger übergehen lasse, der Ich mit Gott entschlossen bin, in den Wegen des Vaters zu wandeln. Mein Volk bete mit mir um Erhaltung des segensreichen Friedens, des theueren Kleinods, das Er uns im Schweiße seines Angesichts errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt hat; — das weiß Ich, — sollte dies Kleinod je gefährdet werden, — was Gott verhüte, — so erhebt sich Mein Volk wie Ein Mann auf Meinen Ruf, wie Sein Volk sich auf Seinen Ruf erhob.

Solch' ein Volk ist es werth und fähig, königliche Worte zu vernehmen, wie die welche hier folgen, und wird einsehen, daß ich den Anfang Meines Regimentes durch keinen schöneren Act, als die Veröffentlichung derselben bezeichnen kann.

Sanssouci, den 17. Juni 1840.

(gez.) Friedrich Wilhelm.“

* *
*

„Mein letzter Wille."

Meine Zeit mit Unruhe, Meine Hoffnung in Gott!

An Deinem Segen, Herr, ist alles gelegen!

Verleihe Mir ihn auch jetzt zu diesem Geschäfte.

Wenn dieser Mein letzter Wille Meinen innigst geliebten Kindern, Meiner theuren Auguste und übrigen lieben Angehörigen zu Gesicht kommen wird, bin ich nicht mehr unter ihnen und gehöre zu den Abgeschiedenen. Mögen sie dann bei dem Anblick der ihnen wohl bekannten Inschrift: „Gedenke der Abgeschiedenen!"*) auch Meiner liebevoll gedenken!

Gott wolle Mir ein barmherziger und gnädiger Richter sein, und meinen Geist aufnehmen, den Ich in seine Hände befehle. Ja, Vater, in Deine Hände befehle Ich Meinen Geist! In einem Jenseits wirst Du Uns alle wieder vereinen, möchtest Du Uns dessen in Deiner Gnade würdig finden, um Christi, Deines lieben Sohnes, Unsers Heilandes willen, Amen.

Schwere und harte Prüfungen habe Ich nach Gottes weisem Rathschluß zu bestehen gehabt, sowohl in Meinen persönlichen Verhältnissen (insbesondere, als er mir vor 17 Jahren das entriß, das Mir das Liebste und Theuerste war), als durch die Ereignisse, die Mein geliebtes Vaterland so schwer trafen. Dagegen aber hat

---

*) Die Grotte unter dem Japanischen Hause zu Paretz war ein Lieblingsplatz der Königin Louise gewesen, wo sie oft verweilte und sich gewöhnlich mit Lectüre beschäftigte, wenn der König oben im Häuschen sich Vortrag halten ließ. Zur Erinnerung an die Verewigte wurde im Hintergrunde der Grotte eine eiserne Tafel angebracht mit der goldenen Inschrift: „Gedenke der Abgeschiedenen." (Siehe J. H. Lehnert's „Leben Friedrich Wilhelm III. zu Paretz." Seite 21.)

Mich Gott — ewiger Dank sei ihm dafür! — auch herrliche, frohe und wohlthuende Ereignisse erleben lassen. Unter die ersten rechne Ich vor allen die glorreich beendeten Kämpfe in den Jahren 1813, 14 und 15, denen das Vaterland seine Restauration verdankt. Unter die Letztern, die frohen und wohlthuenden, rechne Ich insbesondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit und das Wohlgelingen Meiner geliebten Kinder, sowie die besondere unerwartete Schickung Gottes, Mir noch in Meinem fünften Decennium eine Lebensgefährtin zugeführt zu haben, die Ich als ein Muster treuer und zärtlicher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen Mich für verpflichtet halte.

Meinen wahren, aufrichtigen und letzten Dank Allen, die dem Staate und Mir mit Einsicht und Treue gedient haben.

Meinen wahren, aufrichtigen und letzten Dank Allen, die mit Liebe, Treue und durch ihre persönliche Anhänglichkeit Mir ergeben waren.

Ich vergebe allen meinen Feinden: auch denen, die durch hämische Reden, Schriften oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen, das Vertrauen Meines Volks, Meines größten Schatzes (doch Gottlob nur elten mit Erfolg), Mir zu entziehen bestrebt gewesen sind.

Berlin, den 1. December 1827.

(gez). Friedrich Wilhelm.

*
* *

„Auf Dich, Meinen lieben Fritz, geht die Bürde der Regierungs-Geschäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über. Durch die Stellung, Die ich Dir in Beziehung auf diese angewiesen hatte, bist Du

als mancher anderer Thronfolger darauf vorbereitet worden. An Dir ist es nun, Meine gerechten Hoffnungen und die Erwartungen des Vaterlandes zu erfüllen — wenigstens danach zu streben. Deine Grundsätze und Gesinnungen sind mir Bürge, daß Du ein Vater Deiner Unterthanen sein wirst.

Hüte Dich jedoch vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht, hüte Dich vor unpraktischen Theorieen, deren so unzählige jetzt im Umschwunge sind, hüte Dich aber zugleich vor einer fast eben so schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte; denn nur dann, wenn Du diese beiden Klippen zu vermeiden verstehst, nur dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen gerathen.

Die Armee ist jetzt in einem seltenen guten Zustande; sie hat seit ihrer Reorganisation Meine Erwartungen wie im Kriege, so auch im Frieden erfüllt. Möge sie stets ihre hohe Bestimmung vor Augen haben, möge aber auch das Vaterland nimmer vergessen, was es ihr schuldig ist.

Verabsäume nicht, die Eintracht unter den europäischen Mächten, so viel in Deinen Kräften, zu befördern; vor allen aber möge Preußen, Rußland und Oestreich sich nicht von einander trennen; ihr Zusammenhalten ist als der Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten.

Meine innig geliebten Kinder berechtigen Mich Alle zu der Erwartung, daß ihr stetes Streben dahin gerichtet sein wird, sich durch einen nützlichen, thätigen, sittlich reinen und gottesfürchtigen Wandel auszuzeichnen; denn nur dieser bringt Segen, und noch in meinen letzten Stunden soll dieser Gedanke Mir Trost gewähren.

Gott behüte und beschütze das theure Vaterland!

Gott behüte und beschütze unser Haus, jetzt und immerdar.

Er segne Dich, mein lieber Sohn, und Deine Regierung und verleihe Dir Kraft und Einsicht dazu, und gebe Dir gewissenhafte, treue Räthe und Diener, und gehorsame Unterthanen. Amen.

Berlin, den 1. December 1827.

(gez.) Friedrich Wilhelm."

chule
eschädigte
dnstr. 12

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulz, Albert

König Friedrich Wilhelm III., der Gerechte

Berlin o.J. (1849)

Bor. 182 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014174-7